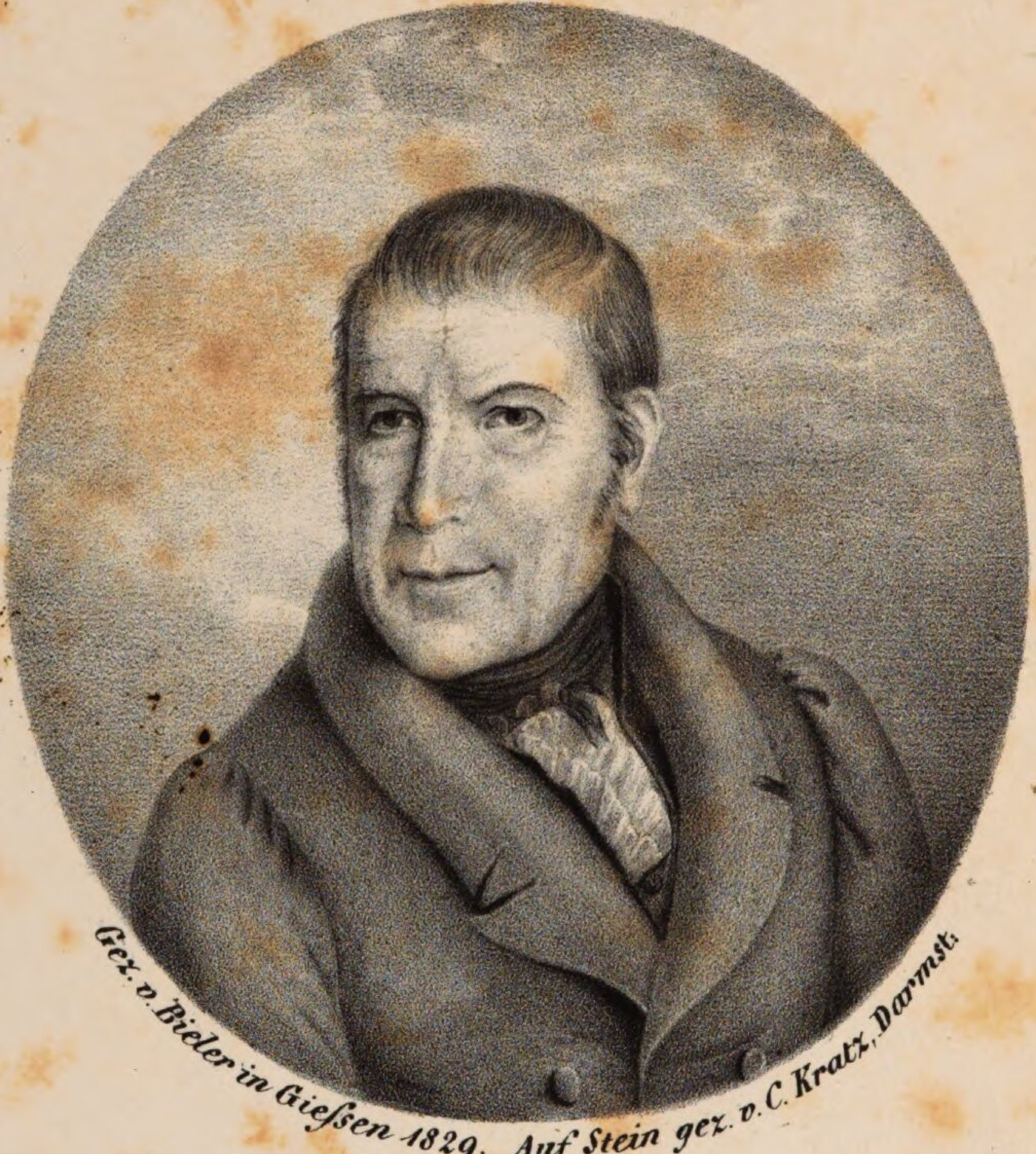
~~Paed. 331^sb^~~ 8° Schlez
Paed. Th.
5039



JOH: FERD: SCHLEZ

geb: den 27.ⁿ Juny 1759.

Handbuch
für
Volksſchullehrer,

enthaltend
den
Denkfreund
mit einem reichen Vorrathe von Zugaben für
den Schulgebrauch.

Von
Johann Ferdinand Schlez.

Min. d. Innern

Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

I. Band.

Die drei erſten Abſchnitte des Denkfreundes:

Die Tonleſekunſt, mit Entwürfen zu Lehrgeſprächen, die Lehre vom menſchlichen Körper und die Seelenlehre.

Gießen 1830,
Druck und Verlag von Georg Friedrich Heyer, Vater.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die äußere Geſtalt dieſer neuen Auflage meines Handbuchs überbietet die erſte ſo vielſeitig, daß ich auf ungetheilten Beifall rechnen dürfte, wenn es mir möglich geweſen wäre, den innern Gehalt eben ſo hoch über den der alten Ausgabe zu ſtellen; das aber würde Dinters ungeſchwächte Jugendkraft gefordert haben, deren ſich unter Tauſenden ſeiner Altersgenoſſen kaum Einer erfreut. Indeß hab' ich mir doch die neue Ueberarbeitung auch nicht zum Feierabend-Spiele gemacht und des Gutgemeinten mehr gethan, als mir nun ſelbſt lieb iſt. Ich hatte nämlich darauf gerechnet, daß das größere Format dieſer Auflage, bei gleicher Bogenzahl mit der alten, einer Menge von Zuſätzen Raum geben würde; die ſtärkere Schrift aber und der Bleidurchſchuß zwiſchen den Zeilen füllten vollſtändig die frühere Bogenzahl aus, ſo daß jeder Zuſatz auch ein Zuwachs des Umfanges geworden iſt und der erſte Band, anſtatt der in Voranſchlag gebrachten 28 Bogen, deren nun 33½ beträgt, ohne daß ich hoffen dürfte, den Zuvielbedarf an den folgenden Bänden wieder erſparen zu können. Durch Weglaſſung des aus Antiquaſchrift eingeſchalteten Denkfreundes hätte freilich der Papieraufwand ſehr vermindert werden können; warum ich aber zu dieſer Maßregel meine Zuflucht nicht genommen habe, darüber erklärt ſich das Vorwort zum erſten Abſchnitte des Buches, wo die Weglaſſung des Textes noch am eheſten würde rathſam geweſen ſeyn. Die Subſcribenten ſollen indeß bei dieſer vermehrten Bogenzahl nur gewinnen, da der Verleger, ſeinem Worte getreu, keine Nachzahlung dafür verlangen und zugleich der Freundſchaft für den Verfaſſer dieſes Opfer gern bringen wird.

Um gleiche Stärke der Bände zu bezwecken, habe ich im erſten zwei Bändchen der ältern Auflage vereinigt. Er enthält demnach drei Abſchnitte des Denkfreundes, nach der neunten

Ausgabe abgedruckt: die Tonleſekunſt mit Materialien zu Lehrgeſprächen über wichtige Angelegenheiten des Verſtandes und Herzens, die Lehre vom menſchlichen Körper und die Seelenlehre.

Der zweite, ſchon unter der Preſſe befindliche Band wird die Naturgeſchichte;

der dritte die Naturlehre nebſt der von Hrn Dr. Heyer (Forſt-Inſpector und Mitarbeiter an der Forſtlehranſtalt in Gießen) verfaßten Gewerbkunde, als einen neuen Zuwachs dieſer Auflage, und

der vierte die Erdbeſchreibung nach den neueſten Beſtimmungen umfaſſen. Erhält mir Gott die zur nöthigen Nachbeſſerung erforderliche Kraft, ſo wird das Werk unter den Händen zweier Setzer raſch fortſchreiten und, wo möglich, noch im Laufe dieſes Jahres vollendet.

Der Schlußband der erſten Auflage, welcher die von meinem lieben Nachbar, Herrn Kirchenrathe Dr. Petri zu Fulda, herrührende Geſchichte der Deutſchen enthält, kann leider! für jetzt nicht auch in verſchönter Form erſcheinen, weil der Abſatz desſelben hinter dem der übrigen Bände zurückgeblieben iſt. Indeß können ihn doch diejenigen, welche den Commentar zum Denkfreunde vollſtändig zu beſitzen wünſchen, um den auf 54 kr. oder ½ Thaler herabgeſetzten Preis mit umgedrucktem Titel (freilich aber in kleinerem Formate) hinzu erhalten.

Schließlich nehme ich mit dieſem Werke, voll gerührten Dankes für alle mir durch mein langes Schriftſtellerleben geſchenkte Nachſicht, Abſchied von meinen wohlwollenden Leſern, in deren Andenken ich noch ein paar Luſtra fortzuleben hoffe, wenn ich ſelbſt nicht mehr zu den hier Lebenden gehöre.

Schlitz im April 1830.

Schlez.

Handbuch
für
Volksſchullehrer
beim Gebrauche des Denkfreundes.

Erſte Abtheilung,

enthaltend: Aufſätze zur Belebung und Verfeinerung des Leſe-tons, nebſt Entwürfen zu Lehrgeſprächen über dieſelben,

von

Joh. Ferd. Schlez.

Vorbericht

zur zweiten Auflage der erſten Abtheilung des Handbuchs zum Denkfreunde.

Der erſte Abſchnitt meines Denkfreundes iſt nicht nur mit dem genannten Buche, ſondern auch abgeſondert *) in ſo vielen Auflagen verbreitet, daß zu den hier gelieferten Entwürfen kein wiederholter Abdruck der Leſeſtücke nöthig ſeyn würde, wenn ihn nicht die Gleichförmigkeit des Ganzen forderte, indem in den folgenden Abſchnitten der Text mit der weitern Ausführung ſchlechterdings zugleich gegeben werden muß, und wenn es nicht für Lehrer, welche nach dieſen Entwürfen katechiſiren und den Leitfaden vor Augen haben wollen, zu beſchwerlich ſeyn würde, bald nach dem Denkfreunde, bald nach dem Handbuche zu greifen.

Die nächſte Beſtimmung der hier wiederholten Aufſätze — Beförderung eines beſſern Leſetons — iſt wohl in keiner Schule verfehlt worden, wo man ſie nach meiner, in der erſten Auflage des Handbuches ſchon vorkommenden, Anleitung benutzt hat. Noch gewiſſer wird es dem Lehrer

*) Unter dem Titel: Kleines Leſebuch zur Veredelung und Belebung des Leſetons in Volksſchulen.

gelingen, wenn er auch die Zuſätze zur Lehrart in der neuen Auflage nicht unbenutzt läßt.

Von der Brauchbarkeit der an das kleine Leſebuch geknüpften Entwürfe zu Lehrgeſprächen, haben mich einige Lehrer, die ſich der erſten Auflage dieſes Handbuchs bei Schulprüfungen bedienten, überzeugt, und für Schul-Präparanden würde die ſchriftliche Abfaſſung vollſtändiger Katechiſationen nach dieſem Leitfaden eine zweckmäßige Aufgabe ſeyn. An den Entwürfen ſelbſt würden ſie zugleich lernen, welch ſorgfältige Vorarbeit jede gute Katechiſation fordere.

Warum ich aber die Entwürfe nicht noch enger, als wirklich geſchehen iſt, an den Denkfreund angeſchloſſen, und nicht durch ihren ganzen Zuſchnitt der Geſprächsform noch beſſer vorgearbeitet habe?..

Das erſte geſchah deßwillen nicht, weil ich auch auf Lehrer Rückſicht nehmen wollte, in deren Schulen der Denkfreund nicht eingeführt iſt, und die daher irgend ein anderes Leſeſtück zum Grund legen müſſen, in welchem Fall ihnen die zu enge Verwebung der Entwürfe mit dem Denkfreunde den Gebrauch derſelben nur erſchweren würde; letzteres unterblieb, weil ich Lehrer vorausſetzte, denen die Geſprächsform keine große Schwierigkeit macht, denen aber mit folgerecht zuſammengeſtellten Materialien und paſſenden Beiſpielen gedient iſt. Hätt' ich auch die katechetiſche Einkleidung noch mehr berückſichtigen wollen, ſo würde die Zwittergeſtalt zu viel Raum gefordert und die wahrhaft Hülfsbedürftigen doch nicht befriedigt haben. Für dieſe iſt ja durch eine Menge ganz ausgearbeiteter Katechiſationen hinreichend geſorgt, und ich ſelbſt bin durch Lehrgeſpräche über den Rochow'ſchen Kinderfreund ihren Bedürfniſſen entgegengekommen. Zwei Bände derſelben ſind ſchon 1796 unter dem Titel: Lorenz Richard's Unterhaltungen mit ſeiner

Schuljugend über den Kinderfreund des Herrn von Rochow, zu Nürnberg erſchienen, und erſt im verfloßnen Jahre gab ich ein neues Werkchen dieſer Art über die ganz umgearbeitete, von Heyer in Gießen verlegte, Auflage des Kinderfreundes heraus, unter dem Titel: Katechetiſches Handbuch, oder Lehrgeſpräche über ausgewählte Lehrſtücke des Rochow-Schleziſchen Kinderfreundes. In einem Anhange des genannten Büchleins habe ich mehr als 40 Aufſätze des Kinderfreundes nachgewieſen, welche man, anſtatt der Leſeſtücke des Denkfreundes, den hier gelieferten Entwürfen zum Grund legen könnte. Die nämliche Nachweiſung wird man auch in dem Inhaltsverzeichniſſe des erſten Abſchnitts dieſes Handbuchs finden.

Schlitz im November 1829.

Schlez.

Aufſätze
zur Belebung und Verfeinerung des Lesetons und des sittlichen Gefühls.

Herr **Richard** hatte die Freude, beim Antritte seines Schulamtes wohlunterrichtete Kinder zu finden. In allen Stücken war er mit ihnen zufrieden; nur ihr Leseton miſsfiel ihm ganz. Zwar setzten sie, nach Anleitung der Scheidezeichen, richtig ab und sprachen auch die Wörter ziemlich rein und deutlich aus; aber Alles ging in Einem Tact und Tone fort. Da war kein Steigen, kein Fallen der Stimme; die Frage klang wie die Antwort; der Ton der Freude, wie der Ton des Kummers; der Ton der Schmeicheley, wie der Ton der Drohung, so daſs man wirklich in Zweifel gerieth, ob die Kinder auch verständen und fühlten, was sie lasen.

Herr Richard machte daher sogleich Anstalt, diesem Fehler abzuhelfen; aber es hielt schwerer, als er vermuthet hatte. Vergebens las er mit dem gehörigen Wechsel der Stimme vor; vergebens ermahnte er zur Nachahmung. Keines der Kinder wagte den Versuch. Jedes schämte sich, alberner Weise, vor dem Andern. So ein Wechsel des Lesetons gehörte, nach ihrer Meinung, bloſs in die Kirche für den Pfarrer und Schullehrer.

Das Haupthinderniſs war indeſs ihre lächerliche Blödigkeit. Dieſs brachte Herrn Richard auf den Entschluſs, die ersten Kinderversuche im Schönlesen unter vier Augen zu machen. Er lieſs daher ein Mädchen, das ihm das feinste Gefühl, die reinste Stimme, die geübtesten Sprachwerkzeuge und die meiste Dreistigkeit zu haben schien, allein zu sich kommen, und zu seiner nicht geringen Freude fand er, daſs das Kind, vor dem Spotte seiner Mitschüler gesichert, ungemein glücklich in der Nachahmung seines Tones war. Er rief nun auch ein Paar Knaben zu den Lesestunden, und bei diesen ging es noch schneller nach Wunsch, weil es leichter für Kinder ist, in gleicher Ton-Höhe die Stimmen ihrer Gespielen nachzuahmen, als in höheren Tönen die tiefere Stimme des Mannes.

Von nun an fand die Einführung einer bessern Sprach-Melodie keine Schwierigkeit mehr. Indeſs vermiſste doch Richard ein Buch, das so stufenweise, wie er es wünschte, den Leseton seiner Schuljugend und zugleich auch ihr sittliches Gefühl belebte und verfeinerte. Dieſs brachte ihn auf den Entschluſs, selbst moralische Aufsätze zu machen, in denen jede Art von Ton zuerst einzeln und besonders, dann aber abwechselnd und vermischt mit andern vorkam. Diese Vorübungen lieſs er drucken und von den Kindern, sobald sie mit dem Körperlichen der Lesekunst im Reinen waren, so lange wiederholen, bis sie es mit dem Schönlesen zu einem gewissen Grade der Vollkommenheit gebracht hatten; und seine Schule zeichnete von nun an, vor allen im Umkreise, durch wohlklingenden, lebendigen Vortrag sich aus.

Auch euch, liebe Kinder, ist wahrscheinlich das Büchlein willkommen. Hier ist es! Es gilt den Versuch!

Wie lehrt man Kinder Gedanken und Gefühle leſen?

(Ein Beitrag zur Methodik.)

Ihr habt alle ſchon vor dem Gebrauche dieſes Buches leſen gelernt, liebe Kinder; aber das war bloße Wörterleſerei. Ihr ſollt nun auch die Wörter in ihrem Zuſammenhange (in dieſem Falle nennt man ſie Worte *) ſo leſen lernen, daß man ihren Sinn möglichſt leicht verſteht und am Redeton auch die wörtlich ausgedruckten Gefühle bemerkt.

Zum bloßen Wörterleſen gehört weiter nichts, als daß man

1) keinen Buchſtaben auslaſſe, verwechsle, oder einflicke;

2) jeden genau nach ſeinem Laute, vernehmlich und wohlklingend ausſpreche, und

3) den Nachdruck auf die rechte Sylbe lege.

Zu Nr. 2 und 3 gehört ſchon Kenntniß der Sprache. Nur ein einziges Beiſpiel! In dem Worte Gebet (von Beten) kommen zwey e vor; aber nicht eins klingt wie das andere; auch kann ich dieſem Worte, wenn es allein ſteht, nicht anſehen, welche Sylbe kurz oder gedehnt auszuſprechen ſey. Gēbĕt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt ꝛc. und: Gĕbēt, Fürbitte und Dankſagung, ſind in Anſehung der Betonung der Sylben ganz verſchieden **).

Das alles macht indeß noch keinen Gutleſer. Es iſt gleichſam bloß das Körperliche der Leſekunſt, zu welchem

---

*) Man ſagt daher Wörterbuch, nicht Wortebuch; nicht die Wörter dieſes oder jenes Apoſtels, ſondern die Worte des Apoſtels N. N.

**) Der Lehrer kann bei dieſer Gelegenheit auch mit den in der Proſodie gewöhnlichen Zeichen der Sylbenlänge (- lang, ◡ kurz) bekannt machen.

nun auch das Geiſtige kommen muß. Ihr werdet ſelbſt finden, worin das beſteht, wenn ihr darauf merken wollt, wie ich euch nun vorleſe:

I. Von der angemeßnen Bewegung (oder Schnelligkeit) des Leſens.

1) Der Lehrer lieſt mit gehöriger Stimme und richtigen Abſätzen, aber unmäßig geſchwind vor: allenfalls ein Bruchſtück aus Nr. 7 des Leſebuchs, oder ſonſt etwas, das ſich zum Schnellleſen gar nicht eignet. — War das nicht fertig geleſen? — „Ja!“ — Und doch..? ſeyd ihr zufrieden damit? — „Nein; es war zu geſchwind. Man konnte mit den Gedanken nicht nachkommen.“

Auch konnte ich bei der Uebereilung nirgends den Nachdruck auf die Worte gehörig legen *).

2) Der Lehrer lieſt hierauf, gleichfalls mit richtigem Tone, jedoch zu ſchleppend und langſam vor; z. B. einen Theil des dritten Leſeſtücks im Denkfreunde, wo die Freude der Kinder ſchlechterdings eine ſchnellere Bewegung fordert. — War es ſo recht? — „Auch nicht. Sie haben zu langſam geleſen.“

3) Er lieſt eines der Stücke, die er zu ſchnell oder zu langſam geleſen hat, nun in mäßiger und paſſender Bewegung. — War es ſo recht? — „Ja!“ — Was habt ihr alſo aus dieſen drei Leſeproben gelernt? — „Man muß nicht zu geſchwind und nicht zu langſam leſen.“

---

*) Das Verfahren des Lehrers ſcheint ſehr umſtändlich; und doch wird die Erfahrung beweiſen, daß dieſe heuriſtiſche Methode ſichrer zum Ziele führt, als jede andre, und daß ſie auch da mit Vortheil angewandt wird, wo die Jugend ſchon dunkle Vorſtellungen von den zu gebenden Regeln hat.

Was ihr vom Leſen geſagt habt, liebe Kinder, gilt auch vom Sprechen.

Man liest und ſpricht indeß nicht eine Rede ſo ſchnell oder ſo langſam als die andere. Die ſchnellere, oder langſamere Bewegung muß ſich nach den Gefühlen richten. In der Freude und im Zorne ſpricht man z. B. ſchneller, als in der Traurigkeit, oder im Gebete. Tonſetzer ſchreiben die Bewegung, in welcher ihre Tonſtücke geſpielt werden ſollen, (das Tempo) vor. Wie ſchnell man leſen müſſe, lehrt das eigne Gefühl.

II. Vom richtigen Abſetzen im Sprechen und Leſen.

Der Lehrer liest in paſſender Bewegung und mit gehörigem Stimmwechſel; aber abſichtlich mit Vernachläſſigung aller Scheidezeichen. — Hab' ich ſo recht geleſen? — „Nein!“ — Warum nicht? — „Sie haben falſch abgeſetzt.“ — Was lernt ihr daraus? — „Man muß richtig abſetzen.“ — Alſo nicht da, wo der Athem fehlt, ſondern, wo es der Sinn fordert. Setzt man am unrechten Orte ab: ſo entſteht daraus zuweilen ein ganz falſcher Sinn, z. E.:

Zur Arbeit nicht, zum Müßiggang
Sind wir, o Gott, auf Erden.

Oder:

Hier wohnt ein Mann, der, wie bekannt,
Zehn Finger hat an jeder Hand,
Fünf und zwanzig Nägel an Händen und Füſſen.
Wer zweifelt, wird anders abſetzen müſſen.

Oder:

Ich habe den Brief nicht; aber das Geld erhalten — anſtatt: Ich habe den Brief; nicht aber das Geld erhalten.

Oder:

Ich bitte Sie gütigſt, Platz zu nehmen — anſtatt:
Ich bitte Sie, gütigſt Platz zu nehmen.

Damit man aber auch in der Schrift ſehen möge, wo man abſetzen muß, ſo hat man eigene Scheidezeichen, oder die ſogenannte Interpunction erfunden *).

Die Anleitung zur Kenntniß und zum rechten Gebrauche dieſer Scheidezeichen gehört in den Schreib-Unterricht **); hier gilt es nur das Leſen nach denſelben.

Lehrer. Sagt mir, liebe Kinder, was muß denn der Leſer in Rückſicht auf die Scheidezeichen thun? Schüler. Richtig abſetzen. L. Warum aber müſſen dergleichen Abſätze im Sprechen und Schreiben gemacht werden? Sch. Damit es Hörer und Leſer beſſer verſtehn. L. Richtig! Alles was wir reden oder ſchreiben iſt ein hörbarer oder ſichtbarer Ausdruck unſrer Gedanken. Eine Rede aber, die aus vielen Worten beſteht, enthält meiſtentheils mehr als Einen Gedanken, wenn gleich alles zuſammen nur ein Ganzes ausmacht. Ein Haus, wie es der Zimmermann aufſtellt, macht auch nur Ein Ganzes aus; aber das Ganze beſteht aus vielen Theilen, und in dieſe läßt es ſich auch wieder zerlegen. Hier und da dürfte man einzelne Bälkchen herausnehmen, und das Haus bliebe doch ſtehen; manches Stück könnte wohl überhaupt wegbleiben. So iſt es auch

*) Sind die Kinder mit dieſer noch nicht ausdrücklich bekannt gemacht, ſo muß es hier nachgeholt werden. Der Eindruck obiger Beiſpiele wird ſehr an Lebendigkeit gewinnen, wenn ſie der Lehrer an die ſchwarze Tafel ſchreibt und, nach gedoppelter Interpunction, von den Schülern leſen läßt.

**) Man ſuche daher hier nicht eine Anweiſung zur Interpunction, ſondern bloß eine unvollſtändige Anleitung zur Beachtung derſelben im Leſen.

mit den Gedankenſtücken, wenn ich ſo ſagen darf, aus welchen das, was wir ſprechen oder ſchreiben, zuſammen geſetzt iſt. Ich will es euch durch Beiſpiele deutlich machen. Leſ't einmal den Anfang der Erzählung S. 43 des Denkfreundes. Sch. „Vater Gerhard; oder: was Gott thut das iſt wohl gethan!“ L. Wer wird da zuerſt genannt? Sch. Vater Gerhard. L. Gehört nun, was folgt, auch zu ſeinem Namen? Sch. Nein, darum ſteht auch ein Strichpunkt hinter demſelben. L. Recht! Der Erzähler will aber noch eine zweite Ueberſchrift geben, und wie heißt dieſe? Sch. Was Gott thut das iſt wohl gethan. L. Die erſte Ueberſchrift nennt euch alſo den Mann, den ihr hier vorzugsweiſe kennen lernen ſollt; die zweite Ueberſchrift hingegen ſoll euch den Inhalt der Erzählung mit ein paar Worten angeben. Wie heißen dieſe? Sch. Was Gott thut das iſt wohl gethan. L. Es iſt der Anfang eines alten ſchönen Kirchen-Liedes von Rodigaſt, der als Rector in Berlin ſchon im J. 1708 geſtorben iſt. — Die Erzählung hat demnach zwei Ueberſchriften, von denen ihr die eine, oder die andre wählen könnt, darum ſteht das Wörtchen oder dazwiſchen. Dürft ihr denn nun leſen: Vater Gerhard oder? Sch. Nein, da meinte man ja, Vater Gerhard habe mit dem Zunamen Oder geheißen. L. Und dürft ihr dann fortleſen: Was Gott thut das iſt wohl gethan im ganzen Dorfe? Sch. Nein. Im ganzen Dorfe gehört nicht zu: was Gott thut das iſt wohl gethan, ſondern zu den folgenden Worten. L. Richtig! Nun leſet fort. Sch. Im ganzen Dorfe war Gerhard, ein Bauer von etlich und ſiebzig Jahren, unter dem Namen Vater Gerhard bekannt. L. Jetzt laßt einmal die Worte „ein Bauer von etlich und ſiebzig Jahren“ aus. Sch. Im ganzen Dorfe war Gerhard unter dem Namen Vater Gerhard bekannt. L. Iſt das auch ver-

ſtändlich? Sch. Ja wohl; aber man möchte doch auch wiſſen, wer Gerhard geweſen iſt. L. Gut! und das erfahrt ihr durch einen Zuſatz, der, weil's ein bloßer Zwiſchenſatz iſt, durch Beiſtriche (oder Comma) von den übrigen Worten geſchieden iſt. Was ſagt euch denn nun der Zwiſchenſatz über den Vater Gerhard? Sch. Daß er ein Bauersmann, und daß er etlich und ſiebzig Jahre alt war. L. Dieſes Einſchiebſel muß nun auch im Leſen ein wenig getrennt werden. Nun könntet ihr aber fragen: ei, warum hieß man denn den Mann Vater Gerhard? Auch das erfahrt ihr. Wie ſteht da? Sch. Dieſen Beinamen erhielt er aber, mehr wegen der allgemeinen Achtung und Liebe, die er ſich bei Groß und Klein erworben hatte, als wegen ſeines Alters. L. Nun laßt einmal den Zwiſchenſatz, „die er ſich bei Groß und Klein erworben hatte," aus. Sch. Dieſen Beinamen erhielt er aber, mehr wegen der allgemeinen Achtung und Liebe, als wegen ſeines Alters. L. Fehlt nun etwas Weſentliches? Sch. Nein. L. Aber ihr könntet doch fragen: haben denn auch die Kinder des Dorfes den alten Mann ſo lieb gehabt und ihn Vater Gerhard genannt? Darauf antwortet das Einſchiebſel, welches auf die Worte Achtung und Liebe folgt. Sch. „die er ſich bei Groß und Klein erworben hatte." L. Billig muß daher auch dieſes Einſchiebſel ſo geleſen werden, daß man hört, daß es nur ein Zwiſchenſatz iſt. Und wodurch wird im Buche angezeigt, daß hier ein bloßer Zwiſchenſatz ſtehe? Sch. Durch Beiſtriche. L. Wenn Zwiſchenſätze oder Parentheſen beſonders lang, oder dem Inhalte nach ſehr abſtechend ſind: ſo ſchließt man ſie gewöhnlich mit ein Paar Klammern ein und lieſ't ſie dann ein wenig ſchwächer, ſchneller und tiefer. Z. B. „Meine Schweſter (verzeiht dem Bruder, wenn er ſein Herz reden läßt) iſt eine der edelſten Seelen." — Aber nicht bloß

Zwiſchenſätze, auch Fortſetzungen eines und desſelben Satzes müſſen öfters, im Schreiben wie im Sprechen, in kleinere Sätze getheilt werden, wenn die Rede leicht zu verſtehen ſeyn ſoll. Schlagt z. B. das Gellert'ſche Lied: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht ꝛc.“ auf und leſ't die 5te Strophe.

Sch. Der Menſch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Menſch, ein Geiſt, den ſein Verſtand
Dich zu erkennen leitet;
Der Menſch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Iſt ſich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt' und Größe.

L. Hier betrachtet der Dichter den Menſchen nach ſeiner doppelten Natur, nach...? Sch. Nach Leib und Seele. L. Den Namen, welcher beide Naturen zugleich bezeichnet, nennt er dreimal hinter einander. Wie heißt der Name? Sch. Der Menſch. L. Richtig! Was fügt der Dichter bei der erſten Nennung dieſes Namens hinzu? Sch. ein Leib, den deine Hand ſo wunderbar bereitet. L. Wo ſteht da der erſte Beiſtrich? Sch. nach Menſch. L. Und der zweite? Sch. nach Leib. L. Von dieſen zwei Beiſtrichen ſind nun die Worte: ein Leib eingeſchloſſen. Wenn es hieße: des Menſchen Leib, den deine Hand ſo w. b. — dürfte dann wohl auch ein Beiſtrich zwiſchen Menſchen und Leib ſtehen? Sch. Nein, da gehörten ja die zwei Wörter zuſammen. L. Und dürfte man in der Sprache ein wenig zwiſchen ihnen abſetzen? Sch. Nein. L. Hätte der Dichter nicht aber doch ſagen können: des Menſchen Leib, den deine Hand ſo wunderbar bereitet? Sch. Ja, aber er hat doch nicht ſo geſagt. L. Er fängt vielmehr mit den Worten „ein Leib“ einen zweiten Satz an und fügt hinzu...? Sch. „den deine Hand ſo wunderbar bereitet.“ L. Dieſer Nebenſatz muß

daher, ſowohl im Sprechen, als im Schreiben, von den Worten ein Leib gleichfalls getrennt werden. Darf man aber auch nach „deine Hand" einen Beiſtrich machen und ein wenig abſetzen? Sch. Nein. L. Warum nicht? Sch. Das Wort Hand hängt mit den folgenden Worten genau zuſammen. L. Welches Scheidezeichen ſteht aber nach bereitet? Sch. Ein Strichpunkt. L. Der ein wenig mehr ſagen will, als ein bloßer Beiſtrich. Warum ſteht aber kein Punkt? Sch. Der ganze Satz iſt noch nicht zu Ende. L. Es folgt nun eine zweite Abtheilung des langen Satzes. Wie heißt dieſe? Sch. Der Menſch, ein Geiſt, den ſein Verſtand, dich zu erkennen leitet. (Der Lehrer läßt, was ſchon bei der erſten Abtheilung geſagt worden iſt, auch auf dieſen Satz anwenden, und fährt dann fort:) Warum ſteht aber nach Verſtand ein Beiſtrich, da doch oben, nach Hand, keiner vorkommt?.. Sch. Weil — weil... L. Wie heißen die nach „Verſtand" folgenden Worte? Sch. Dich zu erkennen leitet. L. Könnte man dieſe Worte nicht auch ans Ende, und leitet unmittelbar nach Verſtand ſetzen. Wie hieße es dann? Sch. Den ſein Verſtand leitet, dich zu erkennen. L. Merkt ihr nun daß die Worte: dich zu erkennen, ſo wie ſie ſtehen, auch eine Art von Zwiſchenſatz ſind? Sch. Ja, es wird hier eingeſchoben, wozu uns unſer Verſtand anleiten ſoll, und das macht einen eigenen Theil des Satzes aus. L. Darauf folgt wieder kein Punkt, ſondern nur ein Strichpunkt — warum? Sch. Weil der ganze Sinn auch da noch nicht geſchloſſen iſt; denn es kommt noch etwas, das dazu gehört. L. Und was denn? Sch. Der Menſch, der Schöpfung Ruhm und Preis, iſt ſich ein täglicher Beweis von deiner Güt' und Größe. L. Laßt mir einmal die Worte „der Schöpfung Ruhm und Preis" aus, wie heißt es dann? Sch. Der Menſch iſt ſich ein

täglicher Beweis ꝛc. L. Wißt ihr nun, warum die Worte: der Schöpfung Ruhm und Preis, zwiſchen Beiſtrichen ſtehn? Sch. Ja, ſie machen auch einen Zwiſchenſatz. L. Den man alſo im Sprechen auch ſcheiden muß. Kurz, die ganze Strophe iſt voll Zwiſchenſätze, und der Sinn der Rede ſchließt erſt mit dem letzten Worte des Verſes. — In uralten geſchriebenen Bibeln kommen noch gar keine Scheidezeichen vor, weil ſie damals noch nicht eingeführt waren; ſogar die einzelnen Wörter ſind nicht gehörig getrennt; das machte aber den Auslegern große Schwierigkeiten, weil der Eine ſo, der Andre anders abtheilte, wobei oft ein ganz verſchiedner Sinn herauskommt. Die Sprachen haben daher durch Erfindung der Scheidezeichen viel an Verſtändlichkeit gewonnen; aber ihr müßt euch auch bemühen, im Schreiben, im Leſen und Sprechen durch ſie und nach ihnen recht abtheilen zu lernen. Glaubt indeß nicht, als ob man bloß vor und nach Zwiſchenſätzen ein Scheidezeichen mache. Ich wollte euch nur an einem einzigen Falle, wo man Scheidezeichen machen muß, beweiſen, daß dieſe Zeichen ihren guten Grund haben. Beim Schreib-Unterrichte wird mehr davon vorkommen. (Will der Lehrer ſchon hier mehr über den Gebrauch des Beiſtrichs ſagen: ſo kann er es beſonders nach Anleitung der Epiſtel am 14. Sonnt. nach Trinit. (Gal. 5, 16—24) thun.)

III. Von der Sprachmelodie.

Der Lehrer lieſt nun das erſte beßte Stück mäßig geſchwind und mit richtigen Abſätzen; aber ganz eintönig. — Wie gefiel es euch ſo? — „Gar nicht; es ging alles in Einem Tone.“ — Was lernt ihr daraus? — „Man muß mit der Stimme wechſeln.“ — Manchen ſchwachnervigen Perſonen thut das Eintönige ſo wehe, daß ſie über

einer langen, eintönigen Rede, oder Vorleſung, Uebelkeiten und Ohnmachten bekommen. — In manchen großen Sälen und Kirchen hallt die eintönige Sprache ſo durcheinander, daß man den Sprecher gar nicht verſteht. — Daß endlich die Verſtändlichkeit überhaupt unter der Eintönigkeit leide, habt ihr ohne Zweifel in dem Augenblicke ſelbſt bemerkt. Alſo: man muß im Tone der Stimme wechſeln.

Wohlan! ich leſe das nämliche Stück mit abwechſelnder Stimme. (Er liest; aber abſichtlich mit falſchem Stimmwechſel.) — Ich habe nun nicht eintönig geleſen; war es ſo recht? — „Nein, Sie haben nicht auf die rechte Art gewechſelt.“ — Alſo: man muß auch, wenn ich ſo ſagen darf, die rechte Melodie treffen. Man muß am rechten Orte ſteigen und fallen, wenn man richtig verſtanden ſeyn will.

Zwar hat und braucht man zum Sprechen und Leſen keine Noten, auch könnte man die Sprachlaute nicht einmal in Noten ſetzen, weil man ſie nicht, wie den Geſangton, auf der Orgel angeben kann; aber die Stimme muß doch beim Sprechen eben ſowohl, als beim Singen ſteigen und fallen. Es gibt auch eine Sprachmelodie. Wer wüßte nicht, daß Fragen und Antworten ſich auch durch die Stimme unterſcheiden? — „Habt ihr mich verſtanden?“ (Der Lehrer fällt bei dem Worte verſtanden abſichtlich tiefer.) Hab' ich das in der rechten Melodie geſprochen? Sch. Nein. Sie haben das letzte Wort zu tief geſprochen. L. Was hätt' ich vielmehr thun ſollen? Sch. Mit der Stimme ſteigen.

L. Aber nicht nur bei Fragen, auch in unzähligen andern Fällen, muß die Stimme ſteigen. Z. B. bei Sätzen und Gegenſätzen. Habt Acht! Ich werde ein Paar vorſprechen:

Die Kohle iſt ſchwarz, der Schnee iſt weiß;
Das Eis iſt kalt, das Feuer iſt heiß.

L. Was ſagte ich vom Eiſe? Sch. Es ſey kalt. L. Und wie hieß der Gegenſatz? Sch. Das Feuer iſt heiß. L. Welche Dinge habe ich einander entgegen geſetzt? Sch. Das Eis und das Feuer. L. Und welche Eigenſchaften dieſer Dinge? Sch. Kalt und heiß. L. Habt ihr auch auf meine Stimme gemerkt? Sch. Ja, das Wörtchen kalt haben ſie höher ausgeſprochen, als das Wörtchen heiß.

L. Und nun einen Vorderſatz und Nachſatz: „Biſt du aufmerkſam, ſo lernſt du auch etwas.“ Wie hieß der Vorderſatz? Sch. Biſt du aufmerkſam — L. Und wie der Nachſatz? Sch. So lernſt du auch etwas. L. Habt ihr auch auf meine Stimme gemerkt? Sch. Ja. L. Bei welchem Worte bin ich geſtiegen? Sch. Bei dem Worte aufmerkſam.

IV. Vom Nachdruck auf einzelnen Worten und Sylben, oder von der Betonung.

L. Habt ihr aber auch bemerkt, wie ich das Wort lernſt ausgeſprochen habe? Sch. Tiefer, aber eben ſo ſtark wie das Wort aufmerkſam. L. Merkt! die Höhe und Tiefe der Stimme macht es nicht allein aus. Auf manche Wörter und Sylben muß man auch einen ſtärkern oder ſchwächern Nachdruck legen, je nachdem es ihre Wichtigkeit mit ſich bringt. Man nennt das gewöhnlich die Betonung. Warum aber hab' ich vorhin das Wort aufmerkſam etwas höher ausgeſprochen? Sch. Weil es der Vorderſatz war. L. Und warum hab' ich das Wort lernſt durch ſtarke Betonung dem Worte aufmerkſam gleichgeſtellt? Sch. Weil dieſe zwei Wörter die Hauptſache betreffen. L. Richtig! Ich wollte euch nämlich ſagen, erſtlich: wie ihr in der Schule ſeyn ſollt... Sch. aufmerkſam. L. Zweitens wollt' ich auch ſagen, wozu euch das nützen

werde... Sch. ſo lernten wir etwas. L. Das nämliche könnt' ich auch anders ausdrücken, z. B. wenn ihr in der Schule etwas lernen wollt; ſo müßt ihr aufmerken. Welches Wort habe ich hier betont und gehoben? Sch. Das Wort lernen. L. Und welches bloß betont? Sch. Das Wort aufmerken. L. Nun ſpreche ich: wer nicht aufmerkt, der lernt nichts — Hab' ich nicht auch hier wieder die nämlichen Wörter betont? Sch. Ja. L. Spräche ich aber: wer aufmerkt, der lernt etwas; wer nicht aufmerkt, der lernt nichts! Welche Wörter habe ich da betont? Sch. aufmerkt und lernt, nicht und nichts. L. Will man in der Schreibſchrift anzeigen, daß ein Wort beſonders betont werden müſſe, ſo...? Sch. So unterſtreicht man es. L. Wie aber in der Druckſchrift? (Der Lehrer macht ſeine Schüler, durch Vorzeigung geſperrter und aus Schwabacher Schrift gedruckter Wörter, mit den techniſchen Namen bekannt und fährt dann fort:) Wollte man aber alle Worte, welche den Ton bekommen ſollen, ſperren, oder aus Schwabacher ſetzen: ſo würde jede Seite von ſolchen Auszeichnungen wimmeln. Schlagt einmal — die Epiſtel am Sonntage Eſto mihi auf. (1. Cor. 13, 1—14.) — Seht ihr hier geſperrte oder Schwabacher Schrift? Sch. Nein! L. Und doch werdet ihr, wenn ich die Epiſtel vorleſe, hören, wie viel Wörter da, theils mit, theils ohne Hebung der Stimme, betont werden müſſen: „Wenn ich mit Menſchen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: ſo wäre ich ein tönendes Erz, oder eine klingende Schelle. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe, und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, ſo wäre mir's nichts nütze. Die Liebe iſt langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen; ſie blähet ſich nicht,

ſie ſtellt ſich nicht ungebehrdig, ſie ſucht nicht das Ihre, ſie läßt ſich nicht erbittern, ſie trachtet nicht nach Schaden. Sie freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit; ſie verträgt alles, ſie glaubt alles, ſie hoffet alles, ſie duldet alles. Die Liebe hört nimmer auf, ſo doch die Weisſagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und das Erkenntniß aufhören wird. Denn unſer Wiſſen iſt Stückwerk, und unſer Weisſagen iſt Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommne, ſo wird das Stückwerk aufhören. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindiſche Anſchläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab was kindiſch war. Wir ſehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte, dann aber von Angeſicht zu Angeſicht. Jetzt erkenne ich's ſtückweiſe, dann aber werd' ich's erkennen, gleichwie ich erkannt bin. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen." (Die Schüler verſuchen die Nachahmung.)

L. Zuweilen muß man aber den Nachdruck ſogar auf Sylben legen, denen er ſonſt gar nicht gebührt. Z. B.

Der Unmenſch hat ſein Vieh nicht nur geſchlagen, ſondern beinahe erſchlagen. Spricht man das ſo aus? (nämlich den Ton auf a gelegt) Sch. Nein, da wird man wohl ſagen müſſen: geſchlagen und erſchlagen. L. Richtig! So ſagt man auch in der Regel nicht Verſtand, ſondern Verſtand; wer aber die Worte:

Stand gibt der Fürſten Gunſt, Verſtand des Himmels Gnade,

recht leſen wollte, der müßte nicht nur das von dem Dichter kurzſylbig gebrauchte Wort Stand, ſondern auch die

Vorſylbe Ver betonen und Verſtand ausſprechen. So braucht auch Gellert in dem ſchon einmal angeführten Liede: Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht ꝛc. das Fragewort wer dreimal hinter einander, und darauf auch das Fürwort Du kurz, und ſie müſſen dennoch betont werden:

Wer mißt dem Winde ſeinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer ſchließt den Schooß der Erde auf
Mit Vorrath uns zu ſegnen?
Du thuſt's, o Gott der Herrlichkeit! u. ſ. w. *).

Im Denkfreunde S. 32, Nr. 18, kommen mehrere Beiſpiele vor, welche ganz beſonders beweiſen, wie nothwendig manchmal zum richtigen Verſtändniß einer Frage, oder Antwort ꝛc. die richtige Betonung einzelner Wörter ſey. Schlagt die Numer auf und verſucht einmal, ob ihr den Ton recht legen könnt. Die zu betonenden Wörter ſind durchgängig aus Schwabacher Schrift geſetzt. (Die Kinder leſen von S. 32—35. Im Handbuche aber wird am genannten Orte nichts mehr über die Numer geſagt, ſondern hierher zurückgewieſen.)

V. Vom Ausdrucke der Gefühle durch eine eigne Art der Stimme.

Bisher war vom Stimmenwechſel in Rückſicht auf den Sinn der Worte die Rede. Man will aber nicht bloß Gedanken, ſondern auch Gefühle ausdrücken, und in dem Fall iſt das Steigen und Sinken der Stimme und die rechte Betonung noch nicht genug. Jede eigene Empfindung fordert auch eine eigene Art von Ton. Trauerlieder bläſ't

*) Ich ſetze nämlich die Bekanntſchaft der Schüler mit den Längen und Kürzen im Versbau voraus, da ſie ſchon beim Chorleſen aus dem Geſangbuche nöthig iſt.

man nicht auf der Trompete, und zur Kriegsmuſik braucht man keine Guitarre. So muß man auch das rechte Mund-Inſtrument, nach Erforderniß der auszudrückenden Empfindung, wählen.

In der Einleitung zur Uebung in der Tonleſekunſt (S. 1.) herrſcht keine Gemüthsbewegung. Es iſt bloß kalte Erzählung, wie es mit der Leſekunſt in Richard's Schule, bei ſeinem Amtsantritte, geſtanden habe. Solche affectloſe Beſchreibungen, Erzählungen, Belehrungen u. ſ. w. ſind am leichteſten zu leſen. Schwieriger iſt es, wenn wir Empfindungen ausdrücken ſollen. Anders klingt Scherz und Neckerei, anders der Ernſt; anders der Ton der Freude, der Traurigkeit und Wehklage, des Schreckens und der Angſt, des Zorns, des Muthes, der Drohung, der Liebkoſung, des Mitleids, der Bitte, des feierlich Erhabenen, des Poſſirlichen und Niedrigen u. ſ. w. — Wer ein Gebet, das ſeiner Natur nach demüthig-preiſend und dankend, oder begeiſtert, oder bittlich-ſanft, oder kindlich-hingebend geſprochen werden muß, wie einen Nachtwächterruf abſchreit, hat ganz den Ton verfehlt. Ein Lob- und Danklied darf ja auch nicht klingen, wie ein Klagelied, und dieſes nicht wie jenes; auch darf das Klagelied nicht ſo raſch und nicht mit ſo ſtarker Stimme geſungen werden, wie ein Danklied. Die Empfindung muß es uns an die Hand geben, ob wir ſchneller oder langſamer, ſtärker oder ſchwächer, weicher oder härter, höher oder tiefer, veſter oder bebender ſprechen ſollen.

Was ich bisher geſagt habe, ſoll euch überhaupt nur vorläufig auf das aufmerkſam machen, was ihr nun lernen müßt, nämlich: nicht bloß Wörter, ſondern auch Gedanken und Empfindungen leſen. Herr Richard hat

euch das Geſchäft ſehr erleichtert, indem er in einer Reihe von Geſprächen und Erzählungen, jeden Redeton *einzeln* vorkommen ließ. Eins ums andere lernt man leichter, als alles auf Einmal. Aber was man lernt, muß man mit *Bewußtſein* lernen. Das Buch, in welchem die Vorübungen im Tonleſen den erſten Abſchnitt ausmachen, führt den Titel: *Denkfreund*. Auch über den Leſeton ſollt ihr *denken*, und deswillen habe ich es nöthig gefunden, etwas weniges über die Hauptregeln des Gutleſens vorauszuſchicken.

Das leichteſte ſteht voran: *der Frageton*. — Zur Probe lege ich euch die Frage vor: *Habt ihr auf meinen Ton Acht gehabt?* — Iſt am Ende dieſer Frage meine Stimme geſtiegen oder gefallen? — „Geſtiegen.“ — Was lernt ihr daraus? — „*Am Ende der Frage muß die Stimme ſteigen.*“ Das will ich euch hier an der Tafel recht anſchaulich machen, indem ich eine Frage gleichſam auf drei Stufen hinaufſteigen laſſe:

gehn?
Garten
mit mir in den
Wollt ihr nicht

Merkt nur noch überhaupt: daß man den rechten Leſeton am beßten lernt, wenn man darauf Acht gibt, wie gebildete Leute zu *reden* pflegen. Denkt euch alſo, ihr hörtet den Geſchwiſtern *Fritz* und *Lorchen* ſelbſt zu; und wie dieſe ſprechen würden, ſo leſet nun auch!

I. Der fragende Ton.

1) Das Christgeschenk.

Fritz. (neugierig) Was hast du in deiner Schürze, Lorchen?

Lorchen. Willst du es vielleicht tragen?

Fritz. (scherzend) Soll ich auch deine Schürze dazu umthun?

Lore. Als ob man nichts tragen könnte ohne Schürze! Aber sprich: — soll ich dir deine Christtags-Ueberraschung verderben?

Fritz. Wie? was? ein Christgeschenk für mich?

Lore. Nichts anders! Oder glaubst du mir nicht?

Fritz. Glaub' ich dir nicht Alles? Aber laſs doch seh'n! laſs seh'n! Was ist es? (Er will die Schürze ihr öffnen. Lore zieht zurück.)

Lore. Ei! so wohlfeilen Kaufes erfährst du es nicht. — Kannst du's errathen?

Fritz. Vielleicht! — Eine pohlnische Mütze? Nicht wahr?

Lore. Warum nicht gar eine Pudelmütze? Hast du an deinem Czacko nicht genug?

Fritz. Das wohl; aber wer bekommt leicht zu viel? — Also wohl eine englische Jacke?

Lore. Auch nicht. Weiter gerathen!

Fritz. Wär' es nicht klüger, du sagtest mir's kurz und gut? — Ich errath' es nun doch nicht.

Lore. Je nun, so warte bis zum Christtage!

Fritz. Ach! Kannst du mich so martern mit deiner geschwätzigen Verschwiegenheit?

Lore. Und kannst du mich so martern mit deiner zudringlichen Neugier? Merkst du denn nicht, daſs es vor der Hand ein Geheimniſs für dich seyn soll?

Fritz. Und wer hat es denn zum Geheimnisse gemacht?

Lore. Wer anders, als der Vater?

Fritz. I! der Vater soll ja auch nicht erfahren, daſs

du mir's verrathen hast. Glaubst du nicht, daſs ich mich am Christtage doch stellen kann, als wüſst' ich noch nichts?

Lore. Bist du so ausgelernt in der Verstellungskunst? — Je nun, so stelle dich jetzt schon als verlangtest du gar nichts zu wissen.

Fritz. Das will ich auch! Aber nur ein wenig hilf mir auf die Spur. Ist's aus dem Thierreiche?

Lore. Nein!

Fritz. Aus dem Pflanzenreiche?

Lore. Nein!

Fritz. Aus dem Mineralreiche?

Lore. Nein!

Fritz. I, zum Kukuck! Du trägst doch nicht gar etwas aus dem Geisterreich' in deiner Schürze?

Lore. Freilich nicht; (die leere Schürze mit Lachen eröffnend) aber in welches Reich gehört wohl das Nichts?

Fritz. O du Schelmengesicht! warum schlugst du denn die Schürze so geheimniſsvoll über die Arme, wenn du nichts darin hattest?

Lore. Weil es mir ohne Handschuhe zu kalt war. — Wie kamst du denn aber darauf, ein Geheimniſs bei mir zu suchen? — Brachtest du mich nicht selbst auf eine Neckerei? — Neugierige Menschen müssen sich's nur immer gefallen lassen, ein wenig gefoppt zu werden!

Fritz. Das merk' ich an mir. Aber weiſst du auch, Lorchen, daſs es der letzte Streich ist, den du von der Art mir spielst?

Materialien zu einer Katechiſation über Neugier und Wißbegierde.

Wie nennt Lorchen ihren Bruder Fritz? „Neugierig." —

Wenn ein Vater einen von euch über einer Abtheilung des Denkfreundes, z. B. über der Naturlehre, im eifrigen Leſen und Nachdenken anträfe, würde er ihn neugierig nennen? — „Nein, wißbegierig.“ — Es muß alſo wohl ein Unterſchied ſeyn zwiſchen neugierig und wißbegierig. Um den Unterſchied zu finden, wollen wir vergleichen und unterſcheiden. Der Neugierige und Wißbegierige ſind beide — begierig, darin ſtimmen ſie alſo überein.

Was heißt aber begierig ſeyn? —
Ihr ſeht einen Baum mit ſchönen Kirſchen, ihr möchtet davon haben; ihr hört von einer Beleuchtung, (Illumination) ihr möchtet ſie ſehen; es ſoll eine Muſik aufgeführt werden, ihr möchtet ſie hören; ein Paar Menſchen ſprechen heimlich mit einander, ihr möchtet wiſſen von was u. ſ. w.

Begierde iſt alſo: ein ſtarkes Verlangen nach etwas. —

Man ſpricht auch anſtatt begierig, bloß gierig. Von einem Kinde, das mit lüſternen Blicken nach einem warmen Kuchen ſieht, und nicht warten kann, bis er angeſchnitten wird, ſagt man: es ſieht mit gierigen Blicken nach dem Kuchen. Man ſpricht: iß und trink nicht ſo gierig u. ſ. w. — Worin liegt wohl der Unterſchied zwiſchen beiden Wörtern? — „Gierig will etwas mehr ſagen als begierig. Es zeigt eine heftigere Begierde an.“

Man ſagt aber nicht lerngierig und wißgierig, ſondern lernbegierig und wißbegierig; nicht rachbegierig, ſondern rachgierig; ſelten geldbegierig, gewöhnlich geldgierig. Es muß alſo noch ein zweiter Unterſchied in einem Nebenbegriffe liegen. Ihr könnt ihn leicht finden. — Was dünkt euch wohl lobenswerther, eine ſtarke Begierde nach Lernen

und Wiſſen, oder nach Geld und Rache? — Gier und gierig braucht man alſo gewöhnlich von einer heftigen Begierde, die mehr Tadel als Lob verdient.

Die Wörter begierig und gierig verſtändet ihr alſo. Es fragt ſich nur noch: was heißt wißbegierig und neugierig? — Auch da wollen wir vergleichen und unterſcheiden.

Der Neugierige und der Wißbegierige ſind beide begierig; aber nicht nach einerlei Gegenſtänden, und nicht aus einerlei Beweggrund. — Der Wißbegierige hat Verlangen nach Wiſſen; der Neugierige nach — dem Neuen.

Man ſagt: das iſt ein Mann von vielem Wiſſen. Verſteht man wohl darunter einen, der alle Stadtmährchen und Neuigkeiten weiß? oder Taſchenſpielerkünſte und alle Kartenſpiele verſteht? — Ein Mädchen läuft nach einem Tanzſaale und ſieht durch die Thür hinein, um zu hören, ob die Muſik gut oder ſchlecht iſt, um zu ſehen, wer da iſt, wie jedes angezogen iſt, welche Tänze man tanzt, was die Tänzer auftragen laſſen, und zu welcher Tänzerin jeder ſich vorzüglich geſellt ꝛc.; — Iſt dieſes Mädchen wißbegierig? — „Nein, neugierig.“

Wißbegierde iſt daher von der Neugier verſchieden. Wißbegierde iſt das Verlangen nach klaren Vorſtellungen vom Wiſſenswerthen und Nützlichen. Die Neugier haſcht nur nach dem Neuen, ohne Rückſicht auf Erweiterung der richtigen Einſicht.

Iſt nicht aber auch die Begierde nach dem Wiſſenswerthen gewöhnlich Begierde nach dem Neuen? — Allerdings!

Indem wir nach dem Wiſſenswerthen verlangen, verlangen wir zugleich auch nach dem, was uns noch nicht ganz bekannt, oder ganz neu iſt. Dieſe Begierde nach dem Neuen, nennt man aber nicht Neugier, ſondern Neubegierde.

Vor einem Gaſthofe hielt eine Kutſche ſtill, aus welcher ein dicker Herr ſtieg. Zwei Knaben ſtanden eben da. Ludewig war gierig zu wiſſen, wer der Herr ſey. Er ſchlich alſo um den Wagen, bis er den Poſtknecht ſprechen konnte. He, guter Freund, fragte er, wen fährt er denn? — Den Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen, antwortete dieſer. Flugs lief Ludewig nach Hauſe und erzählte, daß ſo eben der Pachter Feldkümmel von Tippelskirchen vor dem Gaſthauſe zum grünen Eſel abgeſtiegen ſey. Der Vater lachte ihn aus und ſagte: der Name iſt aus einem Poſſenſpiele genommen, und der Kutſcher hat dich zum Beßten gehalten.

Heinrich hatte indeß bei der Ankunft des Wagens auch etwas bemerkt, das er zu wiſſen begierig war. Er ſah nämlich den Koffer hinter der Kutſche ganz unangebunden, und doch hatte dieſer, während der Wagen daher rollte, nicht gerückt und gewankt. Er ging daher näher und fand, daß der Koffer mit einer eigenen Vorrichtung verſehen und angeſchraubt war. Das Ding gefiel ihm. Er erzählte ſeinem Vater, was er Neues geſehen habe. Beiläufig fragte er auch: lieber Vater, wo liegt denn Tippelskirchen? Der Kutſcher hat dem Nachbars-Ludewig geſagt: der Herr des Wagens ſey von Tippelskirchen. — Das liegt in einer Comödie, ſagte der Vater. Der Kutſcher hat den Frager zum Beßten gehabt.

Welcher von beiden Knaben war nun neugierig, und welcher neubegierig? —

Dem neugierigen Knaben ging es wie Fritzen in dem geleſenen Geſpräche: er wurde zum Beßten gehalten,

und ſo geht es den Neugierigen gewöhnlich. Nicht ſelten widerfahren ihnen ſogar Grobheiten, oder Verweiſe. Dem Wißbegierigen widerfährt ſo etwas ſelten.

Indeß ſind doch die meiſten Menſchen mehr neugierig als wißbegierig. Ein neuer Prediger erſcheint auf der Kanzel. Alles ſtrömt bei, ihn zu hören. Er gefalle aber auch noch ſo gut: nicht die Hälfte der Neugierigen kommt in der Folge aus Wißbegierde. Die Obrigkeit gebe indeß dieſem Prediger eine neue noch nie geſehene Kanzeltracht; ſogleich werden die Neugierigen wieder da ſeyn, um zu ſehen, wie er in dieſer ſich ausnimmt. —

Eine fremde, ſchön oder auffallend geputzte Perſon iſt in der Kirche. Wie viele, die in drei Viertelſtunden ſchon wieder vergeſſen haben, wovon der Prediger geſprochen hat, forſchen am dritten Tage noch nach dem Namen und Stand der fremden Perſon! —

Ließe Jemand bei uns einen Lufball mit einem Pudel emporſteigen; was Füße hat liefe zuſammen und bezahlte Schaugeld; die meiſten aber würden ſo wenig als der Pudel fragen: warum denn dieſer Ball emporſteigt und woraus und wie das Mittel bereitet wird, das ihn ſteigen macht. —

Neugier treibt zu dem empörenden Schauſpiele einer Hinrichtung, eben ſo wie zu einem Poſſen- und Gaukelſpiele, und wer der Wißbegierde keinen Groſchen opfert, bringt ihn der Neugier dar.

Beſonders ſind Kinder faſt durchgehends mehr neugierig, als wißbegierig.

Hat nicht euch alle die Neugier ſchon eben ſo ſehr, wie den Bruder Fritz, gequält, voraus zu erfahren, was die

liebe Weihnacht beſcheeren wird? Seyd ihr aber auch jemals eben ſo begierig geweſen, etwas Nützliches zu lernen? —

Brächte ich ein Bilderbuch mit; — ihr alle würdet die Bilder ſehen wollen. Wäret ihr aber auch alle ſo wißbegierig, die nützlichen Belehrungen über die Bilder zu leſen? —

Zöge jetzt eine Abtheilung Soldaten an der Schule vorbei; würdet ihr nicht darüber das Nützlichſte und Wichtigſte vergeſſen, was ich euch eben zu ſagen hätte?

„So wäre denn die Neugier ganz zu verwerfen?“ — Nein!

a) Aus Neugier lernt Mancher auch das Wiſſenswürdige und Nützliche. Die durch Bilder aufgeregte Neugier treibt z. B. zum Leſen der Erklärung. Aus bloßer Neugier, ein Wunder von Jeſu zu ſehen, oder ihn ſelbſt kennen zu lernen, folgten ihm Hunderte nach in die Wüſte und fanden bei ihm, was ſie gar nicht geſucht hatten — Belehrung, Warnung, Ermunterung und Troſt. Aus bloßer Neugier verſammelte ſich das Volk am Pfingſtfeſte um Petrus; Sturm und Donner waren das erſte chriſtliche Kirchengeläute, und 3000 Seelen wurden durch des Apoſtels Predigt bekehrt.

b) Zuweilen gibt ſie uns auch Veranlaſſung, Andern nützlich zu ſeyn. Mancher geht z. B. bloß aus Neugier einem Brande nach; nun er aber da iſt, ſo hilft er auch löſchen. Im Vorübergehen vor einem Hauſe hört ein Andrer des Nachts irgend Etwas in einem Winkel. Aus Neugier ſpürt er nach und — verſcheucht einen Dieb. Ein Dritter vernimmt in der Ferne ein Geſchrei; bloße Neugier treibt ihn an, dem Geſchrei nachzugehen und er findet Gelegenheit einem Hülfsbedürftigen beizuſtehen.

c) Aus bloßer Neugier wurde auch ſchon manche nützliche Erfindung und Entdeckung gemacht u. ſ. w. Selbſt zur Entdeckung ganzer Erdtheile hat Neugier mitgewirkt. Die erſten Verſuche mit dem Magnet wurden vielleicht aus bloßer Neugier gemacht, und der Himmel weiß zu welcher Menge von Erfindungen die Neugier, ohne weiteren Zweck, Veranlaſſung gegeben hat. Nur verlange der Neugierige nicht, daß man, um des zufälligen Nutzens willen, ſeine Neugier für etwas an und für ſich Verdienſtliches halten ſoll.

Tadelnswerth aber iſt die Begierde nach dem Neuen:

a) Wenn wir ſchlechterdings keinen andern Zweck haben, als nur das Neue zu ſehen und zu hören, weil es neu iſt, es mag des Sehens und Hörens werth ſeyn oder nicht.

b) Wenn wir darüber unſre Berufsgeſchäfte vernachläſſigen, von ihnen weglaufen, oder doch unſre Aufmerkſamkeit von ihnen abwenden, wie ihr ſo gern in der Schule thut.

c) Wenn wir bloß bei dem Sehen und Hören des Neuen ſtehen bleiben, ohne einen Nutzen für Verſtand und Herz daraus zu ziehen; ſo wie Mancher einen Luftball oder fremde Thiere ſieht, ohne ſich weiter über ſie zu belehren.

d) Wenn wir Heimlichkeiten, die uns gar nichts angehen, durch ſchändliche Mittel auskundſchaften, z. B. durch Lauſchen, Ausforſchen, heimliches Leſen fremder Papiere u. ſ. w.

e) Wenn mit der Neugier böſe Abſichten verbunden ſind, was beim Lauſchen und Ausforſchen gar oft der Fall iſt.

f) Wenn wir aus Neugier das Böſe ſelbſt thun. Aus bloßer Neugier verſündigt ſich z. B. Mancher gegen das Gebot der Keuſchheit. Gar Mancher ſtiehlt etwas Eß- oder Trinkbares, bloß, um zu erfahren, wie es ſchmeckt ꝛc.

g) Endlich iſt die Neugier tadelnswerth, wenn wir uns ihrer willen, ohne höhern Zweck, in Lebensgefahr und andre Noth ſtürzen. Im Kriege kam Mancher bloß aus Vorwitz um, und auch ſonſt gibt es Fälle, wo Menſchen aus bloßer Neugier Leib und Leben wagen. In allen dieſen Fällen iſt alſo die Neugier unbedingt tadelnswerth.

Die **Wißbegierde**, oder das Verlangen, an richtigen Einſichten und Kenntniſſen zuzunehmen, iſt hingegen immer löblich.

„**Wie befriedigt man aber ſeine Wißbegierde am beßten?**“

a) Durch Fragen und Hören verſtändiger Perſonen und durch Leſen nützlicher Schriften;

b) Durch genaues Beobachten und Erforſchen deſſen, was einem merkwürdig vorkommt;

c) Durch weiteres Nachdenken über Beſchaffenheit, Beſtandtheile, Grund und Urſache, Endzweck und Gebrauch deſſen, was die Wißbegierde aufregt; kurz, durch Selbſtdenken *).

In der Schule wird eure Wißbegierde mehr erweckt, als ganz befriedigt. Ihr müßt alſo nicht da ſtehen bleiben, wo ihr beim Austritte aus der Schule ſteht. Ihr müßt immer fortſchreiten; aber nicht bloß fortſchreiten in der Erkenntniß, ſondern auch im Vollbringen des Guten und Nützlichen.

---

2) Das Vogelnest.

Heinrich (auf einen Baum deutend) Siehst du? Siehst du da oben?

---

*) Vergl. Nr. 9. des Leſebuchs.

Wilhelm. Was denn?

Heinr. ... die Kohlmeise in's Astloch schlüpfen? — Da ist gewiſs ihr Nest!

Wilh. Gut! so wünsch' ich ihr Glück in's Loch, und dir viel Glück zur Entdeckung.

Heinr. Du glaubst doch nicht, daſs ich den Fund allein behalten wolle?

Wilh. Verkaufe nur die Bärenhaut nicht zu früh. — Aber was wollen wir denn mit den Vögelchen machen?

Heinr. Sie in einen Käfig stecken.

Wilh. Und darin verhungern lassen?

Heinr. Warum nicht gar! Können wir sie nicht vor unser Fenster hängen, daſs die Alten sie groſs füttern?

Wilh. Werden sie das auch thun?

Heinr. Warum nicht? Der Baum ist ja nahe genug an unserm Hause. — Kannst du dir was lustigeres denken, als die jungen Vögelchen so flattern, zwitschern und das Maul aufsperren zu seh'n, wenn die Alten mit Futter kommen?

Wilh. Und so etwas macht dir Vergnügen?

Heinr. Warum nicht?

Wilh. Würd' es uns wohl auch Vergnügen machen, wenn wir in einem Gefängnisse stäken, und unsre jammernden Aeltern müſsten uns durch ein Gitter das Brod reichen?

Heinr. Sind wir denn Vögel?

Wilh. Wenigstens keine befiederten; — aber hast du denn das Sprüchelchen: „auch ein Thier empfindet Schmerz, quäl' es nicht, o menschlich Herz!" ganz vergessen?

Heinr. Will ich sie denn quälen? am Faden herumschleppen? bei lebendigem Leibe rupfen? oder verhungern lassen?

Wilh. Glaubst du denn nicht, daſs schon die Gefangenschaft und Trennung von ihren Aeltern Qual genug für sie ist? Rührt es dich nicht, wenn die Alten so ängstlich um das Gitter herumfliegen und locken? wenn ihre Jungen ihnen so sehnlich entgegen flattern? wenn die treuen Alten am Käfig sich anklammern und ihre armen Kinderchen durch's Gitter zu küssen scheinen, indem sie ihnen das Futter bringen? — Bruder! bist du wirklich so hartherzig?

Heinr. Still! still! Wer könnt' einer so rührenden Warnung widerstehn? Nein! nein! lebt ruhig mit euren Aeltern, ihr kleinen Vögelchen, und wenn ihr groſs seyd, so singt uns ein Liedchen vom Baume herab! Weiſst du aber auch, Bruder Wilhelm, wem das Liedchen dann gelten wird: mir oder dir?

Materialien zu ein Paar Katechiſationen über Menſchlichkeit gegen Thiere.

Wilhelm hatte Mitleid mit einer Brut junger Kohlmeiſen. — Die Meiſe gehört unter die Klaſſe der Vögel und zwar unter die Ordnung der Geſangvögel.

Man theilt bekanntlich die Thiere nach ihrer Beſchaffenheit in verſchiedne Klaſſen. — Wie? —

Man kann ſie aber auch nach den Vortheilen und Nachtheilen die ſie bringen, in ſchädliche und nützliche eintheilen. Nennt mir einige ſchädliche — und nun auch einige nützliche. — —

Sollte es aber Geſchöpfe Gottes geben, die in aller Hinſicht ſchädlich ſind? — Kein Menſch bringt abſichtlich etwas durchaus Schädliches hervor — und das hätte Gott gethan? Nein! Was uns Menſchen ſchadet, kann hun-

dern andern Geſchöpfen nützlich ſeyn. Warum ſehen wir ſcheel dazu, daß Gott auch gegen dieſe gütig iſt? Die Thiere ſind übrigens nicht bloß um unſrer, ſondern zunächſt um ihrer ſelbſt willen vorhanden.

Wenn wir alſo die Thiere ſchädlich oder nützlich nennen, ſo betrachten wir ſie in Beziehung auf uns, und zählen auch die bloß beſchwerlichen ſchon zu den ſchädlichen. Die Stuben- und Stechfliegen z. B. ſind uns bloß beſchwerlich; wie nennen wir ſie aber doch? — „Schädlich." — Wenn die Schwalbe reden könnte, würde ſie dieſe Inſecten auch ſo nennen? und für was müßte die Fliege die Schwalbe halten? für nützlich oder ſchädlich? — Wie nennen wir aber die Schwalbe? — „Nützlich." — Eſſen wir ſie denn? — „Nein; aber ſie befreit uns von vielen beſchwerlichen Inſecten." — Sie iſt alſo mittelbar nützlich, wenn ſie es gleich nicht unmittelbar iſt. — Nicht weniger nützlich iſt auch die Kohlmeiſe. Sie reinigt unſre Bäume von unzählig vielen Inſecten-Eiern, von Raupen und Holzwürmern, fängt Fliegen, Mücken und Motten, nährt ſich auſſerdem faſt von lauter Beeren und Sämereien, die wir nicht achten, und erfreut überdieß das menſchliche Auge durch ihre Schönheit, ſo wie das Ohr durch ihren Geſang.

Die Vögelgattungen, die uns am allernützlichſten zu ſeyn ſchienen, haben wir zu Hausvögeln gemacht. Z. B.??— Was benutzen wir von dieſen? — Auch unterhält man verſchiedne Vögel nicht ihrer Eier und Federn, oder ihres Fleiſches willen, ſondern — warum?

Indeß gibt es doch eine Klaſſe von Thieren, die uns weit nützlicher ſind, als die Vögel. Welche? — Der Menſch hat daher auch mehrere Säugthiere zu Hausthieren gemacht. Welche bei uns? welche in kalten-? welche in heißen Ländern?

1) Einige derſelben erleichtern uns unſre Arbeiten und Reiſen. Welche? (Schilderung unſrer Noth ohne Beihülfe der Zug- und Laſtthiere. Beſondre Erwähnung des Rennthiers und Kameels. Auch der Hund iſt in kalten Ländern, z. B. in Kamtſchatka, ein Zugthier.)

2) Andere dienen uns zur Jagd und Wache. Welches Thier jagt ſogar in unſern Häuſern?

3) Mehrere machen durch ihre Milch, durch ihr Fleiſch, Fett, Blut und durch ihre Eingeweide einen großen Theil unſres Lebens-Unterhalts aus; befördern auch das Wachsthum unſrer Nahrung aus dem Pflanzenreiche. Wodurch?

4) Sie, und viele wilde Thiere, bekleiden uns durch ihre Felle und Pelze, und geben uns auſſerdem noch eine Menge Materialien zu allerlei Kunſtarbeiten und Bedürfniſſen. (Nach Anleitung der im Denkfreunde vorkommenden Naturgeſchichte kann hier verſchiednes angeführt werden.)

Iſt es nun verantwortlich, unſre Wohlthäter, ſie ſeyen Menſchen oder Thiere, zu martern?

Doch, nicht nur gegen Thiere, die uns offenbar nützen; nein, auch gegen ſchädliche ſollen wir menſchlich handeln.

Hatte wohl Wilhelm mit den jungen Kohlmeiſen bloß deswillen Mitleid, weil ſie ſchön und nützlich ſind? — „Nein, er hatte Mitleid mit ihnen, weil die Gefangenſchaft ihnen und den Alten wehe gethan haben würde.“

Merkt demnach: **wir dürfen gar kein Thier martern und quälen**, es mag uns nützen oder nicht; denn

A. **Die Thiere ſind Geſchöpfe Gottes, wie wir, und folgen dem ihnen von Gott eingepflanzten Naturtriebe, auch wenn ſie uns ſcha-**

den. Der Sperling fällt nicht aus Bosheit, ſondern aus Hunger und Naturtrieb in unſern Gerſtenacker; ſo wie er die Raupen von unſern Bäumen ebenfalls aus Hunger und Naturtrieb, und nicht aus Liebe zu uns, wegfängt. — Wer gab dem Marder das unwiderſtehliche Gelüſten nach unſern Hühnern und Tauben? — der nämliche Gott, der das friedliche Lamm bloß an das Pflanzenreich gewieſen hat. Wollen wir die Thiere martern, weil ihnen Gott dieſen und keinen andern Naturtrieb gab?

B. Alle Thiere haben Empfindung, wie die Menſchen. Glaubt alſo nicht, daß die Heuſchrecke z. B. den Verluſt eines Beines nicht fühle, weil es ſich ſo leicht von ihrem Körper trennt; glaubt auch nicht, daß nur diejenigen Geſchöpfe, welche ſchreien und ächzen, den Schmerz fühlen. Das Pferd ſchweigt bei gleichem Schmerz, bei welchem das Schwein ein durchdringendes Geſchrei erhebt, und viele tauſend Thiere können keinen Laut von ſich geben. Warum? (S. die Nat. Geſch.)

C. Der Menſch iſt zwar Herr über die ganze Thierwelt *); denn

Er iſt mächtiger als alle Thiere. Den Elefanten lenkt er am einfachen Haken, das Roß am Zaume, den Stier am Joche ꝛc. Kein Thier iſt ſo ſtark, ſo ſchnell, ſo liſtig — er überwindet, er ereilt, er berückt es. Er herrſcht über Land und Meer;

Er iſt das einzige vernünftige und Gott ähnliche Geſchöpf auf Erden, und hat, weil er erhabner und wichtiger als die ganze Thierwelt iſt, das Recht, ſeine eigne Erhaltung der Erhaltung der Thiere vorzuziehen.

---

*) 1. Moſ. 1, 26. 9, 2.

Als vernünftiges Weſen ſoll er aber von ſeinem Rechte keinen andern als einen vernünftigen Gebrauch machen.

Wer ein Recht hat, der hat auch Pflichten. Vernunft und Religion ſchreiben uns folgende Geſetze vor:

a) Wenn du ein Thier ſeiner Freiheit beraubſt, daß es ſeinen Unterhalt nicht ſelbſt ſuchen kann, ſo mußt du es ordentlich verſorgen und ſeine Abhängigkeit von dir ihm ſo erträglich als möglich machen.

b) Wenn du Thiere zu deinen Dienſten gebrauchſt (wie Zug- und Laſtthiere), ſo darfſt du ihnen nicht über Vermögen zumuthen, ſie nicht unbarmherzig ſchlagen ꝛc.; auch ihnen die nöthige Ruhe und Erholung nicht mißgönnen.

c) Willſt du ſie ziehen und abrichten: ſo darfſt du nicht vergeſſen, daß ſie vernunftlos ſind; ſo mußt du ſie nicht wie wiſſentliche Miſſethäter, oder wie Boshaftwiderſpenſtige behandeln, nicht in thörigten Zorn gerathen.

d) Werden dieſe deine Sklaven krank, ſo mußt du ihre Leiden mildern und verkürzen. Der Gerechte erbarmet ſich auch ſeines Viehes. Ueberhaupt

e) gegen kein Thier, es ſey zahm, oder lebe in der Wildheit, es ſey nützlich oder ſchädlich, darfſt du grauſam ſeyn.

„Alſo dürfen wir auch kein Thier tödten?“ — Warum nicht? — Tödten und quälen ſind zwei ganz verſchiedne Dinge. Wir müſſen ſogar viele Thiere tödten. Warum?

a) Weil mehrere derſelben unſerm eignen Leben nachſtellen. — Wie nennt man dieſe Thiere mit dem allgemeinen Namen? — Nennt mir auch einzelne! — Sind wir

doch zuweilen gezwungen, ſogar Menſchen zu tödten, weil ſie der bürgerlichen Geſellſchaft allzu gefährlich ſind; warum nicht vielmehr dergleichen Thiere? Die reiſſenden, auf deren Vertilgung wir denken müſſen, hat Gott nur auf unbewohnte Gegenden berechnet, wo ſie zur Erhaltung eines gewiſſen Gleichgewichts in der Thierwelt nöthig ſind. (S. d. Nat. Geſch.)

b) Weil viele zwar unſer Leben unangefochten laſſen; aber dem Leben unſrer Hausthiere und andrer uns nützlichen Thiergattungen nachſtellen; oder weil ſie unſern Pflanzungen und ſonſtigem Lebensunterhalte zu nachtheilig ſind. Welche rauben z. B. unſer Federvieh? welche unſre Feldfrüchte? welche das Getreide auf dem Boden? welche berauben uns der Baumfrüchte? ꝛc.

c) Weil ſelbſt die nützlichſten Thiere, in zu großer Anzahl, uns eben ſo ſchädlich ſeyn würden als Löwen und Tiger. Eine zu große Menge von Schafen würde wohl nicht uns ſelbſt, aber unſern Lebens-Unterhalt auffreſſen.

d) Weil noch andre uns zwar den Lebens-Unterhalt nicht ſchmälern, aber doch ſonſt höchſt beſchwerlich ſind und unſer Leben verbittern, oder ſich nicht mit der häuslichen Reinlichkeit vertragen. Nennt mir z. B. ſolche Inſecten. —

e) Weil das Fleiſch der Thiere zu unſrer Nahrung und ihr Fell zu unſrer Bekleidung unentbehrlich iſt.

Auf jeden Fall dürfen wir Thiere tödten:

a) Weil Gott ſelbſt die Einrichtung gemacht hat, daß ein Geſchöpf von dem andern leben ſoll.

Nennt mir einmal Thiere, welche ihre Mitgeſchöpfe tödten, um von ihrem Fleiſche und Blute zu leben: zuerſt aus der Klaſſe der Säugthiere, — dann der Vögel, — der Amphibien — und der Fiſche... Glaubt indeß nicht, daß es nur unter den größeren und ſtärkeren Thieren Raubthiere

gebe. Nein! auch in der Klaſſe der Inſecten gibt es deren viele, z. B. die verſchiednen Arten von Raubkäfer, viele Spinnenarten u. ſ. w. Und erinnert ihr euch nicht aus der Naturgeſchichte, daß es tauſenderlei Arten von ſogenannten Schlupfwespen gibt, die man zwar nicht Raubthiere nennt, die aber doch mit ihren Legeſtacheln ihre Eierchen in die Raupen legen, woran dieſe ſterben, weil ſich die Eierchen in Maden verwandeln und von den Säften der Raupe zehren? Zuweilen verwandelt ſich wohl auch die Raupe, mit den Eiern im Leibe, noch in eine Puppe, aus welcher dann, anſtatt des Schmetterlings, oder Käfers, eine Menge Schlupfwespen kommen. Wenn nun Gott viele Tauſend Thiere ſo geſchaffen hat, daß ſie ihre Mitthiere tödten müſſen, um ſich oder ihre Jungen vom Fleiſche derſelben zu nähren, warum ſollte nicht der Menſch, das vorzüglichſte Geſchöpf der Erde, das Recht haben, Thiere zu ſeiner Selbſterhaltung zu tödten?

b) Weil das Tödten, wenn es mit Menſchlichkeit geſchieht, eine Art von Wohlthat für die Thiere iſt. Das Thier leidet unter der Menſchenhand, bei ſeinem plötzlichen Tode, (den es nicht vorausſieht und von deſſen Schrecklichkeit es keinen vollkommnen Begriff hat) weit weniger, als durch den Hungertod im hinfälligen Alter.

Der Menſch, auf der hohen Stufe des gebrechlichen Alters, hat Pflege und Unterſtützung an ſeinen Mitmenſchen; das Thier nicht an andern ſeines gleichen; und könnte wohl der Menſch alle abgelebten Thiere verpflegen? Gott hat es daher weislich ſo eingerichtet, daß die wenigſten Thiere das hinfällige Alter erreichen, indem ſie früher ſchon durch Menſchen oder Thiere getödtet werden.

Das Tödten der Thiere ſtimmt alſo mit den Vernunftgeſetzen überein; aber freilich nur dann, wenn wir eine vernünftige Urſache dazu haben. Ein Thier, ohne hinreichenden Grund, bloß zum Vergnügen, oder aus Muthwillen, oder aus Abſcheu umbringen, iſt unmenſchliche Mordluſt.

So z. B. iſt es Mordluſt, wenn der Jagdfreund, bloß zum Zeitvertreib, oder um einen Schuß aus der Flinte zu jagen, das erſte beßte, ganz unſchädliche, Vögelchen vom Baume ſchießt, ob er gleich keinen Gebrauch von dem armen Geſchöpfe zu machen weiß. Selbſt der Metzger, der doch für einen nützlichen Zweck tödtet, iſt mir ein Abſcheu, wenn ihm das Niedermetzeln der Schlachtthiere Freude macht. Er ſoll nicht dabei weinen; aber auch nicht dabei lachen. Er ſoll ſich des Erwürgens nicht freuen.

Wie viel kleine Mordthaten begeht auch ihr Kinder, aus bloßer Ueppigkeit. Dem Schmetterlinge z. B. jagt ihr nach, nicht um in ihm einen ganzen Eierſtock zu vertilgen, aus welchem ſchädliche Raupen kommen würden, nein! bloß um eures Vergnügens willen; und mit gleicher Wolluſt tretet ihr jedes Inſect, jeden Wurm in den Staub. — Und welch ein Jubel, wenn eine Kröte, eine Eidechſe, eine Unke ꝛc. ſich aus ihrem Schlupfwinkel hervor wagt und euch unter die Hände fällt! Da eilt ihr alle herbei, um das Thier zu ſteinigen; warum? Aus Abſcheu; weil es euch häßlich dünkt. — Betrachtet doch einmal eine Eidechſe mit ihren herrlichfunkelnden Augen, das ſchöne Farbenſpiel und die Lebendigkeit ihres ganzen Körpers, oder eine Kreuzſpinne mit dem Demantkreuz auf ihrem Rücken, — gewiß ihr werdet große Schönheiten entdecken, wo ihr zuvor nur Abſcheuliches geſehen habt. Wäre aber auch wirklich ein Thier, nach aller Menſchen Urtheil, im höchſten Grade häßlich — was geht

euch ſeine Häßlichkeit an? Habt ihr mehr guten Geſchmack als der Schöpfer? Was würdet ihr dazu ſagen, wenn euch jemand einen Hund unter euern Augen todt ſchlüge, bloß weil er ihm häßlich vorkommt?

Das unnütze Tödten der Thiere iſt indeß lange nicht ſo ſündlich, als die ſo häufig vorkommende Thierquälerei.

Schon Moſe eifert durchaus gegen alle Thierquälerei. Dem dreſchenden Ochſen (der nach morgenländiſcher Sitte das Getreide austrat und durch Walzen aus der Aehre rollte) durfte man keinen Maulkorb anlegen; dem Eſel, der unter ſeiner Laſt erlag, auch wenn er einem Feinde gehörte, ſollte man aufhelfen; das in der Irre laufende Thier zum Stalle bringen; am Sabbath auch die Zug- und Laſtthiere der Ruhe genießen laſſen ꝛc. *). Schlachtthiere ſollen, nach Vorſchrift der jüdiſchen Geſetzlehrer, ſo ſchnell und ſchmerzlos als möglich ſterben. Auf zwei Züge des Meſſers müſſen z. B. einem Ochſen Gurgel, Schlund- und Hals-Pulsadern entzwei geſchnitten ſeyn, ... und zwiſchen beiden Zügen darf kein Augenblick ſtille gehalten werden. Alſo tödten ſoll man, nicht martern.

Der Metzger, welcher ein Kalb ſticht, endet plötzlich das Leben des armen Thieres; läßt er es aber zuvor vom Hunde hetzen und ängſten, ſo martert er es. Der Jäger tödtet mit dem flüchtigen Blei das Wild; der Unmenſch hetzt es mit Hunden todt.

Mir fällt darüber das Märchen vom wilden Jäger ein **). Gewiß iſt es von einer gutmüthigen Seele erfun-

*) 2. Moſ. 23, 4. 5. 12. 5. Moſ. 22, 4. 6. 7. Kap. 25, 4.

**) Was man wirklich zuweilen in hoher Luft hört und den wilden Jäger nennt, iſt ohne Zweifel das Gekreiſch von nächtlichen Zügen der Kraniche, oder das bellende Geſchrei etlicher Schuhus.

den, um das Volk durch ein fürchterliches Schreckbild vor Thierquälerei zu warnen.

Ein Wütherich von einem Grafen fand ſein größtes Vergnügen darin, Hirſche zu hetzen. Selbſt an den Tagen des Herrn raſ'te er mit ſeinen grauſamen Jagdgeſellen durch Forſt und Feld und marterte nicht nur das arme Wild, ſondern auch die nachjagenden Hunde und Roſſe. Einſt, an einem heiligen Tage, als eben in den Dörfchen umher die Glocken ertönten und alles zum Gebete wallfahrtete, kam der Wütherich mit ſeinem Gefolge daher geſprengt hinter einem fliehenden Hirſche. Durch Jagdgebell und Hörnerſchall, durch Fluchen und Knallen übertäubte er das Glockengeläute, und ein frommer Schäfer hob weinend darüber ſeine Augen zum Himmel, als eben der Hirſch mitten in ſeiner Heerde Zuflucht ſuchte. Hart hinter ihm her keuchten die klaffenden Hunde, und das ganze wüthende Heer ſtürzte ihnen nach. Der Schäfer fiel auf die Knie und bat um Schonung des Hirſches und der Heerde. Umſonſt! der Graf hieb ihn mit der Peitſche, ſeine Hunde fielen in der Wuth über die Heerde los, und ſo galoppirte die Jagd dem mit aushangender Zunge weiter eilenden Hirſche nach ins benachbarte Kornfeld. Die Hufe der Roſſe zertraten die Hoffnung des armen Landmanns und die Früchte ſeines Fleißes. — Doch ich will die Unmenſchlichkeiten des Grafen nicht weiter ausmalen. Genug, er kommt endlich mit ſeinem Gefolge in die Nähe des Waldes, den der Hirſch glücklich erreicht. Eine ſchwarze Gewitterwolke zieht eben über dem Unhold auf; der Blitz zerſpaltet vor ſeinen Augen eine mächtige Eiche; Wald und Erde beben vom Donnerſchlage; ſein Pferd ſtürzt vor Schrecken mit ihm zu Boden, der Thierquäler bricht den Hals und röchelt, wie ein verendender Hirſch, ſein grauſames Leben aus. — So weit iſt vielleicht die Geſchichte

buchſtäblich wahr. Nun aber ſetzt die Volksſage warnend hinzu: Noch bis dieſe Stunde hetzen hölliſche Geiſter den Wütherich mit Jagdgebell durch die Luft. Mit umgedrehtem Halſe flieht er vor ihnen her und entflieht ihnen ſo wenig, als den Qualen ſeines Gewiſſens. — Dieſen Zuſatz, der nur ein Bild von den Strafen des Thierquälers in einer andern Welt ſeyn ſoll, werdet ihr hoffentlich nicht buchſtäblich glauben, obgleich mancher Abergläubige überzeugt iſt, den wilden Jäger ſelbſt gehört zu haben, weil er das nächtliche Geſchrei des Uhus, oder der Kraniche, in hoher Luft für Jagdgeſchrei hölliſcher Geiſter hält. — Euch müſſe jedoch der wilde Jäger eine Warnungstafel ſeyn, ſo oft ihr in Verſuchung kommt, ein Thier zu martern.

Wiſſet: wer Thiere quält, lernt an ihnen auch Menſchen quälen; er verhärtet ſein Gemüth und wird aller Grauſamkeiten fähig. In England darf kein Metzger an einem Blutgerichte Theil nehmen, weil man fürchtet, daß dieſer auch gegen Menſchenblut gleichgültiger ſey, als Andre.

Verfallt aber auch nicht in den Fehler der übertriebenen Thierliebhaberei. Zieht Thiere nicht Menſchen vor. Manche Frau, die kein Hündchen winſeln hören kann, martert ihren Mann ſelbſt todt. — Manche Mutter pflegt und trägt die Katzen mit eigner Hand, und überläßt ihre Kinder fremder, nachläſſiger Aufſicht. Der Herr ſtreichelt ſein Roß und prügelt den unſchuldigen Knecht; ſein Hund hat ein weiches Bett, und den Bettler läßt er in Hunger und Kummer auf faulem Strohe verſchmachten.

Und wie beſchwerlich machen ſich Viele mit ihren Lieblingsthieren! Während manche Mutter ihre Kinder zu Hauſe läßt, um gute Freunde nicht mit ihnen zu beläſtigen, ſchleppt eine andere Frau ihr herziges Schooßhündchen in alle Geſellſchaften, trägt es unterm Arme, füttert es auf ihrem Teller u. ſ. w. Ihr Herr Gemahl bringt dagegen einen tüchtigen Packan mit ſich, der auf jedes Knie ſeine Schnauze, und auf jeden Stuhl ſeine Pfoten legt, mit der Hauskatze Krieg anfängt, die Hühner hetzt, und des Nachts durch Heulen und Bellen den ruhigen Schlaf der Hausbewohner ſtört. — Und wie erſt, wenn vor ſolch einem Lieblingshunde kein Vorübergehender ſicher iſt? Der Tollwuth, denen die Hunde beſonders ausgeſetzt ſind, gar nicht zu erwähnen. — Wie nachtheilig und läſtig wird häufig auch die Liebhaberei zu Vögeln! Ueber einem Taubenſchlag verſäumt mancher Knabe ſeine Lection und der Vater ſeine Arbeit. In manchem Hauſe kann man vor dem Gelärm der in Käfigen umherhängenden Vögel faſt kein ungeſtörtes Wort reden. — Hütet euch alſo nicht nur vor Thierquälerei, ſondern auch vor übertriebener Thierliebhaberei.

Zum Schluſſe ein Liedchen, das mit dem kurzen Leſeſtück, über welches wir uns beſprochen haben, gleiche Abſicht hat:

Das Hänflings-Neſt.

Da hab' ich es, das Hänflings-Neſt!
(Nun iſt mir's endlich doch gelungen)
Das ganze Neſt und mit vier Jungen! —
Ja ſträubt euch nur, ich halt' euch feſt!

Doch wie ſchreit nicht der Aeltern Paar!
Soll oder ſoll ich ſie nicht nehmen?
Nein, nein, deß müßt' ich mich ja ſchämen;
Ich handelte wie ein Barbar.

Wie oft hat mich nicht ihr Geſang,
Lag ich im Graſe dort geſtrecket,
Zur Freude und zur Luſt erwecket,
Und dieß wär' nun der ganze Dank?

Ich riß ihr kleines Häuschen ab,
Das ſie nach Gaſtrecht mir vertrauet,
Von Moos und Stroh ſich ſelbſt erbauet,
Zu dem ich nicht ein Hälmchen gab?

Wenn eine räuberiſche Hand
Mich meinen Aeltern nun entriſſe,
Was flößen da für Thränengüſſe!
Wie jammervoll wär' unſer Stand!

Nein, liebe Sänger, bleibt in Ruh,
Hier habt ihr eure Kinder wieder:
Vervielfacht ſingt ihr eure Lieder
Mir dann am nächſten Frühling zu.

Es kommt nun der ausrufende Ton nach verſchiednen Gemüthsbewegungen. Er iſt in der Regel ſtärker als der bloß erzählende, und drückt ſich gewöhnlich in hohen Tönen aus; aber groß iſt der Unterſchied zwiſchen dem Ausrufe der Freude, des Schmerzes, des Schreckens, der Angſt u. ſ. w. wie ihr bald ſelbſt finden werdet. Und nun zuerſt zum Ausrufe der Bewundrung und Freude!

II. Der ausrufende Ton in verschiedenen Gemüthsbewegungen.

3) Der Weinachtabend.

(Ausruf der Bewunderung und Freude.)

(Die Kinder, in ein Nebenzimmer so lange verwiesen, bis die Bescherungen für sie ausgelegt sind, hören mit dem Mörser klingeln.)

Alle zugleich: Es klingelt! Es klingelt! Es klingelt!

(Sie springen mit Jubel in das erleuchtete Zimmer.)

Gust. (auf sein Geschenk zueilend) Ach allerliebst! wie schön! wie prächtig! (dem Vater und der Mutter um den Hals fallend) Dank, tausend Dank dafür! (zur Schwester) Lottchen! Lottchen! sieh doch, sieh doch einmal! Neue Hosen! eine neue Weste! eine neue Jacke! neue Stiefel!

Lotte. Neue Schuhe! ein prächtiges Halstuch — und o das herrliche Arbeitssäckchen mit dem schönen Namenszuge von Vergiſsmeinnicht! (auf die Mutter zu hüpfend und sie küssend) Ach gewiſs von deiner lieben Hand gestickt, lieb Mütterchen? Danke! danke! danke! O du herzig-gute Mutter du!

Karl. Und erst meine neue Flinte! und ein Säbel dazu! da schaut einmal! (Küſst den Aeltern die Hand und fängt sogleich an mit der hölzernen Flinte zu exerciren. Gust nimmt sie ihm ab.

Gust. Nicht doch! Du bist ein jämmerlicher Füsilier! (Er macht es ihm vor) Achtung! Richt't euch! Links um! Marsch! Halt! Lad't das Gewehr! Fertig! An! Feuer! Puf!

Vater. (scherzend) Uhuhu! Richte kein Unglück an mit der hölzernen Flinte! — Wie du mich erschreckt hast!

Gust. Hahahaha! Läſst mir's nicht gut, lieb Väterchen?

Vater. Herrlich! Sollt' einem elfjährigen Jungen eine hölzerne Flinte nicht gut stehn? Aber du und Lottchen, ihr habt gerade das Beste übersehen.

Lotte. Und was denn? — Aha, da liegt es! Ein Buch in rothem Bande mit Gold! (sie schlägt es auf) Bruder Gust, flugs! Sieh, was uns der liebe Vater geschenkt hat! Ein Bilderbuch — o mit köstlich gemalten Bildern! (Beide sehen hinein) O wie schön! wie schön! da wollen wir aber lesen! da wollen wir lernen! — Sieh, Karlchen, ein Elefant mit seinem langen Rüssel! ein Trampelthier! ein Affe! ein Bär! ein Löwe! ein Tiger! ein Luchs!

Mutter. Still, still! Glaubt man nicht in Noah's Arche zu seyn und alle Thierstimmen auf Einmal zu hören?

Gust. Ach, Mutter, wir sind gar zu reich, wir kennen uns vor Freude nicht mehr!

Vater. Haltet nur aber auch über der Freude und lernet brav aus dem Buche; das ist der schönste Dank, den wir erwarten und wünschen.

Mutter. Auch bitten wir, nicht zu vergessen, daſs die schönen Kleider nicht bloſs für die Christwoche angeschafft sind.

Lotte. O sorge du nicht, liebe Mutter! Nach Jahr und Tag wollen wir noch Staat damit machen. Wenn nur Karl auch seine Flinte so schonte!

Karl. Du sollst sehen, Mutter, wenn ich sechzig und zehn Jahre alt bin, so spiel, ich noch wie heute damit!

Gust und Lotte. Hahahahaha!

Materialien zu einer Katechiſation über Kinderfreuden am Weihnachtabende.

I. Der Kinder-Jubel über die von den Aeltern erhaltnen Weihnachtgeſchenke bringt mich zuerſt auf die Frage: **Wie doch wohl die Gewohnheit, gerade an dieſem Feſte euch Kindern beſondere Freuden zu machen, entſtanden ſeyn möge?**

Die Gelehrten wiſſen viel Gelehrtes darüber zu ſagen, indem ſie den Gebrauch von alten heidniſchen Feſten *) ableiten. Ich dächte, wir hätten der gelehrten Ableitung nicht nöthig.

Wer der kleinen Familie eines Hauſes recht willkommen ſeyn will, bringt ihr Spiel- und Naſchwerk mit. Großältern, Pathen und Verwandte ſenden dergleichen aus weiter Ferne. Zuweilen überredet man auch die Kinder nur, daß ein kleines Geſchenk von Dem oder Jenem komme, um ihnen Liebe für die genannte Perſon einzuflößen.

Endlich iſt euch allen bekannt, was man ſogleich nach der Geburt eines Kindes zu thun pflegt, damit es bei den ſchon vorhandenen kleinen Geſchwiſtern recht willkommen ſeyn möge. — Man ſchenkt ihnen Naſchwerk, oder ſonſt etwas Angenehmes, mit den Worten: **das hat das Brüderchen oder Schweſterchen mitgebracht.**

Begreift ihr nun, was unſre frommen Voraltern bei den Chriſtgeſchenken für eine Abſicht gehabt haben mochten? — warum ſie ihren Kindern ſagten: das hat das Chriſtkindchen beſchert? —

*) Namentlich von dem Sonnen-Feſte, welches am 25. Dec. der wieder ſteigenden Sonne und dem ſich verlängernden Tage zu Ehren gefeiert wurde.

II. Hat man aber auch heut zu Tage noch jene fromme Abſicht bei den Chriſtgeſchenken? — Könnt ihr euch erinnern, daß man bei denſelben euch jemals geſagt hätte: „Kinder, ſeht, was euch heute unter dem Namen des Chriſtkindchens beſchert wird, ſoll euch begierig machen, recht viel Schönes und Gutes von dem lieben Kinde zu hören, deſſen Geburtstag wir jetzt feiern?“ — Auch in dem Geſpräche, das ihr ſo eben geleſen habt, kommt kein Wörtchen von der Art vor. Wir haben leider! bloß das Kindiſche eines alten Gebrauches beibehalten und das Kindliche ganz vergeſſen. Gewiß, wenn eure Aeltern euch vor und nach den Chriſtgeſchenken viel Lehrreiches und Herzliches von dem Kinde Chriſtus erzählt hätten — ihr würdet begierig gelauſcht, ihr würdet euch darüber gefreut und den Entſchluß gefaßt haben, auch ſo gut zu werden.

Wäre nicht das Verdienſt, welches ſich eure Aeltern dadurch um euch erworben hätten, weit größer geweſen, als das Verdienſt durch die gewöhnlichen Geſchenke?

III. Indeß geben doch auch eure Aeltern und Pathen ihre Chriſtgeſchenke nicht ohne alle vernünftige Abſicht. — Welche hätten ſie demnach? — „Den Kindern Freude zu machen und ihnen Liebe zu Vater und Mutter, oder zu dem Taufpathen ꝛc. einzuflößen.“

Ich erinnere mich bei der Gelegenheit einer kleinen Erzählung aus dem Kinderfreunde *), die ich euch vorleſen will:

„Zwei Freunde kamen oft in das Haus eines Vaters von drei Kindern. Jeder ſuchte ſich die Zuneigung der Kleinen zu erwerben.

*) Nämlich aus der neuen Umarbeitung des Rochow'ſchen Kinderfreunds, welche der Verfaſſer des Denkfreunds bei Heyer in Gießen 1813 herausgegeben hat. Dritte Aufl. 1826.

Der erſte brachte ihnen gewöhnlich Spielwerk und Näſchereien mit. Er hoffte, die Kinder würden ihn dafür ſehr lieb gewinnen; und ſo ſchien es auch. Die Kinder ſprangen ihm jedesmal jubelnd entgegen, fielen ihm um die Kniee und ließen ſich von ihm in die Höhe heben, um ihn zu küſſen; doch fragten ſie ſtets: „haſt du nichts mitgebracht?“

Der zweite Hausfreund beſchenkte die Kinder weder mit Süßigkeiten, noch mit Spielwerk; auch war er nicht mißgünſtig, daß die Kinder ihm Anfangs nicht ſo ſchmeichelnd entgegen ſprangen, wie dem freundlichen Geber der Lockſpeiſen; doch vertheilte er bald unter ſie liebliche Gaben von andrer Art. Mit Freundlichkeit rief er die Kleinen zu ſich, unterhielt ſich mit ihnen und erzählte ihnen Geſchichtchen, die nur den jugendlichen Geiſt zu beluſtigen ſchienen; unvermerkt aber Verſtand und Herz bildeten. Da hingen die Kinder an ihm, ſo lange er da war; von dem andern Hausfreunde wendeten ſie ſich weg, ſo bald ſie die ſüßen Gaben empfangen hatten.

Sie wuchſen allmählig heran und hatten keinen Gefallen mehr an Spielſachen und Leckereien: da war auch der Vertheiler des Kinderkrams und Naſchwerks von ihnen verlaſſen; dem Manne aber, der ihrem Geiſte wohlthat, wurden ſie immer ergebner, je mehr ſie an Erkenntniß des Wahren und Guten zunahmen. Sie liebten ihn zärtlich und mit ſeltner Treue bis an ſeinen Tod.“

Keine andere Abſicht, als die der beiden Hausfreunde, haben auch eure lieben Aeltern und Pathen bei euren Chriſtgeſchenken.

IV. **Was ſeyd ihr ihnen nun zum Lohne für ſo liebreiche Abſichten ſchuldig?**

„Wir müſſen ihnen wieder Freude zu machen ſuchen.“

Wodurch aber? durch Gegengeſchenke? — Dazu habt

ihr als Kinder, die kein eignes Vermögen beſitzen und nur wenig verdienen können, ſelten Gelegenheit; doch, auch in der Kindheit iſt das nicht immer unmöglich. Fallen euch nicht aus dem Denkfreunde ein Paar Knaben ein, die ihrer armen Mutter Geburtstags-Geſchenke gemacht haben? (No. 7.)

Eure Aeltern ſind jedoch nicht ſo eigennützig.

Jeſus machte ſeinen Aeltern, als er in ſeinem zwölften Jahre in Jeruſalem, aus Verſehen, zurück geblieben war, große, große Freude. Wodurch? Durch ein Geſchenk? . . .

Nennt mir nun noch mehr Freuden, die ihr, ohne Geld, euern lieben Aeltern machen könnt. — — — —

Faſt alles, was ihr genannt habt, liebe Kinder, beweiſt, wie uneigennützig eure Aeltern ſich über euch freuen. Euch verſtändig, geſchickt, wohlgeſittet, tugendhaft, fromm und durch Tugend glücklich zu ſehen, das iſt ihre höchſte Luſt.

V. Kann man nicht aber den Aeltern Freude machen, ohne eben dieſe Abſicht zu haben?

Wir wollen vor der Hand annehmen: ja! aber:

a) Hat wohl auch euer Fleiß, euer Gehorſam, und was ſonſt euern Aeltern Freude macht, vor ihnen dann eben ſo viel Werth? —

b) Fehlt nicht dem Kinde, welches die Abſicht nicht hat, ſeinen Aeltern Freude zu machen, ein ſehr ſtarker Antrieb zum Guten? — Und

c) kann man wohl ohne dieſe Abſicht ein dankbarer, ſittlich guter und frommer Menſch ſeyn?

d) Wer wohlthätigen Aeltern nicht zu gefallen verlangt, wird der Gott zu gefallen ſuchen? — Wenn euch

ein menſchlicher Freudenſchöpfer nicht zum Danke rührt, wird euch der göttliche Freudenſchöpfer mit dankbarer Rührung erfüllen? —

e) Wer endlich die Abſicht nicht hat, ſeinen Aeltern Freude zu machen, ſteht der nicht alle Augenblicke in Verſuchung, ſie zu betrüben? — Dankbare Liebe zu den Aeltern iſt und bleibt die erſte Quelle aller Tugenden. So ſey es denn euer feſter Vorſatz:

So lang ich lebe, will ich ſie,
Die guten Aeltern, lieben,
Gern ihnen folgen, und ſie nie
Erzürnen und betrüben.
Erwachſen einſt, wie jetzt noch klein,
Will ich der Aeltern Freude ſeyn!

Es kommt nunmehr (Nr. 4.) der Ausruf der Angſt und des Schreckens. Er iſt auch Ausruf; aber wie ganz anders klingt er, als der Ausruf der Freude! Ich will euch nur etliche Zeilen im vorigen Tone vorleſen, und ihr werdet es ſogleich fühlen. — Verſucht es nun beſſer zu machen!

4) Das Gewitter.

(Ausruf der Angst und des Schreckens.)

Vater. Welch ein Gewitter! Ist es doch, als krachte die Axe des Erdballs. Blitz und Schlag immer schneller und schneller auf einander! — Nun gilt es Vorsicht!.. Weg vom Ofen, ihr Kinder! Tretet in die Mitte des Zimmers! Oeffnet die Thür! (dem Gesinde zurufend) Löscht das Feuer auf dem Heerde aus! Geschwind!

Kinder. (sich an ihn anschmiegend) Ach Vater! ach Vater! O wie es rasselt und rollt! Alle Fenster zittern!

Vater. Zittert nur ihr nicht! Furcht vergröſsert die Gefahr!

Mutter. Gott sey bei uns! Ach der Blitz hat gezündet! Gewiſs! Gewiſs! — Seht, da laufen schon Leute zusammen!

Kinder. Ach Gott! Feuer! Feuer! Feuer!

Vater. Still doch! Noch wissen wir ja gar nicht, ob der Strahl gezündet hat oder nicht. — Bleibt, ich laufe, um selbst zu sehen!

Kinder. O Vater! Vater! In dem schrecklichen Wetter willst du fort? Ach du wirst erschlagen und wir sterben vor Angst!

Mutter. Seyd doch nicht so sinnverlierig, ihr Kinder! — Geh! Geh, lieber Vater, und bringe uns bald gute Nachricht!

Vater. Gott geb' es! In wenig Minuten bin ich wieder bei euch. Adieu!

Kinder. Der Vater kommt! Der Vater kommt schon wieder!

Mutter. Ach, was für Nachrichten wird er uns bringen!

Vater. (im Hereintreten) Gott Lob und Dank! Das Glück war gröſser als das Unglück. Der Strahl hat nicht gezündet; kein Mensch ist verunglückt; das Wetter entfernt sich und die Gefahr ist vorbei!

Laſs frei das Herz von Sorgen seyn,
Wenn uns ein Wetter droht.
Weg, bange Furcht! Wir sind ja dein,
Du bist die Lieb', o Gott!

Materialien zu einer Katechiſation über die Gewitterfurcht.

Viele Menſchen fürchten die Gewitter mit größrer Aengſtlichkeit, als die Kinder, welche ihr ſo eben kennen gelernt habt. Manche verkriechen ſich ins Dunkle, wenn ſie zu Hauſe ſind, und werden ſie vom Gewitter im Felde überraſcht, ſo gerathen ſie beinahe in Verzweiflung. Eine ſolche **Gewitterfurcht** iſt

1) **ſchimpfliche Feigheit.** Warum? — Man hat berechnet, daß 50,000 Menſchen auf andre Weiſe umkommen, bis ein einziger vom Blitze erſchlagen wird. Die Gefahr iſt alſo an und für ſich ſehr klein. Weit größer iſt die Gefahr, einen Baum oder ein Gebäude zu beſteigen, und doch wagt das Mancher ohne alle Bangigkeit, der bei einem noch entfernten Gewitter ſchon in Angſt geräth. Wer könnte ſo feig ſeyn, ſich vor Kriegsdienſten zu fürchten, wenn unter 50,000 Soldaten nur Einer im Felde bliebe?

2) **Wer Gewitter ſo ſehr fürchtet, ſieht Gottes Herrlichkeit und Güte bei einer der prächtigſten Natur-Erſcheinungen nicht.**

a) Das Gewitter iſt eine der prächtigſten und herrlichſten Naturbegebenheiten. Der ſich wölkende Himmel, der ſchlängelnde Blitz, der rollende Donner — wer kann etwas Majeſtätiſcheres denken?

b) Das Gewitter iſt eine höchſt wohlthätige Natur-Erſcheinung. In wie ferne? (S. die Naturlehre).

Alles das bemerkt, fühlt und bewundert der Gewitterfürchter nicht. Die knechtiſche Furcht läßt keine dieſer edlern Empfindungen in ihm aufkommen.

3) **Gewitterfurcht vergrößert endlich die**

Gefahr; denn ſie raubt die Beſonnenheit, um die nöthigen Vorſichtsmaßregeln und Rettungsmittel zu ergreifen.

Welche Vorſichtsmaßregeln empfahl der Vater in dem Leſeſtücke? —

Warum wußte er, daß wirklich Gefahr vorhanden war? (S. die Naturlehre.)

Wißt ihr auch Grund und Urſache, warum er befahl die Thür zu öffnen — weg vom Ofen zu gehn — mitten in die Stube zu treten — und das Feuer auf dem Heerde auszulöſchen? (S. die Naturl.)

Durch welches Mittel kann man den Blitz ſogar auffangen?

Aber auch ohne Blitzableiter haben wir, im Ganzen genommen, den Blitz wenig zu fürchten; —

Laßt alſo frei das Herz von Sorgen ſeyn,
Wenn euch ein Wetter droht!

Es kommt nun der wehklagende Ausruf. Er klingt wieder ganz anders, als der Ausruf der Angſt und des Schreckens. Wenn ihr im Vorbeigehn vor einem Hauſe Wehklagen hörtet, auch ohne ſie zu verſtehn: ſo würdet ihr ſie ſogleich vom Angſtgeſchrei unterſcheiden. Ich will euch zur Probe einen Theil aus No. 5. im vorigen Tone vorleſen, und ihr werdet es ſelbſt fühlen. Laßt nun aber auch hören, ob euch das eigne Gefühl den rechten Ton der Wehklage eingibt!

5) Die bestrafte Sorglosigkeit.

(Wehklagender Ausruf.)

Ach meine armen Täubchen! seufzte Minchen, als es seine Mutter vor den Taubenschlag führte, um ihr die

Niederlage zu zeigen, die ein Marder darin angerichtet hatte. Ach meine liebsten, meine unschuldigsten Freuden sind hin! O wie paſst nun das schöne Liedchen auf mich:

Ah Verwüstung! — Ueberall umher
Liegen sie in Todesschlaf versunken
Meine Täubchen! Keines athmet mehr
Und der Marder hat ihr Blut getrunken!

Das geliebte Ringeltäubchen hier
Hatt' ich mit so vieler Müh' erzogen;
Wenn mein Aug' ihm winkte, kam es mir
Freundlich auf die Schulter hergeflogen.

Ach! entfiedert und enstellt vom Tod
Liegt mein liebes, silberweiſses Täubchen!
Zarte Füſschen hatt' es, klein und roth,
Auf dem Kopf ein mondgeformtes Häubchen.

Ihm zur Seite liegt das Männchen da,
Mit dem glatten, aschenfarb'nen Köpfchen;
Alle Regenbogenfarben sah
Man im Sonnenstrahl an seinem Kröpfchen!

Ach, wer hätte mir sagen sollen, daſs mein Lieblingsliedchen so buchstäblich auf mich passen würde! O ich kann es nun nicht mehr singen, ohne zu weinen! O böser, böser Marder! Hättest du nur ein Pärchen, nur das einzige Pärchen verschont, das ich so mühsam erzogen habe! Das dankbare Pärchen, das mir so traulich auf die Schulter flog, wenn ich Gurr Gurr rief! — Ach, nichts ist mir von euch übrig, ihr frommen Täubchen, als euer armes, nacktes Zwillingspaar! — O ihr kleinen Närrchen! wär't ihr nur ein bischen flügger! Wie wollt' ich euch pflegen und warten, bis ihr auch so groſs und zahm würdet! —

Mutter. Armes Minchen! wie beklag' ich dich und deine armen Täubchen! Aber — ich bin unschuldig.

Minchen. O Mutter, Mutter! Ich fühle, was du sagen willst. Ach du hattest es geahnet, daſs es so gehen würde. Ach hätt' ich dir gefolgt und die kleine Oeffnung da zumachen lassen!

Mutter. Siehst du nun, welchen Jammer der Leichtsinn bereitet? Zweimal hab' ich dich erinnert, und du sorgtest doch nicht dafür. —

Minchen. Ach Mutter, liebe Mutter! Nie mehr will ich so leichtsinnig seyn.

Mutter. So lang dich dein Verlust noch schmerzt, hoffentlich nicht; aber wenn dein Jammer vergessen ist, wie dann? — Weiſst du noch was du versprachst, als dein Hänfling starb, den du so schändlich verhungern lieſsest?

Minchen. O mache mir keine Vorwürfe, lieb Mütterchen! Ich vergehe vor Jammer.

Mutter. Das sollst du nicht; aber tief sollst du fühlen, welch' bittre Früchte die Sorglosigkeit bringt.

Materialien zu einer Katechiſation über Sorgſamkeit und Sorgloſigkeit.

I. Beſtimmung des Begriffs.

Wäre Minchen ſorgſam geweſen, ſo hätte es ſeine armen Täubchen vor einem großen Uebel bewahrt. Was heißt alſo wohl ſorgſam ſeyn?

1) Recht ernſtlich darauf bedacht ſeyn, daß das, was einen angeht, oder einem empfohlen iſt, keinen Schaden nehme. Wollt ihr dafür ſorgen, daß z. B. ein kleines Kind keinen Schaden nehme, ſo müßt ihr fleißig an daſſelbe denken, nachſehen, was ihm fehlt und was ihm ſchaden könnte. Was ihm ſchaden könnte, müßt ihr verhüten, was ihm fehlt, müßt ihr ihm verſchaf-

fen u. ſ. w. — Was hättet ihr zu thun, wenn ihr für einen Garten ſorgen ſolltet? — Was hat einer zu beſorgen, dem das Vieh anvertraut iſt? ꝛc.

2) Für etwas ſorgen heißt alſo auch: ſich um die Bedürfniſſe deſſen bemühen, wofür man Sorge trägt. Warum? — Ohne Befriedigung der Bedürfniſſe entſteht ja Schaden.

3) Da endlich Beides mit mehr oder weniger Unruhe des Gemüthes verbunden iſt, ſo nennt man überhaupt eine gewiſſe Art von Unruhe gewöhnlich Sorge.

Nennt man aber auch z. B. die Seelenunruhe der Aeltern um ein verſtorbnes Kind ſo? „Nein.“ Alſo nur in Fällen, wo ein Schade noch zu verhüten, wo irgend ein Schickſal noch zu erleichtern, oder durch irgend eine Naturkraft noch abzuwenden iſt, gebraucht man den Ausdruck Sorge. — Wie nennt man aber die Seelenunruhe über ein verlornes Gut? (Kummer, Jammer ꝛc.)

Iſt einem Menſchen das Sorgen zur andern Natur geworden, ſo nennt man ihn ſorgſam, und das, was er aus Sorgſamkeit thut, Sorgfalt.

4) Manche ſorgen nur für eins und das andre, für ihre Lieblingsſachen ꝛc. und nicht für alles, was ihnen obliegt. Dieſe ſind bloß einſeitig ſorgfältig. Der wahrhaft Sorgſame umfaßt alles, was ihm anvertraut iſt und was ihn angeht. — Andere ſorgen faſt für gar nichts mit wahrem Ernſte; dieſe nennt man ſorglos. Sorgloſigkeit iſt das Gegentheil von Sorgſamkeit. Der Sorgloſe beunruhigt ſich mit der Zukunft, mit möglichen oder wahrſcheinlichen Unfällen, oder mit den Folgen ſeiner Handlungen wenig oder gar nicht. Er ſucht daher auch eben ſo wenig ihnen vorzubauen als Minchen. Was widerfuhr aber dem ſorgloſen Mädchen?

II. Folgen der Sorgloſigkeit.

1) Sorgloſigkeit zehrt Alles wieder auf, was der Fleiß erwirbt.

2) Unter der Leitung des Sorgloſen iſt wenigſtens keine häusliche Ordnung; und was er thut, thut er ſelten zur rechten Zeit und auf die rechte Art.

3) Der Sorgloſe wälzt alle Sorgen auf Andre, und gewöhnlich iſt die Nothwendigkeit, ihn an alles zu erinnern, beſchwerlicher, als die Arbeit ſelbſt. Schon zweimal hab' ich dich erinnert, ſagt die Mutter zu Minchen, und du ſorgteſt doch nicht dafür.

4) Die Sorgloſigkeit macht durch ihre Folgen dem Sorgloſen ſelbſt mehr Unruhe, als die Sorgſamkeit, wie ihr an Minchens Beiſpiele ſeht. Vorſorge verhütet Nachſorge.

5) Sorgloſigkeit bringt oft Unglück über eine ganze Stadt und Gegend, z. B. durch unvorſichtige Brandſtiftung, durch Verbreitung anſteckender Krankheiten unter Menſchen und Vieh ꝛc.

6) Der Sorgloſe macht wenigſtens ſich ſelbſt und einzelne Mitmenſchen nicht ſelten höchſt unglücklich. Wie manches Kind kam ſchon durch Sorgloſigkeit der Pflegerin ums Leben, oder um ſeine geraden Glieder! — Wie mancher ſorgloſe Familienvater brachte ſich und die Seinigen an den Bettelſtab! Wie Mancher brachte ſich ſelbſt um ſeine Geſundheit, oder wohl gar um ſein Leben, weil er das Gefährliche für Kleinigkeit anſah!

7) Sorgloſigkeit führt häufig zur Laſterhaftigkeit. Wer keine Folgen überdenkt, wer um kleine Fehler ſich keinen Kummer macht — was iſt von dem zu erwarten? — Iſt nicht die Sorgloſigkeit ſelbſt ſchon Sünde? — Iſt es nicht Sünde, wenn man ſeine Fähigkeiten und Kräfte nicht anwenden mag? — Und ſagt nicht Paulus, der Apoſtel: Wer

ſeine Hausgenoſſen nicht verſorgt, der verleugnet den Glauben und iſt ärger als ein Heide? (1. Tim. 5, 8.)

III. **Gleichwohl ſcheint die heilige Schrift an andern Orten Sorgloſigkeit als Tugend zu empfehlen,** z. E. Matth. 6, 25—34. 1. Cor. 7, 32. u. a. a. O. Es **ſcheint** aber nur ſo; denn:

a) Einige dieſer Stellen gehen zunächſt nur die Apoſtel an, welche für's Leibliche ſo wenig als möglich ſorgen ſollten, weil dieſe Sorge ſich nicht mit ihrem Berufe vertrug. Sie mußten ohne alle irdiſche Sorge hingehen in alle Welt, um das Evangelium zu predigen; ſie mußten Gott und gute Menſchen für ihren Unterhalt ſorgen laſſen. Könnte aber die Welt beſtehn, wenn es alle Menſchen ſo machten? Uebrigens hatten auch die Apoſtel Sorgen genug. Ich trage Sorge für alle Gemeinen, ſagt Paulus. (2. Cor. 11, 28.)

b) Andre, und zwar die meiſten Stellen, verwerfen nur die **ängſtlichen** Sorgen, die Sorgen ohne Gottvertrauen. Dergleichen Sorgen machen alt vor der Zeit (Sir. 30, 26.) und ſind auf jeden Fall vergeblich; vernünftige Sorgen aber gefallen Gott und erhalten die Welt.

IV. **Sorgloſigkeit iſt ein gemeiner Fehler der Jugend.** Warum?

a) Die Jugend hat zu wenig Erfahrung;

b) Sie denkt zu wenig nach;

c) Sie ſtrebt nur nach den Annehmlichkeiten des Lebens und vergißt darüber das Nöthigſte und Wichtigſte. So darf es aber in die Länge nicht bleiben. Eure Aeltern können nicht immer für euch ſorgen. Gewöhnt ihr euch nicht frühzeitig an ein vernünftiges **Selbſtſorgen:** ſo ſeyd ihr in Gefahr, Zeitlebens ſorgloſe Menſchen zu bleiben und zu erfahren, welch **bittre Früchte** die **Sorgloſigkeit bringt.**

Den wehklagenden Ausruf des ſorgloſen Mädchens habt ihr weinerlich geleſen, liebe Kinder. Wie würde der zürnende Ausruf des Offiziers in dem folgenden Leſeſtücke in eben dem Tone klingen? Zur Probe will ich doch einen Theil davon wehklagend vorleſen. — War das wohl der rechte Ton? — Ihr fühlt alſo ſelbſt: hier muß nicht mit bebender, ſondern mit feſter Stimme, nicht wehklagend, ſondern donnernd und ſtark geleſen werden. Und nun laßt hören, wie es gehn wird!

6) Die Helden im Wirthshause.

(Zürnender Ausruf.)

(Bürger und Soldaten im Handgemenge. Wildes Kreischen und Fluchen. — Ein Offizier mit Mannschaft tritt ein.)

Offizier. Sill! Ordnung! (In dem Augenblick legt sich das Getümmel. Der Offizier zu den Soldaten:) Das Seitengewehr abgelegt! (zu seinem Commando:) Die Thür besetzt! (zu der Versammlung:) Wer Miene zum Entwischen macht, ist Arrestant! —

Ein Bürger. Wir bleiben alle hier, Herr Lieutenant! Die Untersuchung wird uns rechtfertigen, und hier sind zwei wackre Männer aus ihrer Compagnie, die mögen selbst für uns zeugen!

Offizier. Wer sind diese?

Einer von ihnen. Die Grenadiere Friedrich und Haupt. Wir sind hier unbewaffnet, als Gäste, bei einem Hochzeittanze. Unsre ungeladnen Cameraden kamen betrunken herein, rissen den Gästen die Tänzerinnen aus der Hand und schleppten sie im Kreise herum. Wir baten sie höflich und inständig, keine Störung zu machen; da zog Grenadier Faust den Säbel gegen mich. Die Bürger fielen ihm in die Hand und wollten ihm das Seiten-

gewehr entwinden. In dem Augenblick' aber zogen auch die drei andern von Leder; hieben nach den Bürgern; stürzten den Tisch hier, mit allem was darauf stand, über den Haufen, und mich traf, wie Sie sehen, ein Säbelhieb in das Gesicht.

Ein Bürger. Und diesen Menschen hier einer auf die Hand. Wären Sie nicht, wie ein Schutzgeist, dazu gekommen, was für Unglück hätten diese Berauschten noch anrichten können!

Einer der Händelmacher. Sollen wir das Seitengewehr unsers Königs von solchen Burschen uns abnehmen lassen?

Offizier. Mensch! spricht man so verächtlich von ehrlichen Bürgern? Gab euch der König das Seitengewehr zu Gewaltthätigkeiten? Gab er es euch, seine Unterthanen damit zu miſshandeln? — Sollten sie nicht einen Frevler, er stecke in Montur oder nicht, entwaffnen dürfen? — Schämt euch, ihr Trunkenbolde! Ein Federfittich gebührt euch, anstatt des Säbels, wenn ihr keinen besseren Gebrauch von ihm zu machen wiſst! Spart euern Muth auf das Schlachtfeld! — — (Im Begriff wieder abzugehen) Pfui der ewigen Neckereien zwischen Bürgern und Soldaten! Gegen beide muſs strenge Gerechtigkeit Statt finden! Das sollt ihr erfahren, sobald die Untersuchung beendigt ist! — Fort in Prison! —

Materialien zu einer Katechiſation über Unfug und Gewaltthätigkeit, welche Soldaten ſich öfters gegen Bürger und Landleute erlauben.

Soldaten üben, nach dem Leſeſtücke, Gewaltthätigkeiten an wehrloſen Bürgern aus. Ihre Grobheit, ihr Eigendün-

kel und ihr Uebermuth gefallen euch gewiß nicht. Wird es der Welt einſt beſſer gefallen, wenn diejenigen unter euch, welche das Loos trifft Soldaten zu werden, es eben ſo machen? Soll euch ein braver Mann dann auch ſagen, was der Offizier am Ende des Vorgeleſenen zu den Händelmachern ſpricht? Es würde mich ſchmerzen, wenn ich ſo etwas in der Folge von euch hören ſollte. Laßt uns daher jetzt ſchon darüber nachdenken:

I. Woher doch die Händelſucht und Gewaltthätigkeit vieler Soldaten kommt.

1) Sie ſind öfters ohne Aufſicht ihrer Obern (namentlich wenn ſie mit Urlaub nach Hauſe gehn) und der Beſtrafung des Amtes ſind ſie nicht, wie der Bürger und Landmann, unterworfen. Nur verhaften und ausliefern kann ſie das Landgericht. Sie verlaſſen ſich alſo auf die Umwege und Weitläuftigkeiten.

2) Von ihren Behörden wird nicht ſelten ihr Verbrechen nur oberflächlich unterſucht und gelinde beſtraft.

3) Ihre Montur und Bewaffnung flößt ihnen eine zu große Meinung von ſich ſelbſt ein. Sie glauben, daß jeder ihren Fürſten beleidige, der ſie ſcheel anſieht; daß ihre Montur ihnen eine Art von Freibrief gebe.

4) Sie tragen häufig ihr Seitengewehr, dieſe Reizung zum Mißbrauche, in allen Geſellſchaften und auf allen Gaſſen herum, ob ſie gleich ſelbſt einen Schneider auslachen würden, der ſein Ellenmaaß überall mit ſich führte.

5) Sie halten nicht ſelten den Weg Rechtens für ſchimpflich und glauben daher ſich ſelbſt rächen zu müſſen, indem Nachgiebigkeit, das Verklagen ihrer vermeintlichen und wirklichen Beleidiger, ihnen ſchmähliche Feigheit dünkt.

6) Jeder rechnet endlich auf den Beiſtand ſeiner Cameraden, weil dieſe großentheils, wie die Freunde des Händelmachers, von dem ihr geleſen habt, den irrigen Wahn hegen, daß es Schande ſey, einen Cameraden, ſo dumm und ſchlecht er auch handeln möge, im Stiche zu laſſen. Aber

II. wie unrecht und thöricht handeln nicht dieſe bramarbaſirenden Jünglinge!

1) Was keinem Menſchen anſteht, kann das wohl dem Soldatenſtande zur Ehre gereichen? Giebt es einen Stand, den die Grobheit ziert?

2) Der Soldat iſt ſo wenig als der Bürger befugt, ſich ſelbſt zu rächen. Die bürgerlichen Geſetze gehn ihn eben ſo wohl und noch mehr an, als Andre. Er ſoll über die Geſetze wachen helfen, und ſie nicht ſelbſt mit Füßen treten. — Hat er im Kriege das Recht, ſein Gewehr gegen den Feind zu brauchen, ſo folgt daraus nicht, daß er auch im Frieden das Recht habe gegen den Bürger. Nur gegen Diebe und Straßenräuber darf der Soldat, wie jeder Bürger, ohne Befehl, das Gewehr ziehen; außerdem nur im Kriege gegen den Feind.

3) Der Bürger und Bauer nähren den Soldaten, nicht, daß er ſie mißhandeln, ſondern daß er ſie und ihr Eigenthum beſchützen ſoll. Iſt der beſoldete Beſchützer in allen Fällen mehr als der Beſitzer?

4) Der Soldatenſtand iſt zwar ein ehrenvoller Stand; aber andre Stände ſind es nicht minder, und wenn einer entbehrt werden ſollte, ſo kann man leichter den Soldaten als den Bürger und Bauer miſſen. Der Handwerker und Landbauer ſind auch im Frieden unentbehrlich; Soldaten nur im Kriege. Und mußten nicht in dem jüngſten Kriege auch Bürger und Landleute zu den Waffen greifen? Haben ſie

nicht eben ſo viel und oft mehr zur Rettung des Vaterlandes beigetragen, als die ſtehenden Heere? Müſſen nicht manche Handwerker faſt täglich ihr Leben für's Wohl ihrer Mitmenſchen wagen, während mancher Soldat in ſeiner ganzen Dienſtzeit keine Gefahr beſtanden hat?

5) Zum Bürger- und Bauernſtande kehren die allermeiſten, nach vollendeter Dienſtzeit, zurück. Welche Thorheit, Menſchen zu verachten, denen man gleich zu werden wünſcht! — Welchem Bürger und Bauer, der einſt Soldat war, würde es gefallen, wenn einer, der es noch iſt, ihn mißhandeln wollte?

6) Der Ausgang ſolcher Händel iſt gewöhnlich für den Händelmacher eben ſo ſchimpflich, als es der in dem Leſeſtücke war.

7) Und iſt es nicht an und für ſich ſchon ſchimpflich, gegen einen Wehrloſen den Säbel zu ziehen?

8) Selbſt im Kriege ſoll der Soldat ſeinen Muth nur gegen den bewaffneten Feind, nicht gegen den Gefangenen, nicht gegen den wehrloſen Bürger und Landmann zeigen. Er muß nicht nur zu ſiegen, ſondern auch zu ſchonen wiſſen.

9) Leere Fäſſer klingen gut. Gewöhnlich ſind die Händelſucher im Frieden, die ſchlechteſten Helden im Kriege.

Wer den, der ſich nicht wehren kann,
Den Bürger und den Bauersmann
Beraubt und drückt und plaget
Und jeden Frevel waget,
Ha! der iſt kein Soldat;

Der iſt ein Räuber und ein Schuft,
Und wenn zur Schlacht die Trommel ruft,
So kann der Schuft vor Zagen
Den Feind nicht ſehn und ſchlagen
Und — läuft wohl gar davon.

Wir kommen nun auf den **ſchmeichelnden und bittenden Ton**. Er folgt abſichtlich unmittelbar auf den zürnenden und drohenden, damit ihr das Abſtechende recht bemerken ſollt. Zur Probe will ich euch No. 5. (das Frühſtück) in eben dem Tone leſen, in welchem der Offizier geſprochen hat. — Habt ihr den Ton angemeſſen gefunden? — „Nein! da ſprach ja Moritz, als wollt' er den Vater ſchlagen, wenn er ihm den Kreuzer nicht gäbe.“

Der ſchmeichelnde und bittende Ton muß alſo weich und zärtlich, nicht polternd und heftig ſeyn.

Beim Schmeicheln und Bitten ſinkt der Ton gewöhnlich abwärts, und iſt alſo in dieſer Hinſicht gerade das Gegentheil vom fragenden; z. B.

O du | guter | Vater, gib mir | doch ein | Kreuzerchen!

Im bittlichen Tone müſſen die meiſten Gebete geſprochen werden, und in allen muß wenigſtens etwas Demüthiges liegen, daher ich euch bei unſern Schulgebeten an dieſen Ton zu gewöhnen ſuche.

Das erſte Leſeſtück im Denkfreunde, welches euch nun zur Uebung im ſchmeichelnden und bittenden Tone dienen ſoll, führt die Ueberſchrift: die Entdeckung.

III. Der schmeichelnde und bittende Ton; zugleich Ton des Mitleids.

7) Die Entdeckung.

Fritz. (Zur Thüre hereinkommend und auf die Mutter, mit einer Traube in der Hand, zulaufend) Hier, liebe Mutter,

hier bring' ich dir was Gutes! Ach versuch nur einmal, wie süſs! wie süſs!

Mutter. (traurig) Danke, danke, lieber Fritz. Behalte doch die Traube! Vor allem aber sprich, wo du sie her hast.

Fritz. Von unserm Herrn Pfarrer. Ich hab' ihm auf einer Leiter die Trauben an seinem Hause herabgemacht, und da gab er mir diese dafür. O versuch' nur! Ich hab' auch ein Paar Beerchen davon gepflückt. (Er will der Mutter ein Paar in den Mund stecken.)

Mutter. (den Mund abwendend) O, lieber Fritz, mich hungert und dürstet diesen Abend nicht.

Fritz. Und warum nicht?.. Ach, du bist traurig, Mutter! Was fehlt dir? O du hast geweint. Liebe Herzensmutter, was hast du?

Mutter. Ach, Kind, einen groſsen Jammer! Ich hab' eine schreckliche Entdeckung gemacht!

Fritz. Eine schreckliche Entdeckung? O mach mich nicht weinend! Ich kann deine Augen nicht naſs sehen.

Mutter. Soll ich nicht weinen, wenn meine Kinder — mein Liebstes auf Erden, die ich zu allem Guten erziehe, die mir unser seliger Vater im Sterben noch auf die Seele gebunden hat, so schändlich miſsrathen?

Fritz. Gott, wie erschreckst du mich, Mütterchen! Hab' ich was Böses gethan? Ach Gott, ich weiſs es nicht einmal!

Mutter. Du nicht: aber dein Bruder Karl.

Fritz. Ach der gute Karl! Was hat er denn Böses gethan? Hat er dir nicht gefolgt?

Mutter. Ja wohl nicht gefolgt! — Fritz, wie heiſst das siebente Gebot?

Fritz. Du sollst nicht stehlen. — Meinst du etwa, ich weiſs nicht einmal, wie das siebente Gebot heiſst?

Mutter. Dein älterer Bruder Karl weiſs es schon

länger und besser als du — und doch.... Er hat es nicht befolgt!

Fritz. Nicht möglich! Karl, der gute Karl hätte gestohlen? — Da wäre Karl ja ein Dieb?

Mutter. Wer Obst und Geld stiehlt, ist der kein Dieb?

Fritz. Ja wohl, ja wohl ist er's! Aber hätte der ehrliche Karl das gethan, der jeden Bissen mit uns theilt?

Mutter. Leider! Gestern sah' ich, daſs er sein Kleiderkästchen so schnell zuschloſs und ganz verlegen that, als ich ihn darüber antraf. Es fiel mir auf; aber ich dachte doch nichts Arges. Heute seh' ich, gegen alle Gewohnheit, den Schlüssel abgezogen. Ich suche, und finde den Schlüssel in seinem Jäckchen. Ich schlieſse auf — und o Gott! was sah ich! — Ach! er hat ganz vergessen was sein sterbender Vater uns sagte: Wir sind wohl arm, aber wir werden viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten, die Sünde meiden und Gutes thun.

Fritz. (weint) Und woher weiſst du denn, daſs er den schönen Spruch vergessen hat?

Mutter. Ach, ich fand in seinem Lädchen zwölf Aepfel, ein ganzes Häufchen Nüsse und dreiſsig Kreuzer baares Geld. Das alles hat er nicht mit Recht, denn er hielt es geheim und hatte kein gutes Gewissen, als ich ihn darüber antraf.

Fritz. (der Mutter um den Hals fallend) O freu' dich, freu' dich, herzige Mutter! Karl ist noch immer unser ehrlicher Karl! Aber ich muſs ihm wehe thun, ich muſs sein Geheimniſs verrathen.

Mutter. Und welches? daſs er gestohlen hat? und darüber soll ich mich freuen?

Fritz. Nein, o nein doch! Schon seit einem Vier-

teljahre ſpart er alle Heller zuſammen (und auch **ich** habe dazu geſteuert) um dir eine Freude zu machen. Du ſollſt erfahren, wie ehrlich wir zu den dreiſsig Kreuzern gekommen ſind. Wir haben ſie bei Herrn Wendler verdient. Du weiſst, er gibt den Kindern gern etwas, wenn ſie ihm einen Gefallen thun. Auch die Aepfel und Nüsse ſind nicht geſtohlen. Die Nüsse haben wir gekauft, und die Aepfel bekamen wir geſchenkt. Für das Geld hatten wir ein Paar wollene Handſchuhe auf den Winter für dich beſtellt, damit dich nicht ſo frieren ſoll, liebe Mutter; und in kommender Woche, an deinem Geburtſtage, wollten wir damit dich anbinden. Ich wollte die Aepfel und Nüsse in unſerm kleinen Armkörbchen, und Karl die Handſchuhe auf einem neuen irdenen Teller dir bringen. Siehſt **du**, nun weiſst du alles, liebe Mutter! Aber ach! nun iſt dir die Freude verdorben!

Mutter. (mit Thränen ihn küſsend) Nicht verdorben, lieber Fritz! Meine Freude iſt nun doppelt groſs! — Ach, verzeihe mir den Verdacht! Er kam aus Liebe zu euch. Ihr ſollt lieber ſterben, als unehrlich ſeyn.

Fritz. Aber liebe Mutter, der arme Karl würde weinen, wenn du ihm ſagteſt, daſs du ihn für ſo böse gehalten haſt. — Er hat ſich auf deinen Geburtſtag ſo herzlich gefreut! Laſs uns ſchweigen von deinem Verdachte, und ihn auch nicht wiſſen, daſs ſein Geheimniſs verrathen iſt!

Mutter. Recht ſo, mein lieber Fritz! Deinem Karl ſoll die Freude nicht verdorben werden. Mir thut es leid genug, daſs ich **deine** verdorben habe.

Fritz. O nein, o nein, lieb Mütterchen! Keine Freude verdorben! Gibt es wohl eine gröſsere für mich, als **die**, daſs du keinen Kummer mehr haſt!

Materialien zu etlichen Katechiſationen über die Ehrlichkeit.

Die ganze Familie, die ihr ſo eben kennen gelernt habt, gefällt euch gewiß in mehr als Einer Hinſicht, beſonders aber wegen des Geiſtes der Ehrlichkeit. Selbſt der verſtorbene Vater rührt uns, daß er dieſe Tugend noch auf dem Sterbebette den Seinigen mit Tobias Worten empfiehlt.

Vater und Mutter waren alſo bemüht, ihre Kinder zu ehrlichen Menſchen zu ziehen. Ihr ſollt lieber ſterben, als unehrlich ſeyn, ſagt die Mutter zu ihrem Fritz, und ich — ſage das Nämliche zu Euch!

I. Beſtimmung des Begriffs.

Die Wörter ehrlich und Ehrlichkeit ſind aus dem Worte Ehre gebildet *). Ehre bedeutet:

1) die gute Meinung, welche Andere von uns haben. Mancher hat viel Ehre vor der Welt, ohne eben vornehm zu ſeyn, und Mancher ſteht in großem Range, ohne daß Andre eine gute Meinung von ihm hätten.

2) Ehre bedeutet aber auch die Geſinnung, welche uns der Ehre bei unſern Mitmenſchen werth macht. Das iſt ein Mann von Ehre! ſagt man daher; das iſt: der Mann hält auf ehrebringende Tugenden.

Den Beinamen ehrlich gibt man aber eigentlich nur ſolchen Perſonen, auf deren Wort und That man ſich verlaſſen darf, welche Jedem das Seine geben und laſſen. Ein ehrlicher Kaufmann übertheuert nicht und gibt nicht ſchlechte Waare für

---

*) und Ehre kommt vielleicht von eher her; indem auch das Wort eher einen gewiſſen Vorzug andeutet.

gut; ein ehrlicher Tagelöhner benutzt die verdingte Zeit zum Vortheile deſſen, für welchen er arbeitet; ein ehrlicher Schuldner zahlt, wo immer möglich, zur rechten Zeit, ohne Weigerung und Schmälerung; ein ehrlicher Handwerker macht ſeine Arbeit tüchtig und gut und behält von den erhaltenen Materialien nichts zurück; ein ehrlicher Wirth prellt ſeine Gäſte nicht u. ſ. w. Wie muß ſich ein ehrlicher Dienſtbote betragen?

II. **Ehrlichkeit iſt jedes Menſchen Pflicht.** Das ſagt uns

1) das Geſetz des Gefühls. Jeder will in Wort und That von Andern ehrlich behandelt ſeyn. Alles was ihr wollet ꝛc.

2) Auch das Vernunftgeſetz: „denke und handle ſo, daß du wünſchen kannſt, alle Menſchen befolgten dein Beiſpiel," gebeut Ehrlichkeit. Wer könnte wohl wünſchen, daß Alle unehrlich wären? Wer ſähe nicht ein, daß die Welt dann nicht beſtehen könnte? Warum?

a) Es gäbe dann ſo zu ſagen kein Eigenthum mehr; und doch wünſcht Jeder ein Eigenthum, und Jeder bedarf deſſelben. Niemand aber würde mehr ein Eigenthum durch Fleiß, Ordnung und Sparſamkeit zu erwerben ſuchen, Niemand würde mehr Luſt haben, ſein Feld zu bebauen, Bäume zu pflanzen ꝛc., weil man unter lauter unehrlichen Menſchen doch nichts erhalten könnte.

b) Auf keines Menſchen Wort könnte man ſich mehr verlaſſen; aller Credit verſchwände aus der Welt.

c) Jeder wäre gezwungen, ſein eignes Glück auch in Lügen und Trügen zu ſuchen, und ſo ginge mit der Ehrlichkeit jede Tugend verloren.

III. **Ehrlich ſollen wir gegen alle Menſchen ſeyn;**

1) nicht nur gegen den Armen, ſondern auch gegen den Reichen; denn

a) daß ein erlittner Verluſt für den Reichen weniger drückend iſt, als für den Armen, das ändert an der Sache nichts. Wenn ihr Jemanden widerrechtlich ſchlagt, ſo mildert das eure Strafbarkeit nicht, daß der Geſchlagene geſund und ſtark war und alſo die Schläge beſſer ertragen konnte, als ein Kränkelnder und Schwächlicher.

b) Der Reiche hat oft ſo wenig Ueberfluß als der Arme, weil ſeine Ausgaben doch oft faſt größer ſind als ſeine Einkünfte.

c) Er hat eben das Recht an ſein Eigenthum wie der Aermſte, und

d) wenn Jedermann den Reichen betrügen, vervortheilen und beſtehlen wollte und dürfte, ſo würde der Reiche bald zum Bettler.

2) Nicht nur gegen den Selbſt-ehrlichen, ſondern auch gegen den Unehrlichen, müſſen wir ehrlich ſeyn; denn

a) bin ich ſelbſt von ihm betrogen worden: ſo ſoll ich mein Recht vor der Obrigkeit ſuchen und nicht mich ſelbſt rächen. Hat er nur gegen Andere unehrlich gehandelt, ſo bin ich zur Wiedervergeltung noch weniger befugt.

b) In meinem Thun und Laſſen gegen Andere darf ich ihre eigne Handlungsweiſe nicht immer zum Maßſtabe nehmen. Sind Andere gewiſſenlos, ſo darf ich es nicht auch gegen ſie ſeyn, ſonſt bin ich ſo ſchlecht als ſie. Wer einen Dieb beſtiehlt, iſt auch ein Dieb.

c) Durch Unehrlichkeit gegen den Unehrlichen mache ich ihn noch ſchlimmer. Er glaubt um ſo mehr Recht zu ſeinen Betrügungen zu haben, je öfter er ſelbſt betrogen wird.

3) Ehrlich müſſen wir auch gegen den ſeyn,

der, aus Unwiſſenheit oder Noth, ſeine Einwilligung zu unſrer Unehrlichkeit gegen ihn gibt; denn

a) zum Betruge gibt Niemand wiſſentlich ſeine Einwilligung, es ſey denn in der größten Noth. Einen Rechenpfenning nimmt Niemand wiſſentlich für ein Goldſtück, und ſchlechte Waare kauft Niemand, auſſer in Nothfällen, wiſſentlich um den Preis, um welchen man gute bezahlt. Niemand kauft auch gute Waare, wenn ihn nicht die Noth zwingt, wiſſentlich zu theuer.

b) Wer ſich aber fremde Noth zu Nutzen macht, und den, der in der Verlegenheit iſt, gleichſam zwingt, um den doppelten Preis zu kaufen, oder um den halben zu verkaufen, der iſt ein Böſewicht. — Was würden wir von einem Schwimmer ſagen, der ſich die Noth eines ins Waſſer Gerathenen zu Nutzen machte, und ihn nicht eher herauszöge, als bis dieſer ihm ſein halbes Vermögen verſprochen hätte?

4) Nicht nur gegen den Einheimiſchen, ſondern auch gegen den Fremdling ſollen wir ehrlich ſeyn. Wie wär' es euch, wenn ihr in der Fremde von unehrlichen Leuten hintergangen und für den kleinſten Dienſt übertheuert würdet? — Iſt nicht der Fremdling ohnedieß übel genug daran, daß er Niemand hat, auf deſſen Ehrlichkeit er aus Erfahrung rechnen könnte? — Und welche Schmach bringt ein Unehrlicher einem ganzen Orte durch ſeine Unehrlichkeit, wenn der Fremde erzählt: ſo oder ſo bin ich da oder dort behandelt worden! Schon Moſe empfiehlt daher ſeinem Volke beſonders die Fremdlinge. (3. Moſ. 19, 33. 34. 5. Moſ. 10, 18. 19.)

5) Iſt aber das auch unehrlich, wenn man im älterlichen Hauſe kleine Veruntreuungen ſich erlaubt? — Allerdings! der Aeltern Gut iſt noch

nicht euer Eigenthum, und im häuslichen Kreiſe iſt Ehrlichkeit noch nöthiger als auſſer demſelben, weil man da noch weniger im Stande iſt, der Unehrlichkeit vorzubauen, und weil die Pflicht noch größer gegen Aeltern, als gegen Fremde iſt.

IV. **Ehrlich ſollen wir auch in allen Stükken ſeyn:**

1) Im Mein und Dein, durch Enthaltung von Diebſtahl und Betrug. (3. Moſ. 19, 35. 36. 25, 14.) Wer Schulden macht, von denen er voraus ſieht, daß er ſie nicht bezahlen kann; wer Gefundnes behält, ohne ſich Mühe gegeben zu haben, den Verlierer auszukundſchaften; wer fremde Güter verſchenkt, vernachläſſigt, verdirbt, oder durch ungerechten Prozeß an ſich bringt, iſt auch ein Dieb; und wer Diebſtahl und Betrug verhindern könnte und nicht hindert, oder wohl gar wiſſentlich geſtohlnes Gut kauft, iſt Hehler, iſt Gehülfe der Diebe.

2) Ehrlich ſollen wir ſeyn auch in Anwendung der vermietheten Zeit und Kraft. Der Dienſtbote, der Tagelöhner ꝛc. haben Zeit und Kraft vermiethet. Wer dieſe nicht zum Vortheil der Herrſchaft anwendet, iſt unehrlich.

3) Ehrlich ſollen wir ſeyn in Anſehung des gegebenen Verſprechens, und daher nichts verſprechen, was an und für ſich unrecht iſt — nichts, was wir nicht der höchſten Wahrſcheinlichkeit nach halten können. Das gegebene Wort aber dürfen wir dann nicht wieder zurücknehmen.

4) Ehrlich ſollen wir ſeyn in Aeuſſerung unſrer Urtheile und Bekenntniſſe. Mancher wird um Rath oder um ſein Urtheil gefragt; ſagt aber nicht ehrlich und aufrichtig ſeine Meinung. Daraus entſteht oft ein größerer Schaden, als durch Diebſtahl. Der ehrliche Mann kann zwar zuweilen, wo ihm die Offenherzigkeit mehr Schaden als Nutzen

zu bringen ſcheint, ſchweigen; aber nie das Gegentheil von dem ſagen, was er denkt. Dieſe Ehrlichkeit nennt man gewöhnlich Aufrichtigkeit.

5) Ehrlich ſollen wir ſeyn nicht bloß im Großen, ſondern auch im Kleinen. Die Veruntreuung, welche die Mutter in dem Leſeſtücke von ihren Kindern geargwohnt hatte, betrug eine Kleinigkeit, gleichwohl war ſie darüber in der größten Seelenunruhe; denn

a) am Kleinen fängt man an, am Großen hört man auf. Auch an Kleinigkeiten ſtumpft man das Gewiſſen ab.

b) Auch über Kleinigkeiten verliert man das Zutrauen und den guten Namen. Eine Magd hatte einmal einen Brief Stecknadeln entwendet; bald darauf kam ein großer Thaler weg. Könnt ihr's der Herrſchaft verdenken, daß ihr erſter Verdacht auf die Magd fiel?

c) Unrecht iſt unrecht, es betreffe etwas Großes oder Kleines, und was dem Unehrlichen eine Kleinigkeit ſcheint, iſt es oft nicht für den Verlierenden und Hintergangnen. Warum ſetzt man oft auf eine unbedeutende Sache ſo großen Werth?

V. **Ehrlich ſollen wir unter allen Umſtänden ſeyn;**

1) nicht nur in Fällen, wo uns die Obrigkeit zur Erfüllung unſrer Pflicht zwingen kann, ſondern auch wo das Recht uns frei ſpricht, z. E. bei Concurſen. Wir treten Hab und Gut ab und unſre Gläubiger können uns nichts mehr rechtlich anfordern; der ehrliche Mann aber bezahlt in der Folge freiwillig, wenn ſeine Umſtände ſich beſſern. Der Ehrliche erſetzt überhaupt jeden von ihm angerichteten Schaden. Bei Kauf und Handel kann man oft betrügen, daß kein Kläger etwas gegen uns ausrichten kann. Ein Zimmermann oder Maurer haben einen Accord gemacht, bei welchem

offenbar kaum der Geſellen-Lohn heraus kommt — was ſollte da der Bauherr thun?

2) nicht nur, wo Entdeckung unſrer Unehrlichkeit zu fürchten, ſondern auch wo ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht zu fürchten iſt;

3) nicht nur, wo die Ehrlichkeit uns keinen Nachtheil bringt, ſondern auch, wo ſie mit Aufopferungen verbunden iſt. Z. B. man iſt ſelbſt mit etwas betrogen worden; geſteht man den Fehler beim Wiederverkaufe: ſo leidet man Schaden. Man hat Andern etwas von Werthe aus Unvorſichtigkeit verdorben; geſteht man das, ſo muß man es wieder herſtellen laſſen. Man hat etwas gethan, was nicht recht iſt; lügt und leugnet man nicht, ſo wird man geſtraft u. ſ. w.

4) nicht nur in Umſtänden, wo uns keine Noth drückt, ſondern auch zur Zeit der größten Noth. —

Im Sprüchworte ſagt man: Noth hat kein Gebot. Das Sprüchwort iſt nicht wahr. Auch das, was wir in der Noth thun oder nicht thun dürfen, hat ſein Gebot. In der Noth dürfen wir z. B. gute Menſchen um Beiſtand anſprechen, aber nicht lügen, betrügen und ſtehlen. Gerathen wir durch Krieg, Feuer und andres Unglück in die Unmöglichkeit, unſre Schulden zu bezahlen, ſo ſpricht uns auch das Geſetz frei. — Spräche uns jede Noth von der Ehrlichkeit frei, ſo dürften alle ſehr Armen ſtehlen und betrügen; alle, welche Strafe zu fürchten haben, dürften leugnen und lügen u. ſ. w. Möchtet ihr wohl in einem Lande leben, wo ſich jeder aus der Noth helfen dürfte, wie es ihm beliebt? Gewiß nicht! Der arme Leinweber Klaß im Denkfreunde (9te Aufl. S. 144.) war auch in Noth; ſuchte er ſich aber wohl durch Betrug zu helfen?

Hört nun aber auch eine andre Geſchichte von einem armen Manne, der in großer Noth war und,

bei der höchſten Wahrſcheinlichkeit, ungeſtraft unehrlich ſeyn zu können, dennoch ehrlich blieb:

Ein Jude reiste einſt von der Meſſe zurück. Unter Weges kam er an einen Strom, durch welchen er mußte. Schon oft war er ohne Schaden durchgeritten; denn es ging eine ſeichte Furth durch. Wenn man ſich aber etwas zu weit rechter Hand wendete, ſo kam man in einen tiefen Schlund, wo ſchon Mancher das Leben verloren hatte. Der Jude, welcher dießmal nicht vorſichtig genug war, gerieth hinein. Sein lautes Geſchrei zog einen in der Nachbarſchaft ackernden Bauer herbei. Dieſer ſah die Gefahr des Mannes, riß geſchwind ein Pferd vom Pfluge, wagte ſich ganz nahe an den ihm bekannten Schlund, und als das Waſſer, welches ſich dort im Wirbel drehte, den Verunglückten hervorbrachte, war er ſo glücklich, ihn am Mantel zu erhaſchen, und glücklich ans Land zu bringen. Das Pferd des Juden ging verloren, indem es, von der Laſt niedergedrückt, die er ihm in dem Mantelſacke aufgelegt hatte, ſich nicht herausarbeiten konnte.

Nach vieler Mühe, die der Bauer und die Seinigen anwandten, brachten ſie den halbtodten und erſtarrten Juden wieder ins Leben. Aber nun ging erſt die Angſt des armen Mannes an. Sein Leben war gerettet; allein alles, was er erkauft hatte, war verloren; beſonders ein lederner Beutel, oder eine ſogenannte Geldkatze, die er um den Leib gehabt hatte, und worin ſich viele Juwelen und Perlen befanden. Dieſe konnte er wahrſcheinlicher Weiſe nicht in dem Strome verloren haben. Es war alſo der größte Verdacht vorhanden, daß der Bauer ſie ihm abgebunden haben müſſe, als er ihn ausgezogen und auf das Bett gebracht hatte. Der Bauer betheuerte, nichts geſehen und gehört zu haben; der Jude riß ſich vor Verzweiflung die Haare aus, weil er

ſein ganzes Vermögen hinein geſteckt hatte, um damit einen vortheilhaften Handel an ſeinem Wohnplatze zu treiben. Er hätte den Bauer gerichtlich belangen können, und dieſer ehrliche Mann hätte einen ſchweren Stand bekommen, da alle Umſtände die Vermuthung erregten, daß er den Beutel entwendet habe. Der Jude war indeß großmüthig genug, es nicht zu thun. „Du haſt, ſagte er zu ihm, mit Gefahr deines eignen Lebens mir das meinige gerettet; du raubeſt mir aber das Mittel, gegen dich dankbar zu ſeyn. Rechne dieß dafür, daß ich dich nicht durch eine Anklage bei deiner Obrigkeit ins Unglück bringe. Gib mir aber nur einen kleinen Zehrpfenning davon, daß ich an einen Ort kommen kann, wo ich einige von meinen Glaubensgenoſſen finde, und mir einige Unterſtützung zu verſchaffen im Stande bin.“

Der arme Bauer war troſtlos, da er, bei dem Bewußtſein ſeiner Unſchuld, ſich einem ſo wahrſcheinlichen Verdachte ausgeſetzt ſahe. Er kam ſogar auf den Gedanken, daß der Jude dieſen Umſtand erdichtet habe, um ihm den kleinen Aufwand, welchen er gemacht hatte, nicht vergüten zu dürfen. Aber um ſich nicht Verdrießlichkeiten auszuſetzen, machte er, daß er ſeines Gaſtes los wurde; und Beide ſchieden ziemlich mißvergnügt von einander.

Bald darauf, als der Bauer Miſt auf ſein Feld fahren wollte, gabelte er ein langes ledernes Ding auf, und da er es unterſuchte, fand er den darin enthaltnen anſehnlichen Schatz. Wahrſcheinlicher Weiſe war der Geldgurt auf folgende Art in den Miſt gekommen. Als der Jude in das Haus des Bauern gebracht worden war, hatte man ihn anfänglich auf Stroh gelegt, und ihm in größter Eile die naſſen Kleider vom Leibe geriſſen; der Beutel war alſo in das Stroh gekommen, und mit dieſem in die Miſtgrube geworfen worden. — Das Erſtaunen und die Freude des Bauers

kann man ſich leicht denken. Aber leider wußte er den Namen des Eigenthümers und ſeinen Wohnort nicht mehr, und daß man dieſen durch Zeitungen erforſchen könne, war ihm unbekannt. Er legte alſo den Beutel hin, verwahrte ihn ſorgfältig, und wenn die Meßzeit ſich näherte, lauerte er mit Frau und Kindern an der Landſtraße, ob der Jude nicht etwa vorbeigehn würde; allein zwei Jahre lang wartete er vergebens. Als er aber eines Abends mit ſeiner armen Familie bei einer Mehlſuppe ſaß, hörte er einen Wagen an ſeiner Hütte halten; er guckte durch die Scheiben, und ſahe, daß es Juden in einem kleinen Wägelchen waren. Frau und Kinder erſchraken, daß ſie blaß wurden, wie Leichen; denn ſie glaubten ſicher, der Jude bringe Gehülfen mit, ſich wegen des Beutels zu rächen; der Bauer aber verließ ſich auf ſeinen unberührten Schatz. Und wie angenehm wurde er überraſcht, als der Jude ſelbſt mit ſeinen Gefährten in die Stube trat und ihm um den Hals fiel, mit den Worten: Fürchte nicht, ehrlicher Mann, daß ich deßwillen wieder komme, um dir den Beutel abzufordern; ich bin nun ganz von deiner Unſchuld überzeugt und halte es für Pflicht, dir meine Dankbarkeit für die Rettung meines Lebens thätig zu beweiſen, da ich es ſogleich nach meinem Unglücke weder gekonnt, noch auch, wegen des in mir entſtandenen Verdachtes, gewollt hatte.

Der Bauer ſtutzte und ſagte: „warum hattet Ihr aber dazumal den Argwohn, und jetzt, nach zwei Jahren, habt Ihr ihn nicht mehr?“ — Ich habe, verſetzte der Jude, mich alle Meſſen hier bei Euch durchgeſchlichen, um nicht von Euch bemerkt zu werden, und alsdann allezeit in der ganzen Nachbarſchaft und in dem Dorfe ſelbſt ſorgfältig nachgeforſcht, ob Ihr Euere Umſtände verbeſſert, Euch ein größeres Gut, oder Feld, oder ſonſt etwas gekauft hättet;

habe aber erſt neulich vernommen, daß Ihr ſtatt deſſen durch die große Theuerung der beiden letzten Jahre in ſolchen Verfall gerathen ſeyd, daß Euer Gütchen nächſtens verkauft werden ſoll, weil Ihr ein kleines erborgtes Capital von hundert Thalern nicht bezahlen könnt. Ich will Euch dieſe Schuld bezahlen, da mich Gott geſegnet, und — — Der Bauer fing an herzlich zu weinen, ging, ohne ein Wort zu ſagen, nach ſeiner Kammer, kam mit dem vollen Gürtel zurück und legte ihn zum Erſtaunen der Juden hin auf den Tiſch. — „Was will das ſagen?“ ſchrieen ſie. — Da, ſagte der Bauer, ſeht, ob etwas daran fehlt. — Der Jude that es, hob Augen und Hände gen Himmel empor, und betheuerte, daß nicht der kleinſte Edelſtein, nicht ein Stäubchen Gold, oder ſonſt etwas von demjenigen fehle, was darin geweſen war. Der Bauer erzählte ihm darauf die ganze Geſchichte. Er ſey oft, ſagte er, in der großen Noth in Gefahr geweſen, ſich daran zu vergreifen, habe aber lieber Hunger und Kummer gelitten, und die letzte Kuh verkauft. Gott habe ihm noch immer einen Weg gezeiget, ſich und ſeine arme Familie zu erhalten. Alle Meſſen habe er die Straßen bewacht, in der Hoffnung, den Schatz an ſeinen rechtmäßigen Eigenthümer überantworten zu können. Dem Juden floſſen die Thränen vom Geſichte. Er wollte zuerſt den Beutel gar nicht mehr annehmen; aber nach einer kurzen Ueberlegung ſagte er: „du haſt Recht, ehrlicher Mann! Du würdeſt für dieſe Juwelen nicht den dritten Theil des Werths erhalten, weil du nichts davon verſtehſt; aber das beßte Bauerngut, das in dem Dorfe feil iſt, ſoll dein ſeyn.“ Wenige Tage darauf wurde eines öffentlich zum Verkaufe ausgerufen. Der Jude bezahlte es, und übergab es dem ehrlichen Landmanne. Alle Meſſen beſuchte ihn der dankbare Iſraelite; er kam nie, ohne ihm

und ſeiner Familie etwas mitzubringen, und legte allezeit in ſeinem Hauſe eine Nacht zurück.

Da der Ton des Mitleides mit dem ſchmeichelnden und bittenden die größte Aehnlichkeit hat, ſo ſind beide Arten von Redeton in dem Geſpräche, über welches wir ſo eben geſprochen haben, mit einander verbunden. Noch mehr iſt das der Fall in dem Geſpräche, auf welches wir jetzt kommen.

8) Das Frühstück.

Moritz. Ein Kreuzerchen zum Frühstücke, lieber Vater! bitte! bitte!

Vater. Vor Aufbewahrung deiner Kreuzer werd' ich mich hüten, lieber Moritz. Vor etwa drei Wochen gabst du mir zwölf; und dafür läſsst du mich, wie es scheint, sechs Wochen lang alle Tage einen zurückzahlen.

Moritz. Ach, ich weiſs es, lieber Vater! Das Kapitälchen hab' ich schon dreifach zurück.

Vater. Und doch hältst du mich noch immer für deinen Schuldner?

Moritz. Ach nein, ach nein, Herzensvater! Nichts schuldig! aber du bist so gut, so gut...

Vater. So gut, so gut, daſs ich dich zum Näscher machen werde. — Kinder müssen mit Brot zum Frühstück sich begnügen.

Moritz. Nun ja, das will ich auch künftig. Nur diese Woche, die einzige Woche noch ein mürbes Weckchen! (dem Vater die Hand streichelnd) Nicht wahr, Väterchen?

Luise. Nein, Vater, ja nicht! Er trägt alle die Weckchen der alten Wollspinnerin zu, die das Bein gebrochen hat.

Vater. Ist es wahr, Moritz?

Moritz. (Weinerlich) Ach ja, Vater! Sie hat uns so schöne Mährchen erzählt, da sie bei uns spann. Ach, und nun liegt sie so elend auf dem Bette und das Weckchen schmeckt ihr so gut! Sie wollt' es anfangs nicht nehmen; aber ich sagte daſs Du es ihr schicktest.

Vater. Warum batest du mich aber nicht lieber für sie? Hältst du denn deinen Vater für so hartherzig?

Moritz. Ach nein, Vater! Du bist gar zu gut, ich weiſs es; aber weil Mutter ihr alle Mittage zu essen schickt....

Vater. Darum, glaubtest du, würde der Vater nichts thun wollen?...

Moritz. Nein, lieber Vater. Ich dachte nur: was die Mutter gibt, das kommt ja auch von dir; — und dann hätte doch Ich nichts gegeben, wenn Du ihr geschickt hättest.

Vater. Aber was hattest Du denn bisher zum Frühstücke, wenn Du das deinige weggabst?

Luise. Wahrscheinlich lieſs er sich ein Stück Butterbrot dafür in der Küche streichen.

Moritz. O gewiſs nicht! gewiſs nicht! Es hungerte mich oft recht sehr; aber frage nur, wen du willst, ob ich nur ein Krümchen Brot des Vormittags verlangt habe.

Vater. (nach einer kurzen Pause) Was sagst du zu dieser Versicherung, Luise?

Luise. Daſs ich nicht weiſs, was er gethan hat.

Vater. Und doch wagtest du es, mir Verdacht gegen deinen leiblichen Bruder einzuflöſsen?.... Schon das war häſslich, daſs du mir abriethest, ihm den Kreuzer noch ein Paar Tage lang fortzugeben; aber abscheulich ist es, daſs du auch seine Gutmüthigkeit zu verschwärzen suchst. Schämst du dich nicht vor dir selbst? — Du

aber, wackrer Moritz, von nun an sollst du alle Wochen ein kleines Taschengeld haben, weil ich sehe, daſs du guten Gebrauch davon machst.

Materialien zu einer Katechiſation über das Mitleid.

Fritz, in dem vorhergehenden Geſpräche, ſah ſeine Mutter leiden, denn ſie war betrübt; ſogleich litt er das Nämliche, er wurde auch betrübt. Moritz, von dem ihr ſo eben geleſen habt, ſah das Unglück einer armen Wollſpinnerin, die das Bein gebrochen hatte. Das thut ihm im Innerſten weh. Er litt mit ihr und that, was er thun konnte, um ihren Jammer zu erleichtern. Er war mitleidig.

I. Was verſtehn wir alſo unter Mitleiden?

Das liegt deutlich im Worte ſelbſt. Es iſt zuſammengeſetzt aus mit und leiden. — Man leidet aber mit Anderen,

1) indem ihre Leiden wirklich zugleich auch uns treffen. Z. B.: der Vater kommt um ſeine Freiheit, um ſein Amt, um ſein Vermögen; wer muß mit ihm leiden? — Ein Wetterſchlag verwüſtet die Saaten der Güterbeſitzer; trifft der Schaden dieſe allein, oder auch diejenigen, welche keine Aecker beſitzen? ꝛc.

2) Oft leidet man aber auch nur im Gemüthe mit Anderen. So war es bei Moritz; ſo iſt es bei uns, wenn wir einen Krüppel, einen ſehr verwundeten, oder ſehr abgezehrten Menſchen, verwaiſte arme Kinder, eine durch Brand verunglückte Familie ꝛc. ſehen.

Dieſe theilnehmenden Gefühle an fremden Leiden wollen wir, zum Unterſchiede vom wirklichen Mitleiden,

in der abgekürzten Wortform „das Mitleid“ nennen, wie man bei Todesfällen auch nicht ſein Beileiden, ſondern ſein Beileid zuſichert. Mit dem Schuldigen, ſagt man im Sprüchworte, muß oft auch der Unſchuldige leiden; der letzte aber erregt mehr Mitleid als der erſte.

II. **Wodurch entſteht aber das Mitleid?** — Durch lebhafte Vorſtellung fremder Leiden; indem man ſich im Geiſte in die Lage eines leidenden Weſens verſetzt. Der Hartherzige thut das nicht, und der Leichtſinnige nur auf kurze Zeit; daher der erſte kein Mitleid, und der letzte nur ein ſchnell vorübergehendes fühlt. — Was müßt ihr alſo thun, um in euch wahres Mitleid zu erwecken?

III. **Wodurch verhindert und unterdrückt man das Mitleid?**

1) Durch Unaufmerkſamkeit auf fremde Noth und durch Gedankenloſigkeit beim Sehen oder Hören derſelben. Daher kommt gewöhnlich die Hartherzigkeit vieler Kinder;

2) durch entgegen wirkende Gemüthsbewegungen. Z. B. Zorn und Rachſucht, Geiz und Habſucht ꝛc. unterdrücken das Mitleid. Eine Gemüthsbewegung verſchlingt die andere;

3) durch Gewöhnung an den Anblick Mitleid-erregender Gegenſtände. Der Metzger z. B. ſchlachtet größtentheils ohne Mitleid. Der Soldat, welcher ſchon mehreren Schlachten beigewohnt und viele Gefallne geſehen hat, fühlt allmählich weniger Mitleid, als da er zum erſtenmal dieſen Jammerauftritt ſah. Warum? — Gewohnheit ſtumpft das Gefühl ab. — Wär' es wohl gut, wenn die Gewohnheit dieſe Wirkung nicht hervorbrächte?

4) durch Trunkenheit. Die meiſten Trunkenbolde ſind, wenigſtens während des Rauſches, hartherzig, beſonders

diejenigen, bei denen das Branntweintrinken zur andern Natur geworden iſt.

IV. Wozu nützt das Mitleid?

1) Es nöthigt uns oft zu Werken der Wohlthätigkeit. Indem wir dem Leidenden helfen, helfen wir gleichſam uns ſelbſt; denn das Mitleid macht fremde Noth zur eigenen. Wie wenig Werke der Wohlthätigkeit würden bloß aus Grundſätzen, ohne den Trieb des Mitleids geſchehen! — Wird dieſer Trieb in uns thätig, ſo nennt man es Barmherzigkeit. Der Prieſter und Levite im Evangelium, welche vor dem halb erſchlagenen Iſraeliten vorüber gingen, hatten wahrſcheinlich auch Mitleid; aber nur der Samarite übte Barmherzigkeit.

Das höchſte Mitleid wagt nicht nur Geld und ſaure Mühe, ſondern auch das Leben an fremde Noth.

Das Mitleid beſchleunigt wenigſtens die Hülfe. Es hebt die Bedenklichkeiten, welche das gute Werk oft verzögern.

2) Das Mitleid verhindert unzählig viel Böſes. Aus Mitleid verſchont mancher Gläubiger ſeinen bedauernswürdigen Schuldner mit der Auspfändung; aus Mitleid unterläßt der Soldat in Feindesland oft Plünderung und Gewaltthätigkeit, wenn auch kein Offizier Einhalt thut; der ſtrafende Vater, vom Zorne überwältigt, wird zugleich vom Mitleid ergriffen und mäßigt ſeine Hitze ꝛc.

3) Das Mitleid, vernünftig geäuſſert, iſt oft der einzige und bewährteſte Troſt für den Betrübten.

4) Das Mitleid thut ſogar — ſo ſchmerzlich es uns von der einen Seite iſt — von einer andern Seite unſerm eignen Herzen wohl, daher man auch traurige und Mitleid erregende Begebenheiten gerne lieſt, oder auf der Schaubühne ſieht.

V. **Kann uns nicht aber das Mitleid auch zuweilen zu ſchädlichen, wenn gleich gutgemeinten, Handlungsweiſen verleiten?** — Allerdings. In wie ferne?

1) Das Mitleid hindert uns oft an der erforderlichen Strenge. Aus Mitleid erziehn manche Aeltern ihre Kinder zur Weichlichkeit, Lüſternheit und Faulheit. Aus Mitleid beſtrafen ſie auch grobe und wiederholte Vergehungen nicht, oder laſſen doch ſogleich nach der Strafe Reue blicken. Ganz anders dachte der römiſche Conſul Brutus. Er ſelbſt verurtheilte ſeine beiden Söhne, welche einer Verrätherei des Vaterlandes ſich ſchuldig gemacht hatten, zum Tode und ſah ſelbſt ihrer Enthauptung zu. — In einem übel angebrachten Mitleid findet mancher Taugenichts, der ſein Brot verdienen könnte, Unterſtützung und wird dadurch im Müſſiggange beſtärkt.

2) Vor lauter Mitleid kann mancher Menſch gar nicht wahrhaft mitleidig handeln. — Wie? wenn der Samarite vor lauter Mitleid die Wunden des Geſchlagenen nicht hätte ſehen, noch weniger verbinden können? — Gibt es nicht Mütter, die, wenn der Wundarzt an ihren Kindern eine Operation vornehmen muß, gar nicht zugegen bleiben können? — Vor lauter Mitleid beim Würgen eines Geflügels martert man zuweilen das arme Geſchöpf dreimal mehr, als bei weniger Mitleid.

3) Ein zu troſtlos geäuſſertes Mitleid vergrößert oft die Vorſtellung, welche der Leidende, dem wir ſeine Laſt gern erleichterten, von ſeinem eignen Elende ſich macht.

VI. **Was haben wir alſo in Rückſicht auf den Mitleidstrieb zu beobachten?**

1) Wir müſſen ihn durch Vernunft lenken und

beherrſchen, ſo wie überhaupt unſre Gefühle; denn fast alle können uns und Andern auch nachtheilig werden.

2) Wir ſollen aber den Mitleidstrieb nicht auszurotten trachten, vielmehr müſſen wir unſer Herz weich zu erhalten ſuchen. Es iſt Thorheit, wenn mancher Mann glaubt, die Thräne des Mitleids ſtehe ihm nicht wohl an. Jeſus weinte mit der Familie des Lazarus; er ſah Jeruſalem an und weinte über die Stadt. Wer das Gefühl des Mitleids in ſich ſchwächt, ſchwächt zugleich das Gefühl der Menſchenliebe überhaupt.

3) Wir müſſen nicht bloß bei dem Gefühle des Mitleids ſtehen bleiben. Wir müſſen auch das Mitleid zur That werden laſſen, und Mühe, Aufwand, Gefahr und Verdruß ꝛc. nicht ſcheuen. Was hätte dem halberſchlagenen Juden das Mitleid des Samariten, ohne Barmherzigkeit geholfen?

4) Wir müſſen das Mitleid in uns unterhalten und nicht bloß im erſten Augenblicke des Mitgefühls wohlthätig ſeyn. Moritz ſetzte die Beweiſe ſeines Mitleids Wochen lang ununterbrochen fort.

5) Wir müſſen ein mitleidiges Herz nicht ſchon für ein gutes Herz halten. Mancher rühmt ſich ſeines guten Herzens, weil es weich und mitleidig iſt, ob man gleich an ſeinen Handlungen nichts von echter Güte gewahr wird. Ein fühlendes Herz iſt bloß ſchöne natürliche Anlage zur Tugend; aber nicht die Tugend ſelbſt. Man kann ein weiches Herz haben und dabei in der Leidenſchaft ſogar grauſam, und in jeder Hinſicht laſterhaft ſeyn.

6) Auch dann, wenn wir aus Mitleid Barmherzigkeit geübt haben, müſſen wir uns mit dem Bewußtſein einer edlen That, ohne Anſpruch und Ruhmredigkeit begnügen, wie Moritz, der

ſeine mitleidige Handlung, um deren willen er ſein Frühſtück ſo lange entbehrte, nur beſchämt eingeſtand. Wir müſſen nicht glauben, daß uns der, dem wir aus Mitleid Gutes erwieſen haben, ewige Verbindlichkeit ſchuldig ſey. Stolz vermindert, Demuth erhöht den Werth guter Hanlungen.

Zum Andenken an die heutige Unterredung, liebe Kinder, laßt euch nun ein Paar herrliche Strophen aus einem Lobliede auf die Barmherzigkeit in die Feder dictiren. Schreibt ſie ins Reine und lernt ſie auswendig; dann wollen wir uns zu einer andern Zeit auch über dieſe Verſe unterhalten.

Barmherzigkeit, du Reine, Holde, Milde,
Voll Einfalt, Göttlichkeit und Ruh,
Du allerſchönſter Zug aus Gottes Ebenbilde,
Barmherzigkeit, wie ſchön biſt du!

Barmherzigkeit, du träufſt in Todeswunden
Des Mitleids Oehl, der Hoffnung Labewein,
Die ſchauerliche Nacht der letzten bangen Stunden
Erhellt dein ſanfter Mondenſchein.

Barmherzigkeit, du führſt uns ſtracks gerade
Zum Vater der Barmherzigkeit empor,
Knieſt an des Richters Thron und feheſt Gnade! Gnade!
Und ſprengſt des Paradieſes Thor.

Sehr abſtechend gegen den ſchmeichelnden, bittenden und mitleidigen, folgt nun der ſtrafende und drohende Ton. Er iſt ernſt, gewöhnlich mehr tief als hoch, und drückt durch eine gewiſſe Härte den empfundnen Verdruß aus, was ſich indeß weniger durch Beſchreibung, als durch das Hören erlernen läßt. Wer von euch getraut ſich dieſen Ton am beßten zu treffen?

IV. Der strafende und drohende Ton.

9) Was hab' ich gesagt?

(Der Vater, der eben dem kleinen Albert Unterricht gegeben hat, schlägt verdrieſslich das Buch zu) Geh mir! Aus dir wird *nichts*, du Wirrkopf! So gern ich sonst unterrichte, so verdrieſslich wird mir bei *dir* das Geschäft. Dir fehlt Alles, was einen Menschen zu einem *brauchbaren* Menschen macht. *Du siehst, du hörst, du begreifst* und *behältst* nicht recht.

Du kennst nun zwar alle Buchstaben; aber du beobachtest sie nicht genau, daher gilt dir *m* und *n*, *f* und *ſ* etc. gewöhnlich einerlei. Zwei, drei Buchstaben zu viel oder zu wenig, verschlägt dir nichts. Du *siehst* also *nicht recht, weil du nicht genau beobachtest.*

Verbeſsre ich deine Fehler: so merkst du nicht auf mich, sondern eilst nur weiter fort, und so erfährst du selten recht, worin dein Fehler bestanden hat, oder warum es ein Fehler war. *Du hörst also nicht recht, weil du nicht ernstlich aufmerkst.*

Ob das, was du liesest, Menschenverstand habe, oder nicht, ist dein geringster Kummer. Bei dem Falschlesen kommt oft der lächerlichste Unsinn heraus, da du aber nicht darüber nachdenkst: so bemerkst du das gar nicht; und frag' ich am Ende: nun, Albert, was hast du denn gelesen? so bringst du höchstens ein Paar unzusammenhängende Trümmer zum Vorscheine. *Du begreifst also nicht, weil du nicht nachdenkst.*

Mache ich dir endlich das Gelesene recht deutlich und zwinge dich dabei zum Aufmerken: so hast *du* es doch in acht Tagen ganz wieder vergessen. Warum? du läſsst alles zu einem Ohr' ein und zum andern wieder

hinaus. **Du behältst nichts, weil du, wenn eine Viertelstunde vorüber ist, nicht mehr daran denkst.**

Die Strafpredigt hatte unserm unaufmerksamen Albert zu lange gewährt. Der Vater sah es ihm an und sagte: So wollt ich doch wetten, du hast gar nicht recht gehört, oder weiſsst doch in dem Augenblicke schon nicht mehr, was ich dir gesagt habe!

O ja, sprach Albert, das weiſs ich gar wohl.

Nun, was hab' ich denn gesagt? fragte der Vater.

Du hast gesagt — stotterte Albert — du hast... du hast gesagt... ich... ich... ich wisse nicht, was du gesagt hast. —

Materialien zu etlichen Katechiſationen über Beobachten, Aufmerken, Nachdenken und Behalten.

Bei Albert fehlte es an dieſem allen. An einem, am andern, oder an allem fehlt es auch Mehreren unter euch.

I. Vom Beobachten.

1) Beſtimmung des Begriffs.

Das Zeitwort be=ob=achten iſt aus ob und achten mit der Vorſilbe be zuſammengeſetzt. Der Wächter auf dem Thurme ſoll ob Stadt und Land achten (oder Sinne und Gedanken auf Stadt und Land richten), um ſogleich Lärm zu machen, wenn irgendwo Feuer auskommt.

Das veraltete Wort ob iſt ſo viel als ober, oder über; (daher man auch noch ſagt: ob der Ens, ob der Tauber ꝛc.) Die Vorſylbe be deutet auf die Vollbringung einer Handlung hin und ſteht vor einer Menge Wörter, z. B. behandeln, betrügen, belügen, beweiſen ꝛc. Den

Ausdruck beobachten, aber gebraucht man beſonders von der Achtſamkeit auf ſichtbare Dinge, ſo wie das Aufmerken von der Achtſamkeit auf das Hörbare. Beide Wörter „beobachten" und „aufmerken" wollen alſo ſo viel ſagen, als Sinne und Gedanken genau auf etwas richten.

2) Vom Nutzen des Beobachtens.

a) Vom Beobachten geht alle menſchliche Kenntniß aus. Das kleine Kind beobachtet Vater, Mutter, Geſchwiſter, Hausfreunde u. ſ. w. und lernt dieſe von andern unterſcheiden. Es beobachtet alles, was ihm vor die Sinne kommt und es lernt früher noch, als es zu ſprechen anfängt, eine Menge Dinge kennen. Mit einem Worte: ohne zu beobachten könnte man nicht vergleichen und unterſcheiden.

b) Dem Beobachten verdanken wir die erſte Veranlaſſung zu den allermeiſten nützlichen Erfindungen und Entdeckungen. Der Sternkenner beobachtete den geſtirnten Himmel und bemerkte an dieſem eine Menge Merkwürdigkeiten, die der bloße Beſchauer nicht gewahr wird. Ohne dieſe Beobachtung hätte man nie Sonnen- und Mondfinſterniſſe vorherſagen, die wahre Länge des Jahres und den Unterſchied zwiſchen Planeten und Fixſternen kennen gelernt ꝛc. Die Beobachtung, daß das Holz auf dem Waſſer ſchwimmt, gab Veranlaſſung zur Erfindung der Schiffe; die Beobachtung des Magnetſteines zur Erfindung des Compaſſes ꝛc.; die Beobachtung der Wirkung des Feuers führte auf das Schmelzen der Metalle, auf das Brennen des Töpfergeſchirrs u. ſ. w. — Kurz, nennt mir welche Erfindung ihr wollt, und ich will euch zeigen, daß ſie ihren Urſprung in einer Beobachtung hat.

c) Ohne genaues Beobachten lernen wir

nichts tüchtig und recht. Albert beobachtete die Buchſtaben nicht genau, und er lernte nicht ordentlich leſen. Keine Kunſt, kein Handwerk, kein Geſchäft lernt man recht, ohne Beobachtung alles deſſen, was dazu gehört und wie es Andre machen. Bei vielen Geſchäften hängt das Gelingen von einer Menge Kleinigkeiten ab, die genau beobachtet werden müſſen und die man leicht überſieht ꝛc. Z. B.?...

d) Ohne genaues Beobachten fallen wir in eine Menge Irrthümer. Wenn ihr einen Weg, den ihr zum erſtenmal mit einem Führer geht, zum zweitenmal ſelbſt finden und nicht irren wollt, ſo müßt ihr die Merkzeichen des Weges genau beobachten. Der Arzt, der ſeine Kranken nicht genau beobachtet, wird gewöhnlich falſch curiren; der Erzieher, welcher die Kinder nicht genau beobachtet, betrügt ſich an ihnen und behandelt ſie verkehrt. — Falſche Beobachtungen ſind die Quelle unzähligen Aberglaubens; genaues Beobachten zerſtört ihn, z. B. den Glauben an Geſpenſter, Zaubereien ꝛc.

e) Ohne genau zu beobachten entbehren wir die höchſten Genüſſe des Lebens. Welche Freude verſchafft uns die genaue Beobachtung der Natur und Kunſt, vor welchen der Stumpfſinn kalt vorübergeht! (Beiſpiele.)

3) **Was muß man aber thun, um richtig und nützlich zu beobachten?**

a) Man muß ſich frühzeitig daran gewöhnen, alles recht und von allen Seiten zu betrachten. Man muß ſich beſonders in der Jugend ſchon üben, gut zu vergleichen und zu unterſcheiden. In unſern Tagen fängt man daher an, den Beobachtungsgeiſt auch in Schulen zu üben.

b) Man muß in ſeine Beobachtungen Mißtrauen ſetzen, wenn man ſie nicht bei kaltem Blute gemacht hat. In Angſt und Schrecken z. B. kann man nicht richtig beobachten; auch

im Zorne hört und ſieht man nicht recht. Der Verliebte beobachtet eben ſo falſch als der Argwöhniſche u. ſ. w. Man muß daher bei anzuſtellenden Beobachtungen alle ſtarken Gemüthsbewegungen zu entfernen ſuchen.

c) Auch bei kaltem Blute darf man den Sinnwerkzeugen, mit denen wir beobachten, nicht immer trauen; denn der Schein betrügt. Beobachten wir die Sonne und die Sterne, ſo ſcheinen alle zu laufen. Beobachtet man die Erde, ſo ſcheint ſie ſtill zu ſtehn. Aber auch das Ufer ſcheint zu laufen, wenn man es aus dem Schiffe betrachtet, und das Schiff ſcheint ſtill zu ſtehn.

d) Man muß aus Einer Beobachtung nicht zu viel ſchließen. Ob z. B. in einer gewiſſen Gegend die frühe oder ſpäte Saat, im Ganzen genommen, die beßre ſey, darüber kann nicht Eine Beobachtung entſcheiden. Einen Menſchen muß man oft und in verſchiedenen Lagen beobachten, wenn man ein richtiges Urtheil über ihn fällen will u. ſ. f.

e) Man muß auch die Beobachtungen anderer Menſchen zu Rathe ziehen. Vier Augen, ſagt ein bekanntes Sprüchwort, ſehen mehr als zwei.

f) Man muß endlich zu ſeinen Beobachtungen auch die nöthigen Vorkenntniſſe zu bringen ſuchen. Mancher reiſende Handwerker hat eine Menge Gelegenheiten zu nützlichen Beobachtungen; wenn es ihm aber durchaus an Vorkenntniſſen fehlt, ſo weiß er nicht, auf was er eigentlich achten ſoll; er vergafft daher ſeine Zeit an einfältigen Wahrzeichen und Nebendingen und von dem Erheblichſten erfährt er nichts. So betrachtet mancher eine Fabrik, in welcher allerlei Maſchienenwerk angebracht iſt; da er aber die gewöhnliche Einrichtung nicht kennt: ſo überſieht er gerade das Bemerkenswertheſte und Neue, begreift wohl überhaupt von der Einrichtung

des Ganzen nichts. Wißt ihr nun, wozu es gut iſt, ſchon in der Schule etwas von der Gewerbkunde oder Technologie zu lernen?

II. Vom Aufmerken.

Beobachten und Aufmerken ſind Geſchwiſter. Den Ausdruck beobachten gebraucht man, wie ich ſchon geſagt habe, beſonders von der Achtſamkeit auf das Sichtbare; Aufmerken von der Achtſamkeit auf das Hörbare, wiewohl man auch ſagt: auf den Weg merken, und alſo den Ausdruck auch von der Achtſamkeit auf ſichtbare Dinge gebraucht.

1) Nähere Beſtimmung des Begriffs.

Das Wort aufmerken iſt, wie jeder ſogleich hört, aus auf und merken zuſammengeſetzt. Was heißt aber merken?

Es heißt entweder: etwas gewahr werden, aus Wahrnehmungen auf etwas ſchließen, z. B. ich merke, wo du hinaus willſt ꝛc. — oder es heißt: etwas im Gedächtniſſe behalten, z. B. das kann ich nicht merken, ich muß es aufſchreiben ꝛc.

Ein Schüler, welcher zur rechten Zeit in der Schule erſcheinen will, muß auf die Glocke merken; will er den Unterricht verſtehn und behalten, ſo muß er auf den Lehrer und auf die Antworten ſeiner Mitſchüler merken. Will er den rechten Leſeton treffen, ſo muß er darauf merken, wie gebildete Menſchen zu reden pflegen, oder wie dieſe leſen. Aufmerken heißt alſo, im engern Sinne des Wortes: genau auf etwas hören.

2) Vom Nutzen des Aufmerkens.

a) Ohne Aufmerkſamkeit auf den Unterricht verſteht ihr nichts recht. „Du hörſt nicht recht, weil du nicht ernſtlich aufmerkſt", ſagte der Vater zu Albert. Durch Unaufmerkſamkeit entſtehn die größten Mißverſtändniſſe.

b) Ohne Aufmerkſamkeit lernt man nichts Tüchtiges. Zum Lernen gehört vollſtändiges Verſtehen und richtiges Behalten. Beides iſt ohne Aufmerkſamkeit nicht möglich.

c) Ohne Aufmerkſamkeit entbehrt man tauſend angenehme Genüſſe, welche die Aufmerkſamkeit gewährt. Wenn ich euch etwas Angenehmes vorläſe, für wen würde es nur angenehm ſeyn? — Der Unaufmerkſame würde dabei Langeweile fühlen. Was wäre die köſtlichſte Muſik für den Unaufmerkſamen? u. ſ. w.

3) **Was hat man aber zu thun und zu laſſen, wenn man recht und nützlich aufmerken will?**

a) Man muß ſeine Gedanken ausſchließlich auf das richten, was man hört, nicht in Nebengedanken ſich verlieren, und daher alles vermeiden, was die Aufmerkſamkeit ſtört, z. B. nicht während des Unterrichts etwas Fremdartiges betrachten, ſchreiben, zeichnen, ſprechen u. ſ. w.

b) Man muß auch nicht an einzelnen Theilen deſſen, was man hört, hangen bleiben, ſondern auf das Ganze im Zuſammenhange hören.

c) Endlich muß man, wenn man die Wahl hat, ſeine Aufmerkſamkeit auf das Wichtigſte und Nützlichſte richten, und nicht über elendem Geſchwätz die beſſere Unterhaltung verſäumen.

III. Vom Nachdenken.

Beobachten und Aufmerken machen den Menſchen nur dann verſtändig, wenn er auch über das Beobachtete und Gehörte nachdenkt.

1) Beſtimmung des Begriffs.

Denken heißt: ſich Vorſtellungen mit Ueberlegung machen; Ueberlegen aber heißt: etwas von mehreren Seiten und in mehreren Rückſichten betrachten.

Nachdenken iſt aus nach und denken zuſammengeſetzt.

Nach zeigt erſtlich eine Richtung gegen irgend ein Ziel an, z. B.: Ich gehe nach Darmſtadt, ich ſchieße nach der Scheibe, ich ſtrebe nach Ehre, nach Geld, nach Gütern u. ſ. w.

Nach deutet aber auch öfters auf die Zeit hin, z. B. er kommt nach mir, oder er kommt mir nach, Nachmittag, nach zwölf Uhr u. ſ. w. Beide Bedeutungen des Wörtchens nach können hier gelten.

Nachdenken hieße demnach 1) ſeine Vorſtellungen und Ueberlegungen nach einem gewiſſen Ziele richten, z. B. nachdenken über Gottes Eigenſchaften, oder über die Art und Weiſe, wie dieß oder jenes einzurichten ſey ꝛc.

Nachdenken kann aber 2) auch heißen: den Gedanken eines Andern mit den eigenen Gedanken folgen. Was ich euch eben jetzt ſagte, hab' ich, der Zeit nach, vor euch gedacht; ihr aber denkt nach mir, gleichſam hinter mir her, das Nämliche. So bezieht ſich auch in dem Sprüchworte: Vorgethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht, das Wörtchen nach auf die Zeit, in welcher das Bedenken geſchieht. Gleiche Bewandtniß hat es mit den Wörtern Nachruhm, Nachſorge, Nachfolge, nachkommen, nachjagen, nachlaufen u. ſ. w.

Die Hauptbedeutung iſt indeß die zuerſt genannte, nämlich: nach einem gewiſſen Ziele durchs Denken hinſtreben.

2) Nutzen des Nachdenkens.

a) Ohne Nachdenken hilft alles Beobachten

und Aufmerken nichts. Was hülfe es z. B. wenn man auch ſchon ſeit Jahrtauſenden beobachtet hätte, daß das Holz auf dem Waſſer ſchwimmt, daß der Wind in ausgeſpannten Tüchern ſich fängt und drückt, und daß der Magnet ſich mit einem gewiſſen Punkte nach Norden richtet, wenn man nicht durch Nachdenken über dieſe Beobachtungen auf die Schifffahrt gekommen wäre? — Nicht das Beobachten der Natur allein, ſondern das Nachdenken hat auf die Eintheilung der natürlichen Körper in Reiche, Klaſſen und Ordnungen, auf die Lehre von den Kräften der Natur (auf die Naturlehre) und auf das Höchſte, was der menſchliche Geiſt erkennen und fühlen kann, auf den Schöpfer der Natur hingeleitet. — Kurz, ohne Nachdenken fände keine Anwendung des Beobachteten und Gehörten ſtatt.

b) Ohne Nachdenken begriffet ihr gar nicht, was ich mit euch rede. „Du begreifſt nicht recht, weil du nicht nachdenkſt," ſagt der Vater zu Albert. — Begreifen heißt zuſammen faſſen, was zuſammen gehört. (Vergl. Denkfr. 1te Aufl. S. 138. 2te Aufl. S. 123.) Faßtet ihr nicht alle Wörter, die ich ſpreche, in einzelne Sätze, und dieſe in ein Ganzes, ſo wäre alles, was ich ſage, ein ſinnloſer Schall für euch.

c) Ohne Nachdenken kann man auch ſonſt nicht zuſammen faſſen, was zuſammen gehört. Der Baumeiſter, der einen Bau-Anſchlag machen will, muß alles überdenken, was zum Baue gehört; der Maurer und Zimmermann, wenn ſie an ihre Arbeit gehn, müſſen zuſammen denken, was ſie den Tag über an Werkzeugen brauchen ꝛc.; denn was man nicht im Kopfe hat, das muß man in den Füßen haben.

d) Ohne Nachdenken ſind wir überhaupt zu den meiſten

Geſchäften unbrauchbar. Selbſt der Holzhacker, der ſeine Axt ohne Nachdenken führt, iſt ein Stümper. Alles will mit Ueberlegung gethan ſeyn.

e) Ohne Nachdenken ſind wir wenigſtens bloße Lernmenſchen, die nichts aus ſich ſelbſt ſchöpfen und ſich weder zu rathen noch zu helfen wiſſen, wenn das, was ſie zu Stande bringen ſollen, über das Gelernte hinaus geht. — Selbſt das Lernen gelingt nicht ohne Nachdenken.

f) Ohne Nachdenken kommen wir gewöhnlich zu nichts in der Welt, wenn nicht das blinde Glück durch Erbſchaft und dergl. für uns ſorgt. Eine Stunde nachdenken, trägt oft mehr ein, als zehn Tage arbeiten, und ohne Nachdenken verliert man, wie das Sprüchwort ſagt, das Brot aus dem Sacke.

g) Ohne Nachdenken entbehren wir unzähliger Freuden, welche die Vermehrung und Berichtigung unſrer Einſichten und Fertigkeiten gewährt. Wie viele Freuden gibt z. B. bloß die Beobachtung der ſchönen Natur dem Nachdenkenden, die der gedankenloſe Beſchauer nicht kennt.

h) Ohne Nachdenken beurtheilt man alles nur einſeitig und nach dem erſten Eindrucke. Wie Manches aber iſt von Einer Seite betrachtet ſehr gut, und von der andern ſchlecht und verwerflich! Wie Manches iſt für den erſten Augenblick nützlich und in der Folge höchſt ſchädlich!

i) Ohne Nachdenken gibt es alſo nicht einmal eine vernünftige und wirkſame Religion; denn für den Unnachdenkenden iſt ſie ſchales Gedächtnißwerk, ohne Geiſt und Kraft.

Gewöhnt euch alſo ſchon in der Jugend an Nachdenken und Ueberlegen. Wie man einen Knaben gewöhnt, weil er jung iſt, ſo läßt er nicht davon, wenn er alt wird. Geſetzt aber auch, daß ihr nach 20—30 Jahren doch noch zum Nachdenken und zur Ueberlegſamkeit gelangtet: ſo habt ihr

auf jeden Fall die ſchönſte Zeit verſäumt, durch Nachdenken auch euer Glück zu machen.

Schließlich merkt: zur wahren Lebensweisheit gehört, neben der Ueberlegſamkeit, auch Erfahrung; und da dieſe nicht vor den Jahren kommt, ſo verſchmäht den Rath der Alten nicht. Sie haben vielleicht weniger gelernt, ſind aber doch verſtändiger als ihr. „Sey gern bei den Alten, und wo ein Weiſer iſt, zu dem halte dich,“ ſagt Sirach. (Kap. 6, 35.)

VI. Vom Behalten.

1) Beſtimmung des Begriffs.

Behalten iſt ein bildlicher Ausdruck und kommt vom halten mit der Hand her. Wenn ich etwas ſo zu ſagen nicht aus der Hand laſſe, ſo behalte ich es. Was ich durch Beobachten, Hören, Leſen oder Nachdenken ergriffen habe, behalte ich vermittelſt des Gedächtniſſes, das iſt: durch mein Vermögen, gehabte Vorſtellungen willkührlich zu erneuern. Kommen uns ehmals gehabte Vorſtellungen auf dieſe oder jene Veranlaſſung von ſelbſt und unverlangt wieder ins Andenken, ſo ſagen wir: ich erinnere mich. Haben wir dieſe Vorſtellungen abſichtlich erneuert, ſo ſprechen wir: ich entſinne mich; daher man auch den Ausdruck „ſich beſinnen“ von der Anſtrengung gebraucht, mit der wir das aus dem Gedächtniſſe gleichſam Verlorne wieder ſuchen.

Unbegreiflich iſt die Art und Weiſe, wie Vorſtellungen in unſrer Seele ſo lange Zeit, oft durchs ganze Leben, haften, und noch unbegreiflicher, wie auch die verlornen gleichſam wieder aufgeſucht werden können. Oft wiſſen wir nicht einmal beſtimmt, was wir vergeſſen haben; es fällt uns nur bei, daß wir etwas vergeſſen haben. Wir beſin-

nen uns, und die Seele — als blätterte ſie ein Buch durch, worin das Geſuchte geſchrieben ſteht — findet es wieder.

Gewöhnlich kommt das Vergeßne ſtückeweis ins Andenken zurück. Suchen wir z. B. einen vergeßnen Namen, oder ſonſt ein vergeßnes Wort, ſo kommt zuerſt ein Buchſtabe, dann wieder einer, dann ein ähnlich klingendes Wort; endlich fährt das Geſuchte wie ein Blitz durch unſre Seele und ſchwebt zugleich auf unſern Lippen.

2) Vom wahren Werthe des Behaltens.

a) Das Vermögen, zu behalten, oder das Gedächtniß, gehört zu den untern Seelenkräften, welche die Thiere in einem gewiſſen Grade mit uns gemein haben. Warum läuft der Hund davon, wenn Jemand einen Stein aufhebt? warum lallt die Katze, wenn man nach dem Stocke greift? — Beide erinnern ſich, unter ähnlichen Umſtänden einen Steinwurf oder Schlag bekommen zu haben. — Der Zugvogel behält den weiten Weg und kann ſich des Ortes, wo er vor Jahr und Tagen ſein friedliches Neſt hatte, wieder erinnern. Aber das Thier kann ſich nicht willkührlich erinnern; es fällt ihm nur gelegenheitlich wieder bei, was es einſt empfunden hat. Der Menſch aber kann alte Vorſtellungen willkührlich (wie und wann er will) erneuern. Bei ihm iſt Gedächtniß, beim Thiere nur Erinnerungsvermögen.

Das menſchliche Gedächtnißvermögen übertrifft auſſerdem noch das thieriſche Erinnerungsvermögen bei weitem an Dauer, Umfang und Genauigkeit.

b) Das Vermögen, zu urtheilen und zu ſchließen, iſt zwar von größerem Werthe, als das Gedächtniß; aber die genannten höhern, oder obern Seelenkräfte ſind, ohne treues Gedächtniß, in den meiſten Fällen unzureichend. Man iſt ohne daſſelbe wie ein Künſtler, dem das nöthige Werkzeug fehlt.

Ohne treues Gedächtniß kann man kein Sprachkenner, kein Geſchichtkenner, kein Naturkenner und überhaupt in keinem Fache Kenner werden. Unzählig viel kann man ſchlechterdings nicht aus ſich ſelbſt ſchöpfen; es will gelernt und behalten ſeyn. Ohne Beihülfe des Gedächtniſſes könnten wir nicht einmal unſre Mutterſprache verſtehn und reden.

c) Die Richtigkeit unſrer Urtheile beruht überdieß gar oft auf der Richtigkeit unſres Gedächtniſſes. Ich bekomme z. B. einen Schuldzettel. Kann ich wohl darüber urtheilen, ob die Forderung richtig oder unrichtig ſey, wenn ich ſchon vergeſſen habe, was der Schuldforderer für mich gearbeitet, oder mir gegeben hat?

d) Ohne getreues Gedächtniß kommen wir mit unſern Geſchäften gewöhnlich in Unordnung und Rückſtand, und betrügeriſche Menſchen ziehen Vortheil von unſrer Vergeſſenheit.

e) Ohne treues Gedächtniß würden uns alle Erfahrungen nicht klug machen. Nur dadurch, daß wir Erfahrungen im Andenken behalten und uns ihrer zur rechten Zeit erinnern, werden ſie uns nützlich.

3) **Eigenſchaften eines guten Gedächtniſſes.**

a) Es muß leicht und ſchnell auffaſſen; (empfängliches, oder leicht auffaſſendes Gedächtniß.)

b) Es muß lange behalten; (zähes, oder haltbares Gedächtniß.)

c) Es muß zur rechten Zeit, wenn man's braucht, wiedergeben; (bereitwilliges Gedächtniß.)

d) Es muß ſeiner Sache gewiß ſeyn, wenigſtens in keiner Hauptſache irren; (treues Gedächtniß.)

e) Es muß endlich viel umfaſſen und nicht nur in einem oder dem andern Stücke gut ſeyn; (vielumfaſſendes Ge-

dächtniß, z. B. Sachgedächtniß, Wortgedächtniß, Zahlengedächtniß, Orts- und Formengedächtniß.)

4) **Mittel, das Behalten ſich zu erleichtern.**

a) Bringt alles in euerm Kopfe in Ordnung. Wer leicht finden will, muß alles an einen Ort bringen, wo man es, der geſunden Vernunft nach, auch wieder ſucht. Eine Bücherſammlung z. B. muß ſo aufgeſtellt ſeyn, daß das Zuſammengehörige, nach dem Inhalte beiſammenſteht. Wer allerlei Werkzeuge zu kleinen Arbeiten hat, legt ſie zuſammen, z. B. Hammer, Zangen, Bohrer, Feilen u. ſ. w., und nun kann er ſie leicht finden; zerſtreut er ſie, ſo muß er lange und oft vergeblich ſuchen. — Wer alle ſeine Vorſtellungen im Kopfe ordnet, dem wird es nur halb ſo ſchwer, jede wieder zu finden.

b) Sucht alles, was ihr merken wollt, recht zu verſtehn und im ganzen Zuſammenhange zu überſchauen. Viele Kinder ſcheinen nur deswillen ein ſchlechtes Gedächtniß zu haben, weil ſie verſtandlos lernen. Das verſtandlos Gelernte iſt überdieß auch am ſchnellſten vergeſſen.

c) Sammelt frühzeitig ein, was euer Gedächtniß aufbewahren ſoll. In der Jugend lernt man nicht nur Gedächtnißſachen am leichteſten; das Gelernte haftet auch am veſteſten und längſten, daher alte Leute ihre Jugendgeſchichte gewöhnlich beſſer wiſſen, als das neuerlich Vorgefallne.

d) Stärkt euer Gedächtniß durch Uebung; übt es aber an allerlei Gegenſtänden und nicht bloß am Katechismus und Geſangbuche. Uebung macht den Meiſter.

e) Benützt vorzüglich den Abend und Morgen, wenn ihr etwas auswendig lernen wollt. Selbſt Vögel lernen am leichteſten, wenn man ihnen die zu erlernenden Stückchen des Morgens und Abends vorpfeift. Warum? (Vergl. Denkfreund 9te Aufl. S. 131.)

f) Knüpft das Unbekannte an Bekanntes. Z. B. ihr wüßtet ſchon, daß Luther im Jahre 1483 geboren worden iſt und wolltet nun auch das Jahr 1492, in welchem Amerika entdeckt wurde, behalten: ſo dürftet ihr nur denken: Luther war damals ein Knabe von 9 Jahren. — Der Entdecker Amerika's hieß Chriſtoph Columbus. Wißt ihr, daß im Lateiniſchen Columba eine Taube anzeigt, und erinnert euch dabei der Taube aus Noah's Arche, welche das Oehlblatt, als ein Zeichen der aus dem Waſſer wieder hervorragenden Baumgipfel überbrachte: ſo wird es euch leicht ſeyn, den Namen Columbus zu merken. Iſt euch ferner die Legende von dem Großen Chriſtoph *), der Chriſtum durch das rothe Meer getragen haben ſoll, bekannt, ſo dürft ihr nur an dieſen bei dem Namen Columbus gedenken, und es wird euch auch ſein Taufname nicht mehr entfallen.

g) Nehmt, um leichter zu behalten, von den fünf Sinnen ſo viel zu Hülfe, als möglich. Was man auch geſehen hat, behält man leichter, als das bloß Gehörte. Um euer Auge bei dem, was ihr behalten ſollt, mit zu beſchäftigen, ſchreibe ich daher gern die wichtigſten Worte des Aufgegebenen an die ſchwarze Tafel, oder erinnere euch durch eine flüchtig hingezeichnete Figur daran. — Nicht minder wird auch durch das Gehör das Gedächtniß unterſtützt. Darum läßt man in Schulen das, was die Kinder vorzüglich behalten ſollen, im Chor nachſprechen; darum lieſt man gern laut, was man auswendig herſagen ſoll.

h) Hauptſache iſt indeß das öftere Darandenken.

---

*) Chriſtophorus heißt: einer, der Chriſtum trägt. Wahrſcheinlich iſt die Legende vom heil. Chriſtoph bloß eine bildliche Vorſtellung von der Verbreitung der chriſtlichen Religion bis in die entfernteſten Erdtheile jenſeits des Meeres.

„Du behältſt nichts, weil du, wenn eine Viertelſtunde vorüber iſt, nicht mehr daran denkſt,“ ſagt der Vater zu Albert. Deswegen wiederhole ich gewöhnlich am Sonnabende das Meiſte, was in der Woche vorgekommen iſt, mit euch.

Ihr kennt nun die Mittel, zu aller Weisheit zu gelangen. Sie ſind: Beobachten, Aufmerken, Nachdenken und Behalten. Ohne ſie geht es euch wie dem Nachbar Hans mit ſeinen Wettergläſern, von dem ich euch zum Schluſſe erzählen will.

„Und wie ging es denn dem?“

Hans, ein Dorfwirth, ſah einmal ſeinen Amtmann, bei Gelegenheit eines Wettergeſprächs, nach dem Barometer ſchauen. Von der Zeit an guckte er gewöhnlich ſelbſt nach dem Glaſe, wenn er vor Amt etwas zu thun hatte *). In ſeiner Einfalt aber beobachtete er nicht das Steigen und Fallen des Queckſilbers, ſondern einzig und allein das kleine Zeigerchen, welches der Beamte nach dem Queckſilberſtande zu rücken pflegte.

Nach einiger Zeit kam ein Wetterglashändler ins Dorf. J, dachte Hans, da könnteſt du dir ja ſelbſt ſo einen gläſernen Haus-Propheten anſchaffen! Gewiß, mancher Nachbar trinkt dann ſein Gläschen bei dir, um nur eine Wetter-Prophezeihung zu hören. Er kaufte alſo eines von den Barometern, und zwar das, welches ihm das ſchönſte Zeigerchen zu haben ſchien, hängte es an die Wand und harrte mit Ungeduld auf das Steigen und Fallen. Aber gefehlt!

---

*) Soll dieſe Erzählung ihre Abſicht nicht ganz verfehlen, ſo muß der Lehrer die jungen Zuhörer vorläufig mit der Beſchaffenheit der genannten Wettergläſer bekannt machen, wenn ſie es nicht ſchon ſeyn ſollten.

Das Zeigerchen blieb ſtehn, wie an einer zinnernen Kinder-Uhr.

Hans, Hans, du biſt angeführt! ſagte er zu ſich ſelbſt, und an Kundſchaft wirſt du durch deinen unbeweglichen Wetter-Propheten wenig gewinnen. — Ein Jude verſchaffte ihm indeß, gegen einen Gulden Aufgeld, ein andres Barometer; — aber auch dieſes ſtieg und fiel ſo wenig als das alte.

's iſt doch ein Hagelding um die Wettergläſer! erzählte er hierauf dem Amtmanne; nun hab' ich mir zwei nacheinander gekauft; aber an keinem geht das Zeigerchen vom Flecke. — Das Zeigerchen? fragte der Amtmann, und hob an aus voller Bruſt zu lachen, ehe er dem verblüfften Hans erklärte, wornach er eigentlich hätte ſehen ſollen. — J du mein Gott! bei Ihnen ſtand aber auch der Zeiger bald auf ſchön Wetter, bald auf veränderlich, ſagte Hans. Allerdings! verſetzte der Amtmann, weil ich ihn nach dem Queckſilberſtande geſchoben hatte.

Hans ärgerte ſich ſelbſt über ſeine Dummheit, noch mehr aber darüber, daß er ſein erſtes Barometer mit Schaden vertauſcht und vielleicht ein ſchlechteres eingemarkt hatte; indeß war er doch froh, nun aus dem Handel ſchlau zu ſeyn und ſein neues Barometer nicht noch einmal, gegen einen Gulden Aufgeld, vertauſchen zu müſſen.

Nach einiger Zeit kam Hans in die Stadt. Ein Italiener, der mit Barometern handelte, war eben im Wirthshauſe. Daß mit dieſem ſogleich ein Geſpräch über Wettergläſer anhob, und daß Hans nicht ermangelte, ihm zu rühmen, daß auch Er mit einem dergleichen verſehen ſey, verſteht ſich von ſelbſt.

„Zu die Barometer ſollt' Sie ſick nun auck eine Thermometer kauf,“ ſagte der Italiener, „damit Sie ſeine Gaſt auck melde kann, wie viel Grad Kält und Wärm ſie hat.“ —

Das leuchtete Hanſen ein; er ließ ſich erklären, auf was man eigentlich am Thermometer zu achten habe, und machte den Handel richtig. Unter andern ließ der Verkäufer auch einfließen, daß Hans das Thermometer nicht in die Sonne hängen ſolle. Je nun, dachte Hans, hinter meinen Ofen ſcheint weder Sonne noch Mond. Das Thermometer bekam alſo da ſein Quartier. Den Sommer hindurch hatte er nun auf ſeinem Thermometer gewöhnlich ganz gemäßigte Wärme, während man vor Hitze im Freien faſt zerſchmolz. Wie erſtaunte aber Hans, als das Thermometer im Winter nicht nur eben dieſen Stand behielt, ſondern oft gegen 30 Grade hinaufſtieg! — „Am Ende hab' ich's unrecht behalten. Oberhalb Null ſcheint's Kälte, und unter Null Wärme anzudeuten" — dachte Hans.

Indeß kamen etliche Nachbarn zum Trunke. Das Geſpräch kam vom Branntweinglaſe auf's Wetterglas, und Hans klagte über ſeinen Fehlkauf. — Wie kann aber, ſagte einer der Gäſte, das Ding da hinter'm Ofen, die Kälte, wie ſie unter freiem Himmel iſt, andeuten? — Ei ja, warum nicht? verſetzte Hans. Das andre Wetterglas zeigt ja auch die Witterung an, wie ſie unter freiem Himmel iſt, ob es gleich in der Stube hängt. — Der Einwurf ſchien bedenklich. Hans wurde daher beordert, beim Pfarrer Aufſchluß zu holen. Er ging.

Der Pfarrer lächelte, daß Hans an dem Thermometer hinter dem Ofen die allgemeine Luftwärme wahrnehmen wollte, und erklärte ihm, warum zwar ein Barometer auch im Zimmer die Schwere der großen Luft anzeigen könne; warum aber ein Thermometer die Kälte und Wärme derſelben unmöglich in der Stube (wo es bald kälter bald wärmer als im Freien iſt) andeuten könne.

Hans ſpitzte gewaltig die Ohren; aber umſonſt! Das

Ding war ihm zu hoch; denn er war an kein Aufmerken und Nachdenken gewöhnt. Er kehrte daher nicht ſchlauer zurück, als er gekommen war.

Nun, was hat der Pfarrer geſagt? riefen ihm die Gäſte entgegen.

Er hat geſagt, ſtammelte Hans, das Berlemeter ſey ſchwerer als die Luft drauſſen, darum müſſe man's in die Stube hängen; das Therlemeter aber ſey wärmer als die Stube, drum müſſe man's in die Luft hängen.

Die Gäſte ſchlugen ein ſchallendes Gelächter auf, — und eben ſo, wie Hanſen, wird es auch euch gehn, wenn ihr nicht beſſer als er beobachten, aufmerken, nachdenken und behalten lernt.

---

10) Der steinerne Wecker.

Schämst du dich nicht? Sieh doch, wie munter und vergnügt deine Geschwister aus dem Bette springen, wenn ich sie wecke, und wie sie sich den Schlaf mit frischem Wasser aus den Augen waschen, während du dich noch immer im Bette vergräbst. Wie viel schöne Morgen hast du schon verschlafen! Du weiſst bis diese Stunde noch nicht, wie die Sonne aufgeht und wie erquickend ein heiterer Frühlingsmorgen für Menschen und Thiere ist. — Du lebst so gern, und bringst doch die Hälfte deines Lebens todt, nämlich schlafend, zu. Weckt man dich nicht drei bis viermal: so kommst du nicht aus den Federn; denn du gähnst nur ein Paarmal, reibst die Augen, knurrst und schläfst dann wieder ein. Stehst du endlich auf: so brauchst du eine Glockenstunde zu deinem Anzuge, und noch zwei Stunden, bis dir die Schlaftrunkenheit vergeht.

Darüber lernst du nichts und bist und bleibst eine Schlafmütze! sagte der Vater zu seinem Sohne Leopold.

Während dieser Predigt kroch Leopold aus dem Bette und der Vater erzählte ihm zum Frühstücke: Vor einiger Zeit las ich den Lebenslauf eines berühmten Dichters, Namens Hölty. Der band sich, als Knabe, beim Schlafengehn einen Bindfaden um den Arm, woran ein Stein bevestiget war. Den Stein legte er auf einen Stuhl vor's Bett, damit, wenn er sich gegen Morgen umwendete, der Stein herabfallen, und ihn, durch den Ruck am Arme, zum Lernen aufwecken möge.

„Wenn das bei unserm Leopold helfen sollte," sagte die Mutter: „so müſst' er einen Stein aus der Krautbütte dazu nehmen, der ihn gleich aus dem Bette risse."

Leopold fletschte das Maul und die Geschwister lachten.

Am nächsten Morgen war der Langschläfer wieder nicht munter zu bringen. Da liefen die Geschwister und holten einen Stein, so schwer sie ihn schleppen konnten, legten ihn auf den Stuhl am Bette, banden einen Bindfaden daran und knüpften diesen ganz leise um Leopolds Arm. Nach einer Stunde erwachte er endlich und wollte sich, nach seiner Weise, noch ein Paarmal umdrehn; aber da zupfte ihn etwas am Arme. Er sah sich betroffen um, und das erste, was ihm ins Auge fiel, war — der Stein auf dem Stuhle.

Anstatt diesen im Stillen abzuknüpfen und aufzustehn, hob er ein fürchterliches Geheul an. Die ganze Familie lief zusammen, und selbst der ernsthafte Vater muſste von ganzer Seele lachen, als er den Langschläfer, an einen Stein gebunden, so da liegen und wie ein kleines Kind heulen sah.

Den Spott und die Schande, sagte der Vater, hast du

verdient, und ob ich gleich sonst Neckereien unter Geschwistern nicht liebe: so will ich doch nicht abwehren, wenn sie dich bei der ersten ähnlichen Veranlassung wieder eben so anlegen wie dieſsmal.

Von der Zeit an setzte sich Leopold flugs auf und rieb sich den Schlaf aus den Augen, wenn er nur *leise* geweckt wurde; und oft erwachte er früher als seine Geschwister von selbst, weil ihm das Angebinde im Traume vorkam. Dadurch entwöhnte er sich allmählich des langen Schlafens und dankte es in der Folge seinen Geschwistern mit Hand und Mund, daſs sie ihn durch ihre schalkhafte Neckerei gebessert hatten.

Der Schläfer ist halb todt,
Erfüllet keine Pflicht;
Das selige Gebot,
Der Welt zu nützen, übt er nicht!

Materialien zu einer Katechiſation über den Schlaf.

Ihr habt von einem Langſchläfer geleſen, liebe Kinder. Laßt uns auf dieſe Veranlaſſung überhaupt über den Schlaf nachdenken; aber ſeyd hübſch munter dabei!

1) **Vergleichung unſres Zuſtandes im Wachen und Schlafen.**

a) *Aehnlichkeit:* Im Wachen athmen wir, unſer Herz ſchlägt, das Blut rollt durch die Adern, die Eingeweide verdauen und der ganze innere Körper iſt geſchäftig, neuen Nahrungsſtoff aufzunehmen und in Saft und Blut zu verwandeln; — eben ſo im Schlafe!

b) *Unähnlichkeit:* Im Wachen ſind wir uns aber auch deſſen, was um uns iſt und vorgeht, bewußt, wenn anders unſre Sinnwerkzeuge geſund ſind. Nicht ſo im

Schlafe! Im Wachen ſeht ihr z. B. eure Umgebung und jede Veränderung um euch. Im Schlafe ſind eure Augen geſchloſſen, und wenn ihr auch mit halb offnen Augen ſchlummert, ſo ſeyd ihr euch doch des Sichtbaren nicht recht bewußt. — Im Wachen hört ihr, wenn ihr nicht in Gedanken vertieft, oder geſtört ſeyd, den Glockenſchlag, den Wächterruf u. ſ. w.; nicht ſo im Schlafe. Wachend hört ihr nicht nur, was um euch in einer bekannten Sprache geredet wird, ihr verſteht es auch. Im Schlafe hört ihr entweder gar nichts, oder nur ein unverſtändliches Gemurmel. — Ein lieblicher oder übler Geruch verbreitet ſich um den Wachenden, ſogleich riecht er ihn; der Schlafende nicht. — Ein veſtſchlafendes Kind wird von einem Ort an den andern getragen; es fühlt es nicht; das wachende wird es ſogleich gewahr. — Der wachende Menſch bewegt ſich willkührlich, oder doch mit Bewußtſeyn; der ſchlafende weiß von ſeinen Bewegungen nichts. — Der Wachende weiß im geſunden und natürlichen Zuſtande überhaupt, was er thut; der Schlafende nicht; wohl aber beſchäftigt ſich ſein Gedächtniß und ſeine Einbildungskraft mit Träumen, welche gewöhnlich von ſeinem wirklichen Zuſtande ſehr verſchieden ſind.

2) Beſtimmung des Begriffs. Wachen iſt demnach ein Zuſtand, in welchem wir uns deſſen, was auſſer uns vorgeht, bewußt ſind, und dadurch in Thätigkeit verſetzt werden.

Schlafen iſt das Gegentheil, alſo: ein Zuſtand, in welchem das, was auſſer uns iſt und vorgeht, auch bei der geſundeſten Beſchaffenheit unſrer Sinne und Seelenkräfte, keinen Eindruck auf uns macht. — Die Ohnmacht unterſcheidet ſich vom Schlafe dadurch, daß mit ihr eine Stockung des Blutumlaufs verbunden iſt und überhaupt die innere Thätigkeit aufhört.

3) Urſachen des Schlafes ſind:

a) erſchöpfte Empfindlichkeit der Nerven. Durch beſtändige Thätigkeit während des Wachens (geſetzt auch, daß dieſe Thätigkeit bloß im Empfinden beſtände) werden die Nerven allmählich unempfänglich gegen die äuſſern Eindrücke, und ſo verfallen wir in den todtenähnlichen Zuſtand, welchen man Schlaf nennt.

b) Der Schlaf kann uns aber auch befallen aus Mangel an äuſſeren Reizungen, wenn nämlich die noch vorhandene Empfindlichkeit unſrer Nerven nicht genug aufgeregt wird, z. B. bei langer Weile, bei langem Stillſitzen ohne behagliche Beſchäftigung, bei langanhaltender Einförmigkeit eines ſchwachen Geräuſches, einer Muſik, eines Geſprächs, einer Arbeit u. ſ. f.

4) Nutzen des Schlafes.

a) Er gibt den Nerven die geſchwächte (wahrſcheinlich elektriſche) Kraft und Empfindlichkeit wieder und befördert überhaupt den Zuwachs des Körpers, durch Aufnahme, Verwandlung und Vertheilung neuer Lebensſäfte. Während des Wachens ſammeln wir zwar auch neue Kraft; verbrauchen aber doch immer mehr, als wir ſammeln. Im Schlafe ſammeln wir mehr, als wir verbrauchen. — Warum füllt ſich ein vielbeſuchter Brunnen bei Tage nicht, wohl aber bei Nacht?

b) Im Schlafe kühlen ſich alle Lebenswerkzeuge, die durch anhaltende Thätigkeit in Hitze gerathen ſind, ab, und entgehen dadurch ihrer Zerſtörung.

c) Der Schlaf verhütet eine Art Lebensüberdruß, den ein ſtetes Wachen verurſachen würde. Selbſt das Angenehmſte wird uns bei ununterbrochnem Genuſſe zuwider. Der Schlaf unterbricht gleichſam das Leben durch eine Art

Scheintod, aus welchem wir beim Erwachen mit neuem Geſchmack an unſerm Daſein auferſtehn.

d) Der Schlaf beruhigt unſern Geiſt oft beſſer, als alle Beruhigungsgründe. Mit welcher Beängſtigung, mit welchem Verdruſſe, mit welchem Kummer legt man ſich oft nieder — und wie ganz anders erſcheint uns am Morgen die Urſache der geſtrigen Unruhe! „Den Abend lang währet die Klage und am Morgen die Zufriedenheit.“

e) Der Schlaf macht wenigſtens, daß wir eine Zeitlang unſrer Leiden vergeſſen; und nicht ſelten ſpielt der im Wachen beunruhigte Geiſt während des Schlafes mit angenehmen Träumen. „Nehmt dem Menſchen Hoffnung und Schlaf — und er iſt das unglücklichſte Geſchöpf auf Erden.“

f) Der Schlaf iſt gleichſam eine Vorbereitung auf den Tod. Durch ihn lernen wir ſeinen Bruder, den Tod, auf einer freundlichern Seite betrachten.

5) **Vom Unterſchiede zwiſchen Erholungsſchlaf und Winterſchlaf.**

a) Des zuerſt genannten bedürfen alle Thiere. Er erfolgt, im natürlichen Zuſtande, alle 24 Stunden Einmal. Man nennt ihn Erholungsſchlaf, weil ſich während desſelben Menſchen und Thiere neue Kräfte holen. — Dieſem Schlafe iſt beſonders die Nacht günſtig. Warum? — Und warum iſt es Thorheit, den größten Theil der Nacht, ohne wichtige Gründe, wachend, und einen großen Theil des Tages ſchlafend zuzubringen? — Wir gehören ja nicht unter die Geſchöpfe, denen die Natur die Nacht zur Thätigkeit angewieſen hat, wie die Eulen, Fledermäuſe und Raubthiere. Gebt alſo dem Tage die Arbeit und der Nacht die Ruhe!

b) Des Winterſchlafes bedürfen nur gewiſſe Gattungen von Thieren. Er entſteht nicht aus Erſchöpfung,

ſondern durch die Kälte, welche auch, wenn ſie ſehr heftig iſt, bei Menſchen Schlaf erzeugt, und durch Entziehung der atmosphäriſchen Luft. Viele Menſchen ſind ſchon erfroren, weil ſie der Neigung zum Schlafe nachgegeben, und ſich niedergeſetzt, oder niedergelegt haben. Die Thiere aber, in deren Blutbeſchaffenheit der Grund zum Winterſchlafe liegt, erfrieren nicht, ungeachtet mehrere derſelben ſo ſteif und gefühllos werden, daß man ſie für wirklich todt halten ſollte, wie z. E. der ſogenannte Schlafratz. Weniger veſt ſchlummern den größten Theil des Winters durch die Bären, Dachſe, Murmelthiere, Hamſter und Fledermäuſe. Von den Vögeln bringt keiner den Winter ſchlafend zu, auch die Schwalbe nicht, ob man gleich von ihr erzählt, daß ſie ſich in Waſſer und Moor verſenke und darin den Winter verſchlummre; dagegen halten die meiſten Amphibien, Inſekten und Würmer einen Winterſchlaf und gefrieren zum Theile ſteinhart, ohne darum zu ſterben. (Vergl. die Nat. Geſch.)

6) Von der Mäßigung des Erholungsſchlafes.

Jedes beſeelte Geſchöpf hat ein gewiſſes Maaß von Erholungsſchlaf nöthig. Der Dachs verſchläft zwei Drittel des Tages; das Pferd begnügt ſich an drei Stunden. Der Menſch bedarf höchſtens ein Drittel des Tages zum Schlafe. Wie viel Stunden alſo? In der erſten Kindheit verſchläft er zwar die Hälfte des Tages; ſpäterhin aber, wenn er nicht zu ſehr von Anſtrengung oder Krankheit erſchöpft iſt, ſind ihm 6—7 Stunden genug.

Manche brechen ſich zu viel am Schlafe ab und bringen ſich dadurch um ihre Geſundheit. Warum? Sie geben mehr Kräfte aus, als ſie einnehmen.

Andre thun des Guten zu viel und haben kaum an neun bis zehn Stunden genug. Man nennt ſolche Leute ge-

wöhnlich Siebenſchläfer. Wißt ihr, woher der Name kommt?

Sieben chriſtliche Trabanten des Kaiſers Decius, welcher im dritten Jahrhunderte nach Chriſtus Geburt lebte, ſollen von dieſem Chriſtenverfolger mit Todesſtrafe bedroht worden ſeyn, wofern ſie nicht in dem von ihm zu Epheſus erbauten Götzentempel opfern würden. Dieſer Zumuthung und Strafe zu entgehn, ergriffen ſie die Flucht und verbargen ſich in einer Berghöhle. Bald aber erfuhr der Tyrann ihren Aufenthalt und ließ die Oeffnung zumauern, um die Eingeſchloßnen des grauſamſten Todes ſterben zu laſſen. Dieſe verfielen aber blos in einen tiefen Schlaf und lagen in demſelben bis ins fünfte Jahrhundert, in welchem Kaiſer Theodoſius die Höhle eröffnen ließ, um die Gebeine dieſer Märtyrer in einem Chriſtentempel beizuſetzen. Aber Wunder über Wunder! Die ſieben Heiligen ſchliefen bloß und erwachten aus ihrem zweihundertjährigen Schläfchen, wie aus einem ſüßen Traume. — Das Weitere mögt ihr euch hinzu denken, wie ihr wollt; es wird auf jeden Fall eben ſo wahr ſeyn, als die ganze Geſchichte.

Genug! von dieſer Legende kommt der Name Siebenſchläfer, den man einer Art Haſelmaus (dem Schlafratz) und — allen Langſchläfern beilegt.

Wollt ihr auch dieſen Namen verdienen? — Ich dächte Nein! denn:

a) wer zu lang ſchläft, verfehlt gewöhnlich ſeine Abſicht; er will ſich munter ſchlafen und ſchläft ſich ſchläfrig. Habt ihr das nicht an euch ſelbſt erfahren, wenn ihr um 5 Uhr friſch und munter erwachtet, noch einmal einſchliefet und dann um 7 Uhr wieder geweckt wurdet?

Allzuviel iſt ungeſund; auch das allzuviele Schlafen.

Das Geblüt wird dadurch zähe; das macht träge und zieht allerlei Krankheiten herbei.

c) Zu viel ſchlafen macht dumm, nicht nur, weil man die edle Zeit verſchläft, die man zum Geſcheider= und Geſchickterwerden anwenden könnte, ſondern auch weil dadurch die Nerven allmählich ihre Regſamkeit und Dienſtfähigkeit verlieren.

d) Zu lang ſchlafen iſt großer Zeit= und Geldverluſt. Wer täglich nur Eine Stunde mehr ſchläft, als nöthig iſt, kommt in Jahr und Tagen um einen halben, wer zwei Stunden zu viel ſchläft, um einen ganzen Monat. Und wie viel kann man in Einem Monat verſäumen und erarbeiten, wie viel verlieren und gewinnen! Früh zu Bett, früh wieder auf, macht geſund und reich in Kauf. Morgenſtunde hat Gold im Munde. (Spr. Sal. 10, 6.)

e) Zu viel ſchlafen iſt ein großer Creditverluſt. Mancher Menſch ſchläft ſich um Gunſt und Ehr'. Manchem borgt man nicht, weil er als Langſchläfer bekannt iſt. Warum? Man weiß, der ſchlafende Fuchs fängt keine Henne. Wer die Zeit nicht achtet, achtet auch das Geld nicht; denn Zeit und Geld haben bei dem Fleißigen gleichen Werth; dem Faulenzer iſt nicht gut leihen.

f) Zu lang ſchlafen iſt ein großer Tugendverluſt. Schon das unnöthige Liegen auf fauler Bärenhaut iſt Untugend; wie viel gute Handlungen verſäumt man aber auch noch darüber! Der Schläfer iſt halb todt, erfüllet keine Pflicht, das ſelige Gebot, der Welt zu nützen, übt er nicht, heißt es am Schluſſe der geleſenen Erzählung.

g) Zu lang ſchlafen iſt endlich wahrer Lebensverluſt. „Du lebſt ſo gern und bringſt doch die Hälfte deines Lebens todt — nämlich ſchlafend zu," ſagt der Vater zu ſeinem Sohne Leopold. Wer von 24 Stunden nur 6 verſchläft,

kommt ſchon um ein Viertel, wer 8 verſchläft, um ein Drittel des Lebens. Wie viel verliert erſt der Langſchläfer!

Gewöhnt euch alſo an gemäßigtes Schlafen. Nicht lang ſchlafen, ſondern veſt und ruhig ſchlafen ſtärkt Körper und Geiſt.

7) **Was muß man aber beobachten, um veſt und ruhig zu ſchlafen?**

a) Verderbt euch die Ruhe der Nacht nicht durch Schlafen am Tage, und ſucht euch, wenn ihr ein mit Sitzen verbundnes Handwerk ergreift, täglich Bewegung im Freien zu machen. „Der ſüße Schlaf iſt für die Müden.“

b) Schlaft nicht in Wohnzimmern, wo ſich alle Ausdünſtungen ſammeln, ſondern in einem kühlen und luftigen Gemache. Je kühler, deſto beſſer; nur ſey es nicht feucht und dunſtig. Oeffnet alle Tage die Fenſter, und verbannt aus dem Schlafzimmer alle ſtark ausdünſtenden Sachen. „Friſche Luft iſt halbes Leben.“

c) Schlaft nicht in zu vollen Betten und bedeckt euch nicht zu warm. Durch die vermehrte Ausdünſtung verliert ihr nicht nur einen großen Theil der Lebenskräfte, die ihr im Schlafe ſammelt; ihr verliert zugleich die Ruhe des Schlafes.

d) Fühlt ihr ein unbehagliches Brennen, ſo zeigt es an, daß ſich unter der Decke zu viele Dünſte angehäuft haben. Das Bett kann die aus der Haut kommende fixe Luft nicht mehr aufnehmen, und ſo entſteht das unangenehme Brennen, über welchem man erwacht und nicht wieder einſchlafen kann. Steigt in dieſem Falle auf, ſchüttelt das Bett tüchtig durch, wendet Decke und Kopfkiſſen um und lüftet zuweilen durch Aufheben des Deckbettes mit dem Fuße. — Hütet euch aber das zu thun, wenn ihr unpäßlich ſeyd und die Natur ſich durch einen Schweiß helfen will.

e) Gewöhnt euch daran, nur mit dem Nacken und Kopfe und nicht mit dem ganzen Oberleibe höher zu liegen, als mit dem übrigen Körper. Manche ſchlafen auch in geſunden Tagen beinahe ſitzend. Schlimm genug, wenn man, wegen Engbrüſtigkeit, ſo liegen muß.

f) Habt ihr die Wahl unter verſchiednen Arten von Bettwerk, ſo ſchlaft lieber auf Matratzen von Roßhaaren, als auf Federbetten, und wählt im Sommer bloß eine wollne, oder auch eine abgenähte Decke, ein ſogenanntes Couvert. Wie man ſich im Winter wärmer, im Sommer kühler kleidet, ſo ſollte man es auch mit den Betten halten. Kann man das nicht, ſo ſchüttle man wenigſtens im Sommer die Federn beſſer gegen die Füße zu, als im Winter.

g) Eßt und trinkt am Abende mäßiger als am Mittage, nehmt nicht vor Schlafengehn noch einmal Obſt und andere Speiſen zu euch, und achtet auf alles, was euern geſunden Schlaf befördert oder ſtört. Viele Menſchen ſchlafen z. B. ſehr ſchlecht, wenn ſie nach dem Abendeſſen Bier trinken. Nichts befördert einen ſanften Schlaf beſſer, als Waſſer. Die Betäubung, in der man auf den Genuß hitzender Getränke liegt, verdient nicht ein ſanfter, erquickender Schlaf genannt zu werden.

h) Ein ruhiger Schlummer hängt endlich nicht bloß von körperlichen Umſtänden, von Geſundheit, heitrer Luft, Bettwerk und Genüſſen des Magens ab. Iſt der Geiſt nicht ruhig, ſo ſind alle dieſe Beförderungsmittel eines geſunden Schlafes umſonſt. Die Seelenruhe wird aber durch nichts ſo kräftig befördert, als — durch Vertrauen auf Gott bei gutem Gewiſſen. Daher das Sprüchwort:

Ein gutes Gewiſſen,
Ein ſanftes Ruhekiſſen!

11) Ludewigs Tafelobst.

(Drohender Ton.)

(Ludewig im Garten, unreifes Obst essend.)

Jette. Bist du wieder über dem unreifen Obste? Hilft denn alles Warnen bei dir nichts? — Und wahrscheinlich wieder geschüttelt?

Ludewig. Nichts geschüttelt! Es war abgefallen.

Jette. Auch das sollst du nicht essen, weil du nicht krank werden sollst.

Ludewig. Was geht es dich an, Jungfer Gernklug? Wer hat dich zu meiner Vormünderinn gesetzt?

Jette. Die Liebe zu Dir.

Ludewig. Ei, groſsen Dank für deine hofmeisterliche Liebe!

Jette. Nun gut, wenn du die Hofmeisterinn nicht hören magst, so will ich's dem Vater sagen!

Ludewig. Das kannst du, Schwätzerinn!

(Er beiſst auf's Neue in einen Apfel.)

Jette. Wie? was? du beiſsst noch immer darauf los? Gleich den Apfel weg, oder ich gehe!

Ludewig. Recht so, auch ich will zum Vater gehn und ihm sagen, wer neulich sein schönes Trinkglas zerbrochen hat.

Jette. Das hab' ich ihm selbst gesagt, und er hat mir verziehen. Ich zerbrach es nicht mit Fleiſs; du aber issest den Aeltern gleichsam zum Trotz das unreife Obst.

Vater. (dazu kommend und den Streit hörend) Was habt ihr wieder gegen einander?

Jette. Ludewig schilt mich, daſs ich ihm nicht erlauben will, unreifes Obst zu essen.

Vater. Aha! Bist du wieder hinter das Tafelobst

der Schweine gerathen? — Gewarnt hab' ich dich bisher genug; nun wird es Ernst! Zum letztenmal also: Treff' ich dich noch einmal, so lang es Obst gibt, im Garten, so bekommst du den Meister Erich auf den Rücken, daſs dir der Appetit gewiſs vergehen soll!

Ludewig. Wenn ich aber nur im Garten spazieren gehe?

Vater. Ueber den Spaziergänger! — Ich kenne dich schon. Wo du das Schweinefutter siehst, da kannst du dich nicht enthalten. Kurz und gut also: Treff' ich dich noch einmal hier, so sollst du erfahren: daſs, wer nicht hören will, fühlen muſs.

Materialien zu einer Katechiſation über Selbſtbeherrſchung.

Ludewig konnte ſich des unreifen Obſtes nicht enthalten, ſo ſchlecht auch der Leckerbiſſen ſeyn mochte. — Er verſtand alſo eine ſehr wichtige Kunſt nicht, die Kunſt der Selbſtbeherrſchung oder Selbſtüberwindung.

I. **Was verſteht man denn unter Selbſtbeherrſchung?** — Herrſchen heißt: oberſte Gewalt ausüben. Es ſetzt alſo etwas voraus, worüber geherrſcht wird. Der Fürſt beherrſcht ſein Volk, der Reiter ſein Roß u. ſ. w. Ueber wen aber herrſcht denn der, welcher die Art von Gewalt ausübt, von welcher wir gegenwärtig reden? — Ueber ſich ſelbſt.

„Das wäre alſo die Herrſchaft der Seele über den Körper?" —

Nein! — Mein wahres Selbſt iſt nicht mein Körper, ſondern mein Geiſt.

„Aber wie kann dieſer zugleich herrſchen und beherrſcht werden? Es wohnen doch nicht zwei Seelen in mir?"

Allerdings nicht; aber dünkte es euch nicht doch zuweilen, als ob zwei Seelen in euch um die Herrſchaft ſtritten? — Wahrſcheinlich fühlte das auch Ludewig, eh' er von dem unreifen Obſte aß. Die eine Seele, wenn ich ſo ſagen darf, ſprach: laß das Obſt liegen; der Vater hat dir's verboten; es iſt ungeſund u. ſ. w.; die andre aber wendete ein: ach, der Vater ſieht es ja nicht; es wird ſo ſchädlich nicht ſeyn; haſt ja ſchon oft dergleichen gegeſſen, ohne krank zu werden; andern Kindern hat es auch nicht geſchadet, und, kurz und gut, es ſchmeckt mir, — Vater und Schweſter mögen es verachten, ſo viel ſie wollen. —

Wie kann aber doch ſo ein Zweikampf in einer und eben derſelben Seele Statt finden?

Antwort: die Seele kommt mit ſich ſelbſt in Widerſpruch; denn ſie hat nicht nur das Vermögen, einzuſehen, was nützlich oder ſchädlich, was recht oder unrecht iſt; ſie fühlt auch, was angenehm und unangenehm iſt; das Angenehme aber iſt nicht immer recht und nützlich und das Unangenehme nicht immer unrecht und ſchädlich. „Das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt und der Geiſt wider das Fleiſch, dieſelben ſind gegen einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollet," wie Paulus ſagt. Unter Fleiſch verſteht er die ſinnlichen Triebe des Menſchen, oder ſein Verlangen nach dem Angenehmen und ſeinen Abſcheu gegen das Unangenehme; unter Geiſt aber die Vernunft des Menſchen, oder ſein Vermögen, zu erkennen, zu wollen und zu wählen, was recht und gut iſt. (Die ſinnlichen Triebe liegen aber eben ſo wohl in der Seele, als die Vernunft; denn der Körper hat ja kein Bewußtſein, alſo auch keinen Willen.)

II. **Die Selbſtbeherrſchung hat indeß ihre großen Schwierigkeiten.**

1) In der erſten Jugend ſind wir bloß ſinnlich. Wir

können nicht urtheilen, was recht und gut, ſondern nur was angenehm und unangenehm iſt, und ſo gewinnt die Sinnlichkeit die Oberhand, ehe die Vernunft die Zügel faſſen kann.

2) Die Vernunft wird in vielen Menſchen ſo wenig genährt und ausgebildet, daß ſie weder Kraft, noch Willen und Geſchicklichkeit bekommt, die Sinnlichkeit zu überwinden.

3) Die Vortheile und Annehmlichkeiten, nach welchen die Sinnlichkeit ſtrebt, liegen gewöhnlich ganz nahe und leuchten auch dem dümmſten Menſchen ein; die Vortheile und Annehmlichkeiten aber, welche die beßre Ueberlegung den Begierden entgegenſetzt, ſind oft entfernt, kommen zum Theil erſt in einem andern Leben und leuchten nur der gebildeten Vernuft ein. Da nun die Menſchen großentheils mehr auf den gegenwärtigen Augenblick, als auf die Zukunft ſehen und das Angenehme leichter begreifen als das Rechte und Gute, ſo iſt allerdings der Kampf der Vernunft gegen die Sinnlichkeit ſchwer.

III. Wie gelangt man aber, Trotz aller der Schwierigkeiten, dennoch zur Fertigkeit in der Selbſtbeherrſchung?

1) Suchet die Sinnlichkeit, über welche die Vernunft herrſchen ſoll, zu ſchwächen. Dies geſchieht

A. durch Mäßigkeit im Eſſen und Trinken. Unmäßigkeit entflammt die ſinnlichen Begierden und verdunkelt zugleich die Vernunft. Wie will ein trunkener Fuhrmann die Roſſe bändigen und mit Vorſicht lenken?

B. durch Arbeitſamkeit. Müßiggang lehret viel Böſes, iſt aller Laſter Anfang. Der Menſch muß von Kindheit auf immer etwas zu denken und zu thun haben; denkt und thut er nichts Gutes, ſo denkt und thut er etwas Böſes.

C. Ein Hauptmittel, die Sinnlichkeit zu ſchwächen und der Vernunft zu unterwerfen, iſt abſichtliche, oftmalige Ueberwindung der ſinnlichen Triebe. Uebung macht den Meiſter. Ehe der Soldat im Ernſte kämpft, muß er es vielmal zur Probe verſuchen.

a) Uebt euch daher bei mehreren Veranlaſſungen abſichtlich im Entbehren eurer liebſten Vergnügungen und Genüſſe. Es gelüſtet euch z. B. an einem ſchönen Wintertage nach der Eis- und Rennbahn. Niemand hält euch zurück. Verſagt euch das Vergnügen freiwillig, bloß in der Abſicht, euch im Entbehren zu üben. Ihr ſeht lockendes Obſt. Ihr könnt und dürft davon kaufen oder nehmen; überwindet euch freiwillig ganz, oder brecht doch ab, wenn es euch am beſten ſchmeckt. Es ſchläfert euch — ſteht auf und arbeitet der Schläfrigkeit zum Trotz ꝛc.

b) Uebt euch freiwillig im Genieſſen, Vollbringen und Dulden des Unangenehmen. Eine Speiſe z. B. iſt euch unangenehm; eßt ſie dem widerwilligen Gaumen zum Trotz. Dieſer oder jener Zeitvertreib eurer jungen Freunde iſt euch langweilig; ſpielt eurem Geſchmacke zum Trotz mit und zeigt euch heiter dabei. — Ein Geſchäft iſt euch beſonders zuwider und läſtig; übernehmt es abſichtlich, um euch auch an unangenehme Arbeiten zu gewöhnen. — Es beleidigt euch ein Spielfreund; ihr könntet euch rächen; thut es abſichtlich nicht, erzeigt ihm ſogar Gefälligkeiten, um euch frühzeitig im Dulden zu üben. Ihr habt ein körperliches Leiden. Verſucht, ob ihr es nicht ohne Wehklage und mit ruhiger Miene ertragen könnt; es wird gelingen, und das Gelingen wird euch große Freude machen.

2) Verſchafft aber auch der Vernunft das Uebergewicht durch folgende Mittel:

a) Gewöhnt euch an Nachdenken. Wer ſich über-

haupt an Ueberlegung gewöhnt hat, wird auch ſein Thun und Laſſen überlegen. Ich ſage abſichtlich: gewöhnt euch; denn wenn das Ueberlegen nicht durch die Gewohnheit zur andern Natur geworden iſt, ſo kommt es faſt immer zu ſpät. Es führt dann immer nur zur Reue und nicht zur Herrſchaft. Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

b) Prägt euch gute Grundſätze ein und gewöhnt euch an ſtetes ehrerbietiges Andenken an Gott. Wie kann die Vernunft über die Sinnlichkeit Herr werden, wenn man ihr gar keine Waffen gibt? Gute Grundſätze aber ſind gleichſam ihre Waffen. — Am meiſten vermag die Gewohnheit, fleißig und ehrfurchtsvoll an Gott zu denken. Sie iſt ein Zaum gegen die Sünde und ein Sporn zur Tugend. So überwand Joſeph die wollüſtigen Zumuthungen ſeiner Gebieterinn und Jeſus alle Reizungen des Verſuchers in der Wüſte; ſo überwindet auch ihr den Verſucher in euch ſelbſt.

3) Erleichtert euch endlich die Selbſtbeherrſchung

a) durch Vermeidung alles deſſen, was euch in zu ſchwere Kämpfe verwickelt. Im Kriege muß man nicht nur den Feind herzhaft angreifen, ſondern ihm zuweilen aus Vorſicht auch ausweichen. — Habt ihr Hang zum zeit- und geldverſplitternden Spiele, ſo ſetzt euch nicht zu Spielern. Habt ihr Hang zur Trunkenheit, ſo meidet die Trinkgelage. Meidet die Einſamkeit mit dem andern Geſchlechte, ſo fallt ihr nicht in die Stricke der Wolluſt ꝛc.

b) Erleichtert euch wenigſtens, wenn ihr den Kampf vorausſeht, den Sieg durch Vorbereitung. Wer z. B. vorausſieht: da oder dort wirſt du zum Zorne, zur Wolluſt, zur Schwatzhaftigkeit u. ſ. w. verſucht,

der rüſte ſich zum Kampfe durch Ueberlegung und gute Vorſätze.

IV. **Selbſtbeherrſchung iſt jedes Menſchen Pflicht.**

1) **Ohne Selbſtbeherrſchung iſt keine wahre Freiheit.** Nur der, welcher nach Belieben der Vernunft oder der Sinnlichkeit folgen kann, iſt innerlich frei. Ohne Freiheit des Willens aber ſind wir mehr Thier als Menſch.

Wer ſich ſelbſt beherrſchen kann,
Der nur iſt ein freier Mann!

2) **Ohne Selbſtbeherrſchung iſt keine wahre Tugend.** — Wer kann den Aeltern und Vorgeſetzten, oder den Vorſchriften der Religion und der Obrigkeit gehorchen, ohne ſeinen eignen Willen zu brechen? — Wer kann keuſch bleiben bei Verſuchungen zur Wolluſt? nüchtern bei Reizungen zum Uebermaß? ehrlich bei Gelegenheiten zum Betruge? friedfertig gegen Beleidiger? nachgiebig im Beſitze der Gewalt? wohlthätig beim Undanke der Welt u. ſ. w.? Nur der, welcher ſich ſelbſt zu beherrſchen vermag! — Je größer der Kampf, deſto ehrenvoller der Sieg!

3) **Ohne Selbſtbeherrſchung gibt es keine wahre Klugheit.**

a) **Aus Mangel an Selbſtbeherrſchung bringt ſich Mancher um ſeine Geſundheit,** oder kann nicht wieder geneſen in Krankheiten. Was that der Knabe, von dem ihr geleſen habt? — und was thun ſo viele Menſchen, weil ſie ihren Hang nach geiſtigen Getränken nicht beherrſchen können! — Wie Manchen bringt Zorn, Sorge und Kummer um Geſundheit und Leben! Wie Mancher muß bloß darum ſterben, weil er ſich nicht überwinden kann eine wundärztliche Operation zuzulaſſen, oder übelſchmeckende Arzneimittel zu nehmen und den Vorſchriften des Arztes zu folgen.

b) Aus Mangel an Selbſtbeherrſchung kommen Viele in Armuth. — Wie jener Knabe, der ſein ganzes Marktgeſchenk für ein elendes Pfeifchen hingab, geben unzählig viel Erwachſene ihr Geld für entbehrliche Dinge, für wahre Pfeifchen hin und leiden dann am Nothwendigen Mangel.

c) Aus Mangel an Selbſtbeherrſchung verfällt der Menſch oft in die größten Lächerlichkeiten, z. B. durch kindiſche Furcht, eitle Prahlerei, unzeitige Offenherzigkeit und Verliebtheit, durch unmächtige Drohungen, übertriebne Empfindlichkeit, alberne Luſtigkeit u. ſ. w.

d) Aus Mangel an Selbſtbeherrſchung lernt Mancher nichts und bringt nichts zu Stande. Um etwas zu lernen und zu Stande zu bringen, iſt unverdroßne Anſtrengung nöthig. Könnte mancher Knabe ſeine Spiel- und Freudenluſt, ſeine Trägheit, ſeinen Wankelmuth, ſeine Schüchternheit u. ſ. w. beherrſchen, er würde vielleicht ein tüchtiger Mann, und bleibt bei dem Mangel an Selbſtbeherrſchung Zeit Lebens ein Stümper. — Große Unternehmungen fordern viel Geduld und langes Ausharren; ſelbſt ganz gewöhnliche Geſchäfte mißlingen, wenn wir die Geduld verlieren. Wie Mancher ſchlägt und reißt im Unmuthe ſeine eigne Arbeit zuſammen! — Wie manche Unternehmungen fordern viel Muth und Entſchloſſenheit; wo ſollen aber dieſe herkommen, wenn man nicht die Furchtſamkeit zu beherrſchen verſteht?

e) Ohne Selbſtbeherrſchung gibt es keine dauernde Seelenruhe; denn dieſe hängt von der Beherrſchung unſrer Launen, unſrer Sorgen, unſres Kummers, unſres Zornes, unſres Gelüſtens u. ſ. w. ab.

f) Ohne Selbſtbeherrſchung gibt es alſo auch

kein wahres Glück; denn ohne Tugend und Klugheit gibt es keine Seelenruhe und ohne Seelenruhe macht uns kein Erdengut glücklich.

Wer ſich nicht ſelbſt beherrſchen kann, ſtößt überdieß viele Erdengüter von ſich, oder mißbraucht diejenigen, die er beſitzt, und verkehrt ſelbſt das Glück in Unglück.

Heil! Heil dem Jüngling, der ſich früh
Zum Ziel die Weisheit wählt,
Mit Muth und Vorſicht läuft und nie
Des rechten Wegs verfehlt!

Der, wenn ſich die Begier empört,
Mit Nachdruck ſie bekämpft,
Sie dem Verſtand gehorchen lehrt,
Und in dem Ausbruch dämpft!

Er wird des Vaters Ehr' und Lohn,
Der Mutter Freude ſeyn,
Und iſt er auch kein Königs=Sohn,
So wär' er's werth zu ſeyn.

Es folgen nun drei Leſeſtücke mit der gemeinſchaftlichen Ueberſchrift: **Ton des Muthes und der Entſchloſſenheit.** Dieſer hat etwas Aehnliches mit dem vorhergehenden drohenden und ſtrafenden Ton. Nicht ſelten iſt er ganz eben derſelbe, wenn nämlich unſer Muth und unſre Entſchloſſenheit in Drohungen und Strafen ausbricht. Es gibt aber auch tauſend Fälle, in welchen wir wörtlich unſern Muth äußern, ohne eben zu drohen und zu ſtrafen, wie z. B. in den drei Aufſätzen: der freiwillige Soldat, Bonifaz und Luther. Iſt das, ſo darf auch der Redeton nicht drohend und ſcheltend klingen; aber er muß, als Ausdruck des innern Kraftgefühls und der veſten Entſchloſſenheit, kräftig und veſt ſeyn. Ich hoffe euch das recht auffallend

zu machen, wenn ich das, was der freiwillige Soldat in Nro. 12. ſpricht, zuerſt im verzagten und dann im drohenden Tone vorleſe. (Der Lehrer thut es.) Im erſten Falle klang es dem Gefühle widerſprechend und lächerlich; und im letzteren grob und ungezogen. Habt ihr das nicht ſelbſt gefühlt? — Nun wohl, verſucht es einmal beſſer!

V. Der Ton des Muthes und der Entschlossenheit.

12) Der freiwillige Soldat.

Leichenblaſs kam Philipp von der Rekruten-Musterung in's älterliche Haus zurück. „Ach Gott, ich muſs Soldat werden!" rief er aus und warf sich stillweinend in den Lehnstuhl. Lautweinend überstimmte die Mutter die Beruhigungsgründe des Vaters.

Da trat der jüngere Bruder, Fritz, in das Zimmer. Kalten Blutes hört er die Wehklagen der Mutter und des Bruders und entfernt sich stillschweigend wieder. Bitter blickt Philipp ihm nach; Fritz aber läuft geraden Weges zum Hauptmann in den Gasthof.

Fritz. Herr Hauptmann, meinen Bruder Philipp Horst hat heute das Loos getroffen. Er ist untröstlich.

Hauptmann. Das kümmert mich wenig.

Fritz. Mich aber desto mehr, Herr Hauptmann! er ist mein Bruder.

Hauptmann. Soll ich jeden schwachen Bruder der Mutter lassen?

Fritz. Das nicht, aber doch für den furchtsamen lieber den beherzten nehmen.

Hauptmann. Bist du der beherzte?

Fritz. Ja, Herr Hauptmann!

Hptm. Wenigstens hast du eine tapfere Zunge.

Fritz. Auch eine tapfere Faust, wie Sie erfahren werden.

Hptm. Hast du schon oft Gebrauch von ihr gemacht?

Fritz. Zur Arbeit? Ja! aber nicht zu Schlägereien.

Hptm. Und willst nun doch für deinen Bruder Soldat werden?

Fritz. Ja, Herr Hauptmann.

Hptm. Und bei der ersten Affäre davon laufen?

Fritz. Nein, Herr Hauptmann! Man entlauft zwar der Kugel, aber nicht der Schande.

Hptm. Seht mir doch den jungen Leonidas! *) Hältst du wirklich so viel auf Ehre?

Fritz. So viel als der bravste Offizier.

Hptm. Nun so verdienst du einer zu werden.

Fritz. Das ist mein Plan nicht, Herr Hauptmann. Ich will für meinen Bruder dienen, und dann zur Profession zurückkehren.

Hptm. Hast du sie schon ausgelernt?

Fritz. Nicht ganz; aber mein Meister wird das fehlende halbe Jährchen mir schenken.

---

*) Leonidas, König von Sparta, starb 480 Jahre vor Christi Geburt bei Thermopilä den Heldentod. — Als der Perser-König, Xerxes, mit einem unermeſslichen Heere gegen Griechenland anrückte, und Leonidas unter allen Fürsten Griechenlands zuerst zum muthigen Kampfe sich rüstete, sprach einer seiner Freunde zu ihm: Die Pfeile der Perser werden die Sonne verfinstern! — Desto besser, versetzte Leonidas, so werden wir im Schatten fechten! — Wer kann diese Antwort so lesen, wie sie wahrscheinlich Leonidas gesprochen hat?

Hptm. Das soll er nicht. Ich gebe dir noch ein Jahr Frist. Aber wisse: ich habe ein gutes Gedächtniſs; du wirst nicht vergessen.

Fritz. Das wünsch' ich auch nicht. Ich werde ungefordert mich stellen, so bald meine Lehrzeit herum ist.

Hptm. Sind auch die Aeltern mit deinem Entschlusse zufrieden?

Fritz. Sie werden es seyn, wenn sie sehen, daſs ich der Fahne freiwillig und freudig folge.

Materialien zu einigen Katechiſationen über Beſchaffenheit und Werth des echten Muthes.

I. Beſtimmung des Begriffs.

Muth bedeutet urſprünglich nichts anders als *Gemüth*; z. B. froher Muth, Mißmuth, Wehmuth, Hochmuth, Demuth, Großmuth, Sanftmuth u. ſ. w.

Steht aber das Wort ohne Verbindung mit einem andern, ſo verſtehen wir darunter eine *Gemüthsſtimmung, in welcher man große Beſchwerlichkeiten und Gefahren nicht fürchtet.* Muthvoll zieht z. B. der Krieger in die Schlacht, er vertraut der Kraft ſeines Arms und ſeiner Waffenbrüder. Schwer verwundet wird er zurückgebracht. Ein Bein iſt ihm unheilbar zerſchmettert; es muß abgenommen werden. Auch da verliert er den Muth nicht, die Schmerzen und die Verſtümmlung wenigſtens zu ertragen.

Der Muth entſpringt aber nicht immer aus innerm und äußerm Kraftgefühl, ſondern oft auch *aus unbeſonnener Geringſchätzung der Schwierigkeiten und Gefahren,* und in dieſem Falle wird er zur Tollkühnheit.

II. Unterſchied zwiſchen Muth und Toll-
kühnheit.

Kühnheit ſagt noch etwas mehr als Muth. Man braucht dieſen Ausdruck von der Verachtung der größten Gefahren. Kühnheit iſt demnach der Muth, auch das Allergefährlichſte zu wagen.

Es iſt aber ein großer Unterſchied zwiſchen einer weiſen und tollen Kühnheit.

Als David dem Hohnſprecher Goliath, der bei ungeheurer Größe und Stärke, in voller Waffenrüſtung da ſtand, bloß mit Schleuder und Hirtenſtab entgegen ging; oder als er früher ſchon mit einem Löwen und mit einem Bären kämpfte und beide erlegte — (1 Sam. 17.) — war das bloß Muth? oder Kühnheit? oder gar Tollkühnheit? —

Toll können wir doch wohl die Kühnheit nur dann nennen,

a) wenn ſie keine vernünftige, oder doch keine wichtige Abſicht hat.

In dem Kampfe gegen Goliath hatte David, auſſer dem Wunſche, die Tochter des Königs zur Gemahlinn zu bekommen, auch andre ſehr vernünftige, wichtige und edle Abſichten, nämlich: die Ehre ſeiner Nation zu retten, ihr neuen Muth und neues Vertrauen auf Gott und auf ihre eigene Kraft einzuflößen, und ihr Unabhängigkeit von ihren Grenznachbarn zu erkämpfen ꝛc.

Wenn er es früher ſchon mit einem Löwen und mit einem Bären aufnahm: ſo war auch dieſe Kühnheit von einer rühmlichen Abſicht begleitet. Er wollte die Weide-Steppen von ein Paar ſehr gefährlichen reiſſenden Thieren befreien und die ihm geraubten Schaafe retten.

Sind auch eure Abſichten bei gefährlichen Wageſtücken, die ihr zuweilen unternehmt, ſo vernünftig, wichtig und edel?

b) Tollkühn nennt man aber auch ein übrigens nicht verwerfliches Wageſtück, wenn gar keine Hoffnung zu einem glücklichen Ausgange, oder zu wichtigen und heilſamen Folgen vorhanden iſt. Wer gar nicht ſchwimmen kann, und dennoch in einen tiefen Strom ſich ſtürzte, um einen Menſchen aus demſelben zu retten, wie würde dieſer handeln? kühn oder tollkühn? — Hatte aber wohl David auch gar keinen Grund zur Hoffnung eines glücklichen Ausgangs? — Die Schleuder war damals eine auch im Kriege gewöhnliche Waffe, und geübte Schleuderer wußten mit dem Steine beinahe eben ſo kräftig, wenigſtens eben ſo ſicher zu treffen, als wir mit der Kugel. Da nun Goliaths Stirn und Schläfe nicht vom Helme bedeckt waren: konnte David da nicht mit Recht hoffen, ſeinen Wurf ſo glücklich anzubringen, als es wirklich geſchehen iſt? — Was den Kampf mit Löwen und Bären anlangt, ſo iſt es unter den heiſſen Himmelsſtrichen nichts Unerhörtes, daß ſtarke und muthvolle Menſchen dieſe Thiere, wie David (und wie Simſon, nach B. der Richter 14, 5 u. 6.) ohne kriegeriſche Waffen überwanden. — In keiner Hinſicht kann man alſo Davids Unternehmen tollkühn nennen.

Hört nun aber ein noch weit gefährlicheres Wageſtück von einem amerikaniſchen Matroſen, und ſagt mir, was ihr von deſſen Unternehmung urtheilt.

Ein Schiff von Boſton ging auf der Rhede vor Barbados vor Anker. Einige ſeiner Matroſen ſprangen, als gute Schwimmer, ins Waſſer, um ſich zu erfriſchen, während ihre Kameraden auf dem Raa *) und in den Maſtkör-

---

*) Die Stange des großen Hauptſeegels.

ben *) Acht gaben, ob ſich keine Hayfiſche näherten. Es dauerte nicht lange, ſo wurde man eines von dieſen gefährlichen Thieren gewahr, deſſen große Floßfedern hoch über die Fluthen emporragten. Sogleich kehrten alle eilig an Bord zurück. Das gefräßige Ungeheuer, das ſeine Beute entfliehen ſah, durchſchoß die Wellen wie ein Pfeil, und kam in dem Augenblicke heran, wo die Arme des letzten Schwimmers, Namens Ezechiel, ſchon von ſeinen Kameraden gefaßt waren, um ihn in das Schiff zu ziehen. Der Fiſch biß ihm ein Bein ab; das Blut ergoß ſich ſtromweiſe, und in weniger als einer halben Stunde war der Matroſe todt.

Emanuel Purdy, ſein Landsmann — beide waren aus der Stadt Darmouth in dem Staat von Maſſachuſets-Bay in Amerika gebürtig — hatte unterdeſſen unverrückt und ſchweigend die Augen auf ſeinen ſterbenden Kameraden geheftet und rief wüthend, ſo bald er ihn den letzten Seufzer ausſtoßen hörte: Ezechiel iſt todt! und dieß hölliſche Ungeheuer hat ihn ermordet!! — Er verließ die Leiche, lief in den Schiffsraum, holte ein großes Meſſer und ſchärfte es auf dem Schleifſteine des Zimmermanns. — Was willſt du thun? fragte ihn dieſer. Meinen Kameraden rächen! antwortete Purdy. Bald darauf ſtieg er auf das Verdeck, kleidete ſich aus, ohne ein Wort zu ſagen, und ſprang in das Meer.

Das heißhungrige Ungeheuer, das ſich noch immer in der Gegend des Schiffes aufhielt, ward ihn bald gewahr und ſchwamm anfangs langſam, wie dieſe Fiſche zu thun pflegen. Das Schiffsvolk glaubte den Matroſen verloren und brach in ein lautes Angſtgeſchrei aus. Emanuel, der

---

*) Aus Balken und Dielen verfertigte Scheiben mit Geländern oben an den Maſtbäumen, beſonders für Schildwachen.

in dergleichen Gefechten geübt war, erſchöpfte ſeine Kräfte nicht. Er faßte ſein Meſſer, blieb unbeweglich und erwartete mit unbegreiflicher Ruhe den Hay, der immer mehr ſich näherte. In dem Augenblicke, da er ſeinen mörderiſchen Rachen aufſperrte, tauchte Purdy unter, entging ihm und kam in einer Entfernung von 10 Ruthen wieder zum Vorſchein. Er beſchrieb darauf einen Zirkel um ihn, indem er langſam ſchwamm und ihm von der Seite beizukommen ſuchte. Der Hay, der ſich bis zur Wuth erboſ'te, und ſeines Raubes gewiß war, ſchoß auf ihn zu, indem er ſich auf die Seite neigte; denn der Rachen dieſer Seeungeheuer iſt von ihrer Schnauze ſo weit entfernt, daß ſie nichts faſſen können, ohne ſich auf den Rücken zu werfen. Dieß war der Augenblick, auf den der tapfere Emanuel lauerte. Mit einer Gegenwart des Geiſtes, einem Muthe und einer Stärke, die weit über die menſchliche Kraft zu gehen ſchien, ſtieß er dem Raubfiſche das Meſſer in den Leib. Der gefürchtete Rachen desſelben ſchloß ſich; ſein ungeheurer Schwanz peitſchte ängſtlich das Element, in welchem er ſchwamm. Er verfolgte ſeine Beute nicht mehr: allein Emanuel verfolgte ihn nun ſelbſt und brachte ihm, unter dem Waſſer ſchwimmend, noch verſchiedne Wunden bei. Das Meer wurde von dem Blute des Hayes gefärbt; ſeine Bewegungen wurden ohnmächtiger; er wälzte ſich, ſchwamm über dem Waſſer und ſtarb. Sieben Minuten hatte dieſer auſſerordentliche Kampf gedauert. Die Beſorgniß des Schiffsvolks war nun in laute Freude verwandelt. Man zog den Emanuel an Bord und jeder wünſchte ſich Glück, der Kamerade des tapfern Mannes zu ſeyn, der das fürchterliche Thier in ſeinem eigenen Elemente anzugreifen und zu überwinden gewagt hatte.

So bald das todte Ungeheuer auf das Verdeck gewun-

den war, hieb ihm der Sieger den Kopf ab, ſchnitt ihm den Bauch auf, zog das Bein ſeines Landsmannes heraus, und legte es zu deſſen Leiche.

Haltet ihr dieſes Unternehmen Emanuel Purdy's für Muth, für Verwegenheit, oder für Tollkühnheit? — und warum für Tollkühnheit? — Darf man tollkühne Handlungen bloß nach ihrem glücklichen Ausgange beurtheilen?

Nein! Solchen ungeheueren Gefahren unterzieht ſich der Verſtändige um eines ſo geringfügigen Endzwecks willen nicht!

III. Vom hohen Werthe des Muthes.

1) Muth und Kühnheit ſind zuweilen das einzige Mittel, uns ſelbſt aus Gefahr und Unglück zu retten.

Ein Gemſenjäger verfolgte einmal eine Gemſe auf den höchſten Gipfeln der Alpen. An einer furchtbar tiefen Kluft, über welche die Gemſe wegſetzte, mißlang ihm der Sprung — er ſtürzte in den Abgrund hinab. Wieder herauf zu klettern war überhaupt unmöglich, und bei ihm doppelt, da er ſich den einen Arm zerfallen hatte. Noch weniger konnte er auf fremde Hülfe rechnen. Er ſah alſo nichts vor ſich, als den ſchrecklichſten Hungertod in der Nacht des Abgrundes. Da hört er unter ſich ein Waſſer rauſchen. Ihm fällt bei, daß ſtrömende Waſſer in Gebirgstiefen irgendwo ins Freie führen, — und ohne lange zu wählen, wirft er ſich gar in die unbekannten Wellen hinab, ſchwimmt durch einen langen grauſenvollen Schlund und gelangt endlich (welch' Entzücken!) wohlbehalten wieder an das Tageslicht.

Was aber konnte ihn hier retten, als allein der Muth, auch das Allerkühnſte zu wagen? — Tollkühnheit hatte ihn ins Verderben geſtürzt; weiſer Muth rettete ihn wieder. —

Wie viele Tauſende haben auf andre Weiſe durch Muth

und Entſchloſſenheit in Feuers- und Waſſersnoth, bei Ueberfällen von Dieben und Mördern u. ſ. w. ſchon ihr Leben gerettet, indeß die Muthloſen zu Grunde gingen!

Und wie unzählig Viele haben ſich ſchon durch muthige Unternehmungen in Anſehung ihrer häuslichen Umſtände aus der Noth geholfen! Friſch gewagt iſt halb gewonnen, ſagt das Sprüchwort.

2) Muth und Entſchloſſenheit ſind auch nicht ſelten erforderlich, um unſre Mitmenſchen zu retten, wie z. B. der brave Mann that, deſſen Andenken ein berühmter Dichter (Bürger) durch das euch bekannte herrliche Lied „Hoch klingt das Lied vom braven Mann" ꝛc. unſterblich gemacht hat; oder wie Sebaſtian von Reibiſch, welcher im Jahre 1542 auf die heldenmüthigſte Weiſe dem nachmaligen Churfürſten Moritz von Sachſen, welcher euch aus der Reformationsgeſchichte bekannt iſt, das Leben gerettet hat. Ich will euch doch die euch wahrſcheinlich noch nicht bekannte That in Reimen vorleſen:

„Auf, edler Fürſt! Mit Tigerwuth
Dringt dort aus Peſth's Gemäuer
Auf uns der Sarazenen Brut
Heraus mit Schwert und Feuer!"
Belagrer Moritz mit dem Heer
Sprang plötzlich auf und ins Gewehr.
So ziehn, mit Blitz und Schlägen,
Gewitter ſich entgegen.

Sebaſtian von Reibiſch ritt
An ſeines Herzogs Seite;
Nicht fern von den Geliebten ſtritt
Ein Heer geſtählter Leute.

Aus Pulverwolken ſprühte Tod,
Und plötzlich ſtürzt, erbarm es Gott!
Mit dem erlegten Pferde
Fürſt Moritz hart zur Erde.

Geſtürzt — und Allah! jach und kühn
Kam mit gezognen Klingen
Ein Türkentrupp geſprengt, um ihn
Und Reibiſch zu erringen.
Huj! flog der Ritter von dem Roß,
Warf ſich auf Moritz und umſchloß,
Welch muthiges Erbarmen!
Den Herrn mit beiden Armen.

Wie Schloſſenſaat aus Wolken fällt,
Kam Hieb auf Hieb gedrungen,
Und Reibiſch weicht? — Nein! veſter hält
Er ſeinen Herrn umſchlungen.
Schon floß aus hundert Wunden Blut,
Als Moritz's Garde, voller Muth,
Schnell wie der Pfeil vom Bogen,
Zur Rache kam geflogen.

Triumph! Ein donnernder Galopp,
Und Tod in Aller Fäuſten!
Die Sarazenen zagten drob
Und flohn; — doch ſtreckt die meiſten
Der Chriſten blank geſchliffnes Schwert,
Wie Sicheln Saaten, hin zur Erd',
Und Reibiſch ſalbt, der Gute!
Noch ſeinen Herrn mit Blute.

Zerſtümmelt, kraftlos und erblaßt,
Auf ſeinen Herrn gebettet,

Lag er . . . „Ach du, du Treuer! haſt
Das Leben mir gerettet:
O, nur mit deinem Tode nicht!
Stirbſt, edler Reibiſch du, ſo bricht
Mein Auge mit dem deinen!“
Rief Moritz aus mit Weinen.

Auf aller Sieger Bärte fällt
Die Zähre vor Erbarmen;
Den ſprachberaubten Jüngling hält
Fürſt Moritz in den Armen,
Und weint und küßt der Thränen Lauf
Mit Blut von Reibiſch's Wangen auf,
Und Reibiſch küßt ihn wieder —
Drauf ſinkt er ſterbend nieder.

Als Beiſpiel von der ſchnellſten und kühnſten Entſchloſſenheit, welche jedoch für den Unternehmer glücklicher ablief, muß ich euch noch eine einzige Begebenheit erzählen, von welcher mir aber Zeit und Namen entfallen ſind:

In ein engliſches Schiff fiel eine Bombe. Ihr Zerſpringen drohte dem ganzen Schiffe die größte Gefahr. Ein Matroſe aber ſtreckte ſich ſchnell-entſchloſſen auf den Boden, packte mit hoher Kraft den feuerſpeienden Ball und warf ihn über Bord. Das ganze Schiffsvolk verdankte ihm das Leben.

Daß Feuersbrünſte nicht ganze Städte verzehren, verdankt man oft nur ein Paar muthvollen, entſchloßnen Bürgern, welche zur Dämpfung des Feuers Leib und Leben wagen. Bei Diebes-Einbrüchen hält oft die Muthloſigkeit ganze Gemeinden ab, den um Hülfe Rufenden beizuſpringen; ein einziger muthvoller Mann wird Werkzeug der Rettung.

3) Dem Muthe und der Entſchloſſenheit ſind

wir mehrere der wichtigſten Verſuche und Entdeckungen, namentlich den Verſuch, das große Weltmeer zu beſchiffen, und alſo auch die Entdeckung Amerika's und Auſtraliens, ſchuldig. Columb war nicht der Erſte, welcher auf der andern Erdhälfte noch veſtes Land vermuthete; aber der Erſte war er, welcher Muth genug hatte, die, mit unbeſchreiblichen Schwierigkeiten und Gefahren verknüpfte, Entdeckungsreiſe zu wagen; wenigſtens der Erſte, dem ſie gelang. Seine ganze Schiffsmannſchaft hatte Muth und Hoffnung verloren; nur ihn verließ der Glaube an einen glücklichen Ausgang nicht.

4) Und wie viele andre Unternehmungen, auſſer der Schiffahrt, fordern ſchlechterdings eine nicht geringe Kühnheit, z. B. die Aufführung und Beſteigung hoher Thürme, der Bergbau u. ſ. w.! Tauſende ſchaudern vor ſolchen Wageſtücken zurück. Wären alle Menſchen ſo kleinmüthig, wie viel Schönes, Herrliches und Nützliches müßten wir entbehren!

5) Muth iſt beſonders im Kriege nöthig. Welch hoher Muth mußte im J. 1813 das preußiſche Volk beſeelen, als es die Feſſeln der Knechtſchaft, in welcher Deutſchland lag, zuerſt brechen half! Wer wurde nicht von Bewunderung und Dankbarkeit gegen eine Nation erfüllt, die mit ſolchen Aufopferungen und ſolcher Bereitwilligkeit und Beharrlichkeit die Waffen ergriff?

Eines der glänzendſten Beiſpiele von Heldenmuth ſtellt uns aber die Schweizergeſchichte in Arnold von Winkelried auf.

Im Jahre 1386 war die Schweiz im bangſten Gedränge. Der damalige Erzherzog Leopold von Oeſterreich ſtand mit einem 6000 Mann ſtarken Heere, welches er in ein Viereck aufgeſtellt hatte, bei Sempach, im Canton Luzern, um die

Schweizer, welche ſich etwa 80 Jahre zuvor von dem Joche der öſterreichiſchen Landvögte, auf Veranlaſſung des muthvollen Wilhelm Tells, frei gemacht hatten, wieder zu bezwingen. Sein Heer war, nach damaliger Art, mit Schilden, Spießen und Schwertern trefflich bewaffnet. Und gegen dieſes Heer waren anfangs nicht mehr als 1300 Schweizer auf den Beinen, welche meiſtens ſtatt der Schilde nur Bretter, ſtatt der Spieße nur Aexte und Schwerter, und ſtatt der Harniſche nichts als Baumrinden um Arm und Bruſt führten. Schon etlichemal hatten ſie gegen die Oeſterreicher einen Angriff gewagt; aber allemal waren ſie zurückgeſchlagen worden. Da ſtand ein vornehmer und kühner Schweizer, Namens Arnold von Winkelried, auf. Brüder, ſagte er, laßt uns wie ein Keil durch die vorgehaltenen Schilde und Spieße dringen und dann zur Rechten und Linken mit dem Schlachtſchwerte einhauen! Er ſtellte die 1300 Schweizer in Schlachtordnung und zwar ſo, daß in dem zweiten Gliede nur zwei, und in den rückwärts folgenden Gliedern immer mehrere zu ſtehen kamen. Wer aber ſollte die Schärfe des Keils bilden? — Dazu konnte ſich nur der Muthvollſte verſtehn, und dieſer war? — kein andrer als der kühne Rathgeber ſelbſt. Er ſtellte ſich an die Spitze, empfahl Weib und Kinder ſeinen Landsleuten, und beſchwor ſie, wenn er einmal eine kleine Lücke in dem öſterreichiſchen Heere gemacht haben würde, muthig über ihn einzudringen. Schnellen Fußes ſtürmte er nun gegen die dicht geſchloßnen Feinde los; warf ſein Schwert aus der Hand, faßte ſo viel vorgehaltne feindliche Lanzen in beide Arme zuſammen, als er umklaftern konnte, und ſtürzte, von dieſen durchbohrt, zur Erde. Seine Streitgenoſſen, durch dieſen Helden, und durch die kleine Lücke die ſie nun vor ſich ſahen, angefeuert, drangen über Winkelried's Körper in den Feind, ſchlugen

zur Rechten und Linken Alles danieder, und das öſterreichiſche Heer ergriff in voller Beſtürzung die Flucht. — War nun Winkelried's Heldentod eine Folge des Muths, oder der Tollkühnheit?

6) Auch das freimüthige Bekenntniß der Wahrheit fordert zuweilen nicht wenig Muth und Entſchloſſenheit.

Fürſten hören am ſeltenſten die Wahrheit, weil Schüchternheit auch manchem beſſern Manne die Zunge feſſelt. Selbſt vor Gerichten wagen Viele nicht für die Wahrheit zu zeugen, weil ſie den ſcheuen, gegen welchen ſie zeugen ſollten. Vom Muthe für den religiöſen Glauben wollen wir zuletzt beſonders reden.

7) Muth ehrt, Muthloſigkeit entehrt, beſonders den Mann.

Schon dem Weibe ſteht es übel, ſich vor der kleinſten Gefahr zu verkriechen; und dem Manne ſollte Zaghaftigkeit beſſer anſtehn?

Unter tauſend Beiſpielen von hohem Weibermuthe nur ein Paar! Johanna Stegen aus Lüneburg trug, während des Kampfes zwiſchen den Generälen Dörnberg und Morand, den preuſſiſchen Jägern, welche ſich verſchoſſen hatten, Patronen in der Schürze zu, ohne der Kugeln zu achten, welche zur Rechten und Linken um ſie her ziſchten. Eleonore Prohaska aus Potsdam diente unter dem Namen Auguſt Renz als Soldat, und zog ſich aus dem Treffen an der Görde *) nicht eher zurück, als bis ſie zweimal gefährlich verwundet war. Die bekannte Jungfrau von Orleans, Johanna von Ark, ein neunzehnjähriges Bauernmädchen aus Lothringen, rettete im J. 1429 ihr Vaterland

*) einem anſehnlichen Walde im Lüneburgiſchen.

Frankreich aus den Händen der Engländer, indem ſie dem vertriebenen Könige und ſeinem Heere Muth einſprach, ſich als eine Geſandtinn Gottes zu ihrer Rettung darſtellte und ſelbſt die Fahne dem Heere vortrug. Und welche Wunder weiblichen Muthes ſah man in dem wieder auferſtehenden Griechenlande.

Auch die Bibel ſtellt muthvolle Frauen auf, z. B. die Richterinn Debora (B. d. Richter 4), die Judith u. a. m.

Welche Schande für den Mann, der vor dem Kriegsſtande mehr als ein Weib zittert und aus Furchtſamkeit ſchändlich ſeine Fahne verläßt! Gefällt euch nicht der freiwillige Soldat Fritz weit beſſer, als ſein Bruder Philipp? Und was wäre aus unſerm Vaterlande geworden, hätten wir uns auf lauter ſolche Philipps verlaſſen müſſen? —

8) Die Furcht iſt gewöhnlich gefährlicher als die Gefahr. Nur der Muthvolle erhält die Beſonnenheit.

9) Ein einziger Mann von Muth richtet oft unglaubliche Dinge aus, weil der Muth eines Einzigen, oder etlicher Wenigen, ſich Andern eben ſo mittheilt, wie die Zaghaftigkeit. Wenige, freiwillig das Gewehr ergreifende junge Männer von Anſehn, begeiſtern oft eine ganze Nation. Ein ganzer Ort, oder eine Familie, iſt über einen Unfall bis zur Erſchlaffung herabgeſunken; ein Einziger hebt den Muth und die Beſonnenheit wieder.

10) Muth iſt zur beharrlich-geduldigen Ertragung großer Leiden unentbehrlich. Ohne Muth gibt es keine wahre Geduld, denn dieſe muß nicht bloß leidend, ſondern auch thätig ſeyn. Wer den Muth nicht mehr hat, auch das noch Schlimmere zu ertragen, wird über dem was er ſchon tragen muß und aus Furcht vor der Zukunft ungeduldig. Ganze Armeen beſtätigten oft dieſe Wahrheit. — Beſteht das Leiden in einer Krankheit, ſo hilft oft keine

Arznei, weil die Todesfurcht ihre Wirkung ſtört. Soll die Heilung durch eine ſchmerzhafte Operation bewirkt werden, ſo ſträubt ſich die Furchtſamkeit und Unentſchloſſenheit ſo lange dagegen, bis die Verzweiflung zu ſpät den Entſchluß erpreßt. Mancher hatte nicht Muth genug ſich einen brandigen Finger abnehmen zu laſſen, und verlor darüber die ganze Hand.

11) Muth iſt an und für ſich ſchon ein hohes Lebensglück. Zaghaftigkeit und Kleinmuth ſind marternde, Muth und Entſchloſſenheit wohlthuende Gefühle.

IV. Wie aber erwirbt man ſich Muth?

1) Durch abſichtliche Uebung. Wer ſeinen Muth nicht eher übt, als bis Noth da iſt, der hat ihn ſelten in Bereitſchaft, wenn er ihn braucht.

Uebt euch alſo, meine Kinder, im Kampfe gegen Zaghaftigkeit und Kleinmuth! Ihr habt z. B. lächerliche Furcht vor der Nacht; — was wollt ihr freiwillig thun? oder wozu ſollten euch eure Aeltern mit Gewalt anhalten? — Ihr fürchtet euch auf ein Pferd zu ſitzen, oder euch nur demſelben zu nähern, auf eine Leiter zu ſteigen, auf einen Baum zu klettern u. ſ. w. Wollt ihr Zeit Lebens ſo zaghafte Memmen bleiben? Nein! Wagt es nur, ihr Knaben, mit gehöriger Vorſicht und unter guter Aufſicht; die Zaghaftigkeit wird ſich gewiß bald verlieren. — Seyd ihr ſchüchtern vor angeſehenen Perſonen, ſo daß ihr vor ihnen kaum einige Worte zu ſprechen wagt: — lernt der Schüchternheit zum Trotz eine ganze Erzählung auswendig und verſucht es, ſie in einer Schulprüfung zu declamiren ꝛc. ꝛc.

Uebt ihr überhaupt eure körperlichen und geiſtigen Kräfte, ſtärkt ihr dieſe und könnt ihr euch dann auf eure Gewandtheit verlaſſen, ſo bekommt ihr Selbſtvertrauen, und Selbſtvertrauen gibt Muth.

2) Sorgt aber auch dafür, daß ihr, beſonders bei allem was Muth fordert, das volle Recht auf eurer Seite habt. Das gab nicht nur Luthern hohen Muth vor dem Reichstage zu Worms; jeder Menſch fühlt ſich durch das Bewußtſein von ſeiner gerechten Sache oder ſeiner Unſchuld ermuthigt.

3) Verſchwiſtert ſich mit dieſem Bewußtſein das Vertrauen auf Gott, was könnte euch dann ſchrecken?

Faſſen wir nicht Muth in einer Streitſache oder Unternehmung, wenn wir den Landesherrn, oder einen andern viel vermögenden Mann zum Beiſtande haben? wird nicht eine ganze Armee ermuthigt, wenn ein erfahrner, tapfrer und berühmter Feldherr an ihre Spitze tritt u. ſ. w.? Sollte nicht die Ueberzeugung: „Gott iſt dein Beiſtand und dieſer kann die gerechte und gute Sache nicht fallen laſſen!“ dem Herzen weit höheren Muth einflößen? —

In dieſem Glaubensmuthe trat einſt Bonifaz ſeinen Mördern in Friesland entgegen, und Luther vor die hohe Verſammlung der Reichsſtände zu Worms, wie ihr nun in zwei merkwürdigen Bruchſtücken aus dem Leben dieſer Männer leſen ſollt.

13[a]) Bonifaz, oder der Gerechte iſt auch in ſeinem Tode getroſt.

Als ein Greis von vierundsiebzig Jahren entsagte der heilige Bonifaz *) seinem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz, um sein thatenreiches Leben mit eben dem gefahr- und mühevollen Geschäfte zu schlieſsen, an welches er die beſste

*) sonst Winfried genannt, geboren zu Kirton in England 680.

Kraft seiner Jugend gesetzt hatte. Sein fester Entschluſs war, die von Willibrord und ihm selbst schon längst begonnene Bekehrung der heidnischen Friesen an der Nord- und Süder-See zu vollenden; dann aber seinen Hirtenstab in dem berühmtesten aller von ihm gestifteten Klöster, in Fulda, niederzulegen.

Mit einem zahlreichen Gefolge von Welt- und Kloster-Geistlichen, von Aeltesten und Dienern, schiffte er sich im Jahr 754 nach Christi Geburt auf dem Rheinstrom ein und kam glücklich in Friesland an. Bald verwandelten sich unter ihm die meisten noch übrigen kleinen Götzentempel daselbst in Christenkirchen; in Utrecht blühte ein neues Bisthum auf, und mehrere Tausend, von ihm und seinen Gehülfen bekehrte und schon getaufte Bewohner des Landes, waren auf einen bestimmten Tag zur Firmelung beschieden.

Er erwartete sie in einem, auf freiem Felde, in der Gegend des heutigen Dokkums *), geschlagenen Lager. Kaum dämmerte die Morgenröthe des erwählten festlichen Tages (es war der erste, oder dritte des Junius 755), als schon eine ganze Menschenschaar dem Lager zuströmte. Das Gefolge des heil. Bonifaz bereitete sich zu ihrem freundlichen Empfang; aber welch ein unerwarteter Anblick! Es war nicht der Vortrab friedlichgesinnter und heilbegieriger Gläubigen, sondern ein wüthender Haufe heidnischer Barbaren, welche den Firmelchristen, mit Mordgewehren in der Faust, zuvorkamen.

Betäubt von Schrecken griffen sogleich die jüngern und dienenden Begleiter des heil. Bonifaz nach den Waffen, um sich und ihren geliebten Erzbischof gegen die feindliche

*) in Westfriesland, im jetzigen Königreiche der Niederlande

Uebermacht zu vertheidigen; dieser aber trat in dem Augenblicke, unerschrocken und hoher Würde voll, aus seinem Zelte hervor, versammelte die sämmtlichen Geistlichen und Aeltesten seines Gefolges um sich, und rief dann seinen rüstigen Vertheidigern zu:

„Laſst ab vom Streite! Legt die Waffen nieder!
„denn die Schrift sagt: vergeltet nicht Böses mit Bö-
„sem. Der Tag unsrer Auflösung ist da. Seyd stark
„in dem Herrn! Hofft auf Ihn, Er wird eure See-
„len erretten!“

Dann wandte er sich, einige Reliquien, die er bei sich zu führen pflegte, emporhebend, an seine geistlichen Gefährten:

„Seyd getrost, meine Brüder!“ rief er aus. „Zittert
„nicht vor denen, die den Leib tödten; aber die ewig
„bleibende Seele nicht zu tödten vermögen. Freuet
„euch in dem Herrn; auf Ihn werfet die Anker eurer
„Hoffnung; Er wird euch den Lohn eurer Treue, ei-
„nen Sitz anweisen unter den seligen Engeln. Lasse
„Keiner von euch sich täuschen von diesen Heiden,
„durch etwa verheiſsene Verschonung. Sterbet den
„plötzlichen Tod, auf daſs ihr ewig mit Christo re-
„giert.“

Kaum hatte er diese ermuthigenden Worte vollendet, da stürzten die bewaffneten Barbaren über die Heiligen los und befleckten sich mit ihrem Blute. Sie plünderten das Lager, traten die gefundenen Bücher in den Staub und theilten die Beute.

Die Christen der Umgegend und die zur Firmelung Herbeiwallenden hörten mit Entsetzen den schmählichen Tod des groſsen Mannes, vereinigten sich zu einem Heere, überfielen die Mörder, schlugen sie, und was von denselben dem Tode entrann, lieſs sich taufen.

Bonifazens Leiche wurde nach Utrecht gebracht und feierlich beigesetzt. Nicht ohne Schwierigkeit überließs der dasige Bischof die theuren Ueberreste dem Nachfolger des Ermordeten, dem Erzbischofe Lullus in Mainz, welcher sie wie einen Schatz aufbewahrte, bis sie endlich der, von Bonifaz selbst zur letzten Ruhestatt erkorenen, Abtei zu Fulda ausgehändigt wurden.

13 b) Luther.

Wer kann Luthers muthvolle Worte, die in folgender Erzählung vorkommen, mit Kraft und Entschlossenheit nachsprechen?

Als Luther im Jahr 1521 nach Worms auf den Reichstag gefordert war, geriethen alle seine Freunde in ängstliche Besorgniſs, wegen des ihm bevorstehenden Schicksals. Franz von Sickingen, ein edler Ritter, bot ihm sein Schloſs Ebernburg zur Freistatt an. Luther antwortete mit Entschlossenheit: Ich bin von dem Kaiser nach Worms, und nicht nach Ebernburg gefordert!

Auf dem Wege erfuhr er in Weimar, daſs ein kaiserliches Verdammungs-Urtheil schon gegen ihn ausgesprochen sey. Der ihn begleitende kaiserliche Herold fragte ihn also: Herr Doctor, wollt Ihr nun doch fortziehen? Ja! versetzte Luther. Ob man mich gleich in den Bann gethan, und es in allen Städten bekannt gemacht hat, so will ich doch fortreisen und mich an das kaiserliche Geleit halten.

In der Nähe der Reichstags-Versammlung erhielt er zu Oppenheim noch Briefe aus Worms, von seinem Freunde Spalatin, der ihn ernstlich zum Umkehren ermahnte und ihn an Hussens und anderer Reformatoren Schicksal erinnerte. Luther schrieb ihm dagegen: Ich bin citirt und werde mich stellen, wären auch in Worms so

viele Teufel, als Ziegel auf den Dächern! Und so blieb er standhaft bei dem, was er schon in Wittenberg gesagt hatte: Wenn meine Feinde ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis zum Himmel reichte, so wollt' ich gehen im Namen des Herrn, und Jesum Christum bekennen!

Also langte er unter einem Zudrange von mehr als 2000 Menschen in Worms an. Als er vor den Verhörsaal kam, wo Kaiser Karl der Fünfte mit 7 Churfürsten, 24 Herzogen, 8 Markgrafen, mehr als 30 Bischöfen und einer Menge reichsständischer Abgeordneten versammelt war, klopfte ihm der berühmte General Freundsberg, welcher die kaiserliche Leibwache kommandirte, auf die Schulter, mit den Worten: Mönchlein, Mönchlein! du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberste, auch in der ernstlichsten Schlachtordnung, nicht gethan haben. — Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiſs: so sey getrost und fahre in Gottes Namen fort. — Ja, im Namen Gottes! versetzte Luther, und kühnen Muthes trat er in die glänzende, für ihn gröſstentheils furchtbare Versammlung. Auf die Frage: ob er bereit sey zu widerrufen, antwortete er mit vestem Tone: Wer mich eines Irrthums durch die Bibel zeihen kann, dem will ich antworten und dann widerrufen. Wo dieſs nicht geschieht, so will ich bei meinem Glauben beharren bis ans Ende! — Da der Canzler noch eine rundere und deutlichere Antwort forderte, sprach Luther: Nun wohlan, so will ich denn eine Antwort geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll:*)

*) D. i. welche weder stöſsig noch beiſsig seyn, also Niemand beleidigen soll.

Dem Papste und dem Concilium glaub' ich nicht; überführt bin ich nicht; widerrrufen kann ich nicht. Hier steh' ich; ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen.

Selbst der Kaiser, sein Feind, muſste bekennen: Wahrlich, der Mönch redet unerschrocken, und mit getrostem Muthe!

Auf dem Rückwege nach seinem Quartiere sagte Luther noch zu seinem Freunde Spalatin: **Und wenn ich tausend Köpfe hätte: so wollt' ich sie lieber abhauen lassen, als einen Widerruf thun!**

Bisher, l. K., war nur vom hohen Werthe des Muthes in weltlichen Dingen die Rede. Bonifaz und Luther erinnern uns auch an den hohen Werth des Muthes in geiſtlichen Angelegenheiten. Leider! aber iſt der Muth faſt in keinem Stücke ſo ſchrecklich gemißbraucht worden, als in Angelegenheiten der Religion.

1) Schrecklicher Mißbrauch des Muthes iſt es, wenn wir unſern Glauben, ſo wahr und beglückend er auch immerhin ſeyn mag, Andern mit Feuer und Schwert aufdringen, und den ihrigen durch gleiche Mittel austilgen wollen. — Wenn Karl der Große die heidniſchen Sachſen durch Waffen zu bekehren ſuchte, wenn die Spanier, nach Amerika's Entdeckung und Eroberung, die heidniſchen Indier zugleich mit dem Heidenthume auszurotten, wenn Chriſten ihre Mitchriſten, um abweichender Meinungen willen, mit dem Schwerte und allen Greueln der Unmenſchlichkeit verfolgten, wie Ludwig XIV. die Proteſtanten im ſüdlichen Frankreich: ſo iſt es unſinniger Mißbrauch des Muthes. — Warum unſinnig? — Läßt

ſich wohl der Glaube durch Verfolgung und Waffengewalt erzwingen oder vertilgen? Was ſagt Paulus (Röm. 10, 2.) über dieſe Art von Religions-Eifer? Wollte Jeſus die Samariter durch Feuer vom Himmel verzehren laſſen, als ſie ihn und ſeine Jünger nicht aufnahmen? (Luk. 9, 52—56.)

2) Vernünftig und edel iſt dagegen der Muth, mit welchem wir unſern eigenen Glauben nicht nur bekennen, ſondern auch (und wär' es mit Aufopferung unſres Lebens) gegen Widerſacher vertheidigen.

Dieſem Muthe verdanken wir die Gründung und Ausbreitung unſrer Religion. Denken wir uns den Stifter derſelben eben ſo weiſe, eben ſo edel und fromm, als er wirklich war; aber muthlos —, würde ihn nicht Menſchenfurcht vom Bekenntniſſe der von ihm erkannten und tief gefühlten Warheit zurückgehalten haben? Hätte er nicht Muth genug gehabt, für ſie auch ſein Leben zu laſſen, würde er nicht wenigſtens, als ſich Verfolgungen gegen ihn erhoben, geſchwiegen, oder gar widerrufen haben?

Welch muthiger Entſchluß war auch von Seiten ſeiner Jünger erforderlich, um hinzugehn in alle Welt und alle Völker zu lehren! Haltet ihr es für etwas Kleines, Hab und Gut und Gewerbe, Vaterland und Verwandtſchaft, Freiheit und Leben dem offenen Bekenntniſſe und der Weiterverbreitung des religiöſen Glaubens aufzuopfern?

Von den Apoſteln ſelbſt kam zwar keiner zu unſern deutſchen Vorältern. Bonifaz *) aber, von dem ihr geleſen habt, wurde für uns das, was die Apoſtel des Herrn für andre Länder waren, daher man ihn auch den Apoſtel der Deutſchen zu nennen pflegt. Zwar war er nicht der einzige und nicht ein-

*) S. den VI. Band der erſten Auflage des Handbuchs, S. 49—54

mal der erſte Heidenbekehrer, der, aus gleicher Heimath kommend, zu unſern Voraͤltern das Chriſtenthum brachte. Columban und Gallus erſchienen in Deutſchland ſchon im J. 610, Kilian, Colonat und Totnan im J. 680, Bonifaz erſt im J. 718; keiner aber wirkte mit ſo durchgreifendem Erfolge wie der letztgenannte. *) Um jedoch recht zu fuͤhlen,

*) Hier kann eingeſchaltet werden, daß Bonifaz und ſeine Landsleute vorzuͤglich zu Heidenbekehrern in Deutſchland geeignet waren, weil ſie die deutſche Sprache redeten. Wie kam aber dieſe nach England? — Die Bewohner des ſuͤdlichen Theils der Inſel Großbrittannien (des jetzigen Englands) wurden im fuͤnften Jahrhundert von den ungeſchlachten Bewohnern des rauhern noͤrdlichen Theiles, von den Schotten, welche das mildere, fruchtbarere und ebenere Land zu erobern ſuchten, ſchrecklich bedraͤngt, ſo daß ſelbſt die in Waffen geuͤbten Roͤmer, welche ſchon im erſten Jahrhundert unſrer Zeitrechnung das jetzige England zu einer roͤmiſchen Provinz gemacht, mit Kriegsvoͤlkern beſetzt und endlich auch zum Chriſtenthume bekehrt hatten, nicht widerſtehn konnten und das Eiland verlaſſen mußten. Unvermoͤgend, ſich ſelbſt zu helfen, riefen nun die bedraͤngten chriſtlichen Britten ein kriegeriſches deutſches Volk, die heidniſchen Angel-Sachſen, zur Huͤlfe, welche in den Gegenden der Elbe bis an die Nordſee hin wohnten. Unter zwei Anfuͤhrern (Hengſt und Horſt) landeten, der Einladung zu Folge, zwei Horden dieſes tapfern deutſchen Volkes im Jahre 449 an Brittanniens Kuͤſten und ſchlugen die Schotten in ihre Gebirge zuruͤck. Kaum aber hatten ſie das ſogenannte Altbrittannien von den benachbarten Feinden befreit, als ſich auf einmal die Beſchuͤtzer des Landes in Herren deſſelben verwandelten, eine Menge Landsleute nach ſich zogen, ſieben kleine Koͤnigreiche gruͤndeten und die alten Britten in das Koͤnigreich Wales (welches daher heute noch, neben England, als ein beſonderes Koͤnigreich genannt wird) zuruͤck draͤngten. Die von ihnen eingenommenen Laͤnder aber erhielten von ihnen nicht nur ihren Vaterlands-Namen (Land der Angeln oder Angelland, Aengland, England), ſondern auch ihre vaterlaͤndiſche Sprache;

welcher Muth zu ſeinem Unternehmen gehörte, müſſen wir uns ganz in ſeine Lage verſetzen. Wie würde es uns zu Muthe ſeyn, wenn wir, gleich ihm, ein bequemes, friedliches und mit der Ausſicht auf ein glänzendes Schickſal verbundenes Leben unter angeſehenen Verwandten und Jugendfreunden, verlaſſen ſollten, um jenſeit des Meeres unter einem rohen Volke und in einer Art von Wildniß das höchſt beſchwerliche Geſchäft der Heidenbekehrung zu übernehmen? Und wer könnte ſich wohl entſchließen, einen mühſam erworbenen erzbiſchöflichen Sitz in einem Alter von 74 Jahren wieder zu verlaſſen, um noch einmal das Leben für die Religion zu wagen? — Und ſeht, das that Bonifaz, der Britte, während die am jenſeitigen Ufer des Rheines wohnenden Chriſten, welche nur durch einen Strom und durch kein Meer von ihren noch in Finſterniß lebenden Mitbrüdern getrennt waren, nicht Muth und Eifer genug hatten, ein Gleiches zu thun.

---

daher auch heute noch das Engliſche viele Verwandtſchaft mit dem Deutſchen hat. Indeß war leider! mit den neuen Anſiedlern auch das Heidenthum, welches früher, unter der Herrſchaft der Römer, dem Chriſtenthume Platz gemacht hatte, nach England zurückgekehrt. Am Ende des ſechsten Jahrhunderts aber vermählte ſich einer der ſieben Könige Ethelbert, das Oberhaupt der ſechs übrigen, mit einer chriſtlichen Prinzeſſin, welche ſich bei ihrer Vermählung die Beibehaltung und freie Ausübung ihres chriſtlichen Glaubens ausbedungen hatte. Dieſen Umſtand benutzte der damalige Papſt, und ſchickte eine ganze Schaar deutſch ſprechender Mönche dahin, um die heidniſchen, in England angeſiedelten Angelſachſen zu bekehren. Der Erfolg war ſo glücklich, daß König Ethelbert im J. 599 ſich ſelbſt taufen ließ, und ſeine Mitkönige und das ganze Volk ſeinem Beiſpiele folgten. Eine Menge Klöſter erhoben ſich nun, und aus einem derſelben ging Bonifaz hervor, um auch ſeine Voraltern in Deutſchland zu bekehren.

Noch größer und muthvoller erſcheinen uns die eigentlichen Apoſtel Jeſu. Das kirchliche Oberhaupt derſelben war am Kreuze geſtorben; kein Papſt, kein Erdenfürſt nahm ſich ihrer, wie des Bonifacius, an. Ihnen waren keine hohen kirchlichen Würden, wie dieſem, verheißen; ſie erhielten keine Schenkungen zur Gründung ihrer Kirche, wie dieſer; ſie hatten, wie ihr Meiſter, nicht ſo viel Eigenthum, wo ſie ihr Haupt hinlegten, und doch — welcher Glaubensmuth entflammte ſie! Welch' heldenmüthige Standhaftigkeit zeigte Paulus (Apoſt. Geſch. 21, 13), als ihn ſeine Freunde, wegen der ihm bevorſtehenden Lebensgefahr, von Jeruſalem abhalten wollten, und welch unerſchütterliches Vertrauen drückt er im 6. Kap. ſeines 2. Br. an die Korinther aus!

„Bedrücken kann man uns, nicht unterdrücken;
Verlegen machen, doch nicht zur Verzweifelung
Uns bringen; uns verfolgen, nicht erreichen;
Uns niederwerfen, aber nicht vernichten!

Wir treiben Gottes Werk und dulden muthig
Des Lebens Drangſal, jede Angſt und Noth.
Mißhandelt, eingekerkert, weggebannt
Von Ort zu Ort; bei Müh' und Arbeit oft
Der Nothdurft ſelbſt entbehrend, halten wir
An Tugend, Wahrheit, Lieb' und Sanftmuth veſt,
Mit dieſen Waffen jedem Kampf gerüſtet.

Durch Ehr' und Schande, gut und bös Gerücht
Geht unſer Weg. Sie ſchelten uns Verführer,
Weil wir der Wahrheit treu ſind. Uns verkennt
Die Welt; doch Gott ſind wir bekannt. Sie wähnt
Uns ſterbend; aber unſer innres Leben
Blüht doch in voller Kraft! Wir ſcheinen traurig
Und ſind in uns ſo fröhlich; ſcheinen arm

Und machen Andre reich; nichts ſcheint uns übrig
Und — unſer iſt die Welt!“ ...

War es nicht gleicher Muth, der unſern Luther vor der hohen Reichstags-Verſammlung in Worms beſeelte?

„Frei ſtand er da in ſeiner deutſchen Kraft,
Nicht achtend der Verläumdung gift'ge Zungen.“

Hunderte ſeiner Zeitgenoſſen hatten die Mißbräuche der römiſch-katholiſchen Kirche ſo gut wie er eingeſehen und beklagt; aber der Muth zum lauten und öffentlichen Bekenntniſſe fehlte ihnen. Seit Huſſens Märtyrertode war keiner mehr mit gleicher Standhaftigkeit wie Luther, wenigſtens keiner mit gleichem Glücke, gegen das kirchliche Verderben ſeines Zeitalters aufgeſtanden; Luthers Beiſpiel aber entflammte Tauſende zu gleichem Muthe, und nach langem Kampfe gewann endlich die Freiheit des Glaubens den Sieg.

Doch — davon wird im Confirmanden-Unterrichte das Weitere vorkommen!

Es folgt nun der ſpottende Ton.

Der Spötter redet ganz anders als ihm zu Muthe iſt und nimmt daher bald dieſen, bald jenen Ton an, je nachdem er zu ſeiner Abſicht, etwas lächerlich zu machen, am beßten paßt. Es läßt ſich daher im Allgemeinen wenig über den ſpottenden Ton ſagen; in der Regel aber übertreibt der Spötter den angenommenen Ton und begleitet dieſen gewöhnlich mit Mienen, die mehr ſagen, als die gebrauchten Worte. Laßt mich ſtatt aller Vorrede, euch lieber im ſpottenden Tone vorleſen, was im Denkfreunde folgt.

VI. Der spottende Ton.

14) Die Schadenfreude.

(Therese weint in einer Kammer, wohin der Vater sie wegen einer Unart gesperrt hat. Bruder Leopold kommt vor die Thür, lauscht eine Zeitlang und weint ihr dann spottend nach.)

Therese. (ihn an der Stimme erkennend.) Ach Leopold! Wie kannst du so grausam seyn?

Leopold. Grausam? wie? was? warum? Ich helfe dir singen. Fahr fort; das Liedchen geht hübsch! Ich secundire.

Therese. Nun gut! auch an dich wird die Reihe kommen. Jetzt aber schaffe mir lieber ein Buch. Ich sterbe vor langer Weile.

Leopold. Ei, wozu ein Buch? Hast du nicht das mildheimische Liederbuch sammt den Noten bei dir?

Therese. Ja, wenn ich das hätte, wollt' ich dir kein gutes Wort geben, du garstiger Schadenfroh!

Leopold. Hast du nicht eben nach Noten gesungen? Freilich hast du das Liederbuch; ich hörte ja deutlich, daſs du daraus sangst. Ah, die scharmanten Triller!

Therese. Ach, das meschante Herz!

Leopold. Ach das undankbare Herz! Sing' ich mich fast heiser, dir zu lieb, und dafür nennst du mich einen meschanten Menschen? — Doch, ich bin groſsmüthig, und singe gleichwohl den zweiten Discant.

Vater (der ihn belauscht hat, im Hervortreten:) Und ich den Baſs, so gibt es ein Trio. (mit zürnendem Blicke gegen Leopold) Deine Schwester nannte dich einen abscheulichen Menschen, und der bist du auch! Was ist abscheulicher, als Schadenfreude? (die Kammer öffnend) Komm

heraus, Therese, du hast für deinen Fehler durch deines Bruders Bosheit genug gebüſst. Du aber, häſslicher Mensch, flugs in die Kammer und mir drei Tage lang nicht vor's Gesicht!

Therese. Ach, Vater! Leopold hat es wohl nicht überlegt! — Darf ich für ihn bitten?

Vater. Keine Fürbitte! so viel Ehre sie auch deinem Herzen macht. Wer sich nicht im Geiste in die Stelle des Weinenden versetzt, verdient in seine Lage wirklich versetzt zu werden.

Der Vater ging und hielt Wort. Leopold durfte, nachdem er drei Stunden im Arreste zugebracht hatte, seinem Vater drei Tage lang nicht vor die Augen. — That der Vater wohl recht?

Materialien zu einer Katechiſation über die Spottſucht.

Leopold verſpottet ſeine eingeſperrte Schweſter Thereſe. Der Vater belauſcht ihn und wird über ſeine Schadenfreude ſehr aufgebracht. Vielleicht war es mehr Spottſucht als Schadenfreude. Gar viele ſonſt gute Menſchen können vermeintlich witzige Einfälle nicht zurückhalten, und überlegen, vor lauter Begierde witzig zu ſeyn, nicht, wie ſehr ſie dadurch kränken oder ſchaden. Wir wollen alſo das, was der Vater für Schadenfreude bei ſeinem Leopold hielt, bloß für Spottſucht nehmen.

I. Was heißt ſpotten?

Wenn Jemand die Meinung der Juden, daß ſie kein Schweinefleiſch eſſen dürfen, als irrig widerlegte, wenn er zeigte, warum Moſe das Gebot gegeben habe, und warum es die unter uns zerſtreute Juden nicht mehr angehe; könn-

ten wir wohl ſagen, daß er den Glauben der Iſraeliten verſpotte? — Machte er aber die erwähnte Meinung lächerlich, ſteckte er, poſſenhafter Weiſe, einem Juden dergleichen Fleiſch heimlich in die Taſche ꝛc., wie würden wir das nennen? — Spott! —

Zeigte ich einem Stammler, wie übel ihm ſein immerwährendes Stocken und Wiederholen der Sylben anſtehe, und wie er es machen müſſe, um des Fehlers los zu werden; würde man das Spott nennen? Nein! — Stammelte ich ihm aber, um ihn lächerlich zu machen, nach, dann würde es —? Spott ſeyn.

Spotten heißt demnach: lächerlich machen.

Spötteln zeigt eine etwas mildere und verſtecktere Art des Lächerlichmachens an.

Spottſucht iſt der heftige Hang zur Spötterei, welcher ſich beſonders dadurch zeigt, wenn man ſo recht abſichtlich überall Stoff und Gelegenheit zum Spott ſucht.

II. Wie äuſſert ſich die Spottſucht?

1) Bloß durch ſpottende Mienen und Zeichen, dergleichen gar häufig junge Leute ſich ſelbſt gegen das ehrwürdigſte Alter erlauben.

2) Durch förmliches Verlachen, was den Spott auf eine noch ungezogenere Weiſe ausdrückt.

3) Durch Spottreden. Gewöhnlich lobt oder vertheidigt man das, was man verſpotten will, mit zweideutigen Ausdrücken. „Verſucht doch einmal meinen vierzigjährigen Wein!" ermahnte ein alter Römer ſeine Gäſte. Einer derſelben (Cicero) trank, fand den Wein ziemlich jung und ſagte: fürwahr, der Wein hat ein recht friſches und jugendliches Alter! — Eben dieſer ſah einmal ſeinen Schwiegerſohn, ein kleines Männchen, Namens Lentulus,

mit einem großen Degen an der Seite. Wer mag wohl meinen Schwiegerſohn, fragte er, an das Schwert angebunden haben?

Der Spötter ſtellt ſich übrigens meiſtentheils um ſo ernſthafter, je mehr er es aufs Lächerlich-machen anlegt, und am dummſten, wenn er das Witzigſte ſagt.

4) Man verſpottet aber nicht nur durch Worte, ſondern auch durch Spottbilder, dergleichen die neuere Zeit, beſonders in England, Frankreich und Deutſchland, in Menge hervorgebracht hat.

5) Durch verſpottende Handlungen, wie z. B. die Kinder im Denkfreunde ihren Bruder über ſeine Langſchläferei durch das Anbinden an einen großen Stein zum Spott machten. (Nro. 10.)

6) Durch ſpottende Nachahmung fremder Geſichtsverzerrungen, Gebehrden, Spracheigenheiten, körperlicher Gebrechen ꝛc. Iſt euch der Unfall eines Knaben, der eines Hinkenden durch Gebehrden ſpottete, bekannt? — „Nein!“ — Nun ſo laßt euch erzählen:

Ludewig, ein Bauernknabe, verſpottete einſt auf der Straße einen Hinkenden, indem er hinter ihm her ſchlich und deſſen Gang nachahmte. Aus Furcht, von dem Hinkenden bemerkt und gezüchtigt zu werden, ſah er aber mehr auf dieſen, als auf den Weg, fiel auf einen Stein und beſchädigte ſich an der Seite. Die Zuſchauer, welche den Fall für unbedeutend hielten, lachten den bösartigen Spötter aus, indeß ihn der Hinkende (der von dem Allen, was hinter ſeinem Rücken vorgegangen war, nichts wußte) mit großer Beſorgniß aufhob. Ludewig ſchämte ſich und verbarg ſeinen Schmerz, ſo gut er konnte. Nach mehreren Wochen verlor ſich zwar der Schmerz allmählig; aber — welch ein Schrecken für ihn und ſeine Aeltern! — Von der Zeit an

zeigte ſich ein Höcker an der beſchädigten Seite. Man gebrauchte den Wundarzt; aber vergeblich! Ludewig wurde in etlichen Jahren ſo ausgewachſen, daß er keiner ſchweren Arbeit vorſtehen konnte. Aus Mitleid trug ihm die Gemeine das Amt eines Tagwächters auf. So oft er nun umherziehende Bettler aus dem Dorfe jagte, mußte er von ihnen die boshafteſten Spottreden über ſeine Gebrechlichkeit hören. — Ach Gott! ſagte er dann oft bei ſich ſelbſt, das habe ich in meiner Jugend an einem unglücklichen Hinkenden verſchuldet! —

Dieſer Mann trieb, als Knabe, ſo recht eigentlich ſeinen Spott hinter dem Rücken des Hinkenden.

Ueberhaupt wird über die Menſchen mehr hinter dem Rücken als ins Angeſicht geſpottet.

III. **Ueber welche Gegenſtände pflegt man zu ſpotten?**

Leider! beinahe über alle. So ſollte es nicht ſeyn! Nur Thorheit, nur das Lächerliche darf in manchen Fällen lächerlich gemacht werden. Euer eignes Gefühl hat euch gewiß geſagt, daß der Spott über den Hinkenden, von welchem ich euch erzählt habe, abſcheulich war. Und was würdet ihr dazu ſagen, wenn ich euch die Geſchichte eines Einbruchs, die Mißhandlung der Beſtohlnen, ihren Verluſt und Jammer mit ſcherzhaften Anmerkungen erzählte? — Man darf alſo nicht über Alles ſpotten.

Was Abſcheu, oder Mitleid, was Beifall oder ernſte Widerlegung, oder freundliche Zurechtweiſung verdient, was gut gemeint war und nur mißlungen iſt ꝛc., ſollte ſchlechterdings nicht verſpottet werden.

Die Spottſucht aber vergreift ſich an Allem. Nicht nur über das Lächerliche, ſondern auch über das Allerverſtändigſte, Beßte und Heiligſte wird geſpottet. Es iſt kein

Narr ſo groß, ſagt das Sprüchwort, er findet einen noch größern, der ihn bewundert; aber es iſt auch kein Weiſer ſo groß, er findet einen Thoren, der ihn verlacht.

Als Copernikus die Behauptung äuſſerte, daß die Sonne im Mittelpunkte ihrer Planeten ſtehe und die Erde ſich um dieſelbe herum ſchwinge, wurde er von den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen als ein Wahnwitziger verſpottet. — Ueber die Lautirmethode beim Leſe-Unterrichte hört man noch immer ſogar von Schullehrern ſpotten. — Ueberhaupt kommt ſelten etwas Neues und Beßres auf, das nicht lächerlich gemacht würde.

Selbſt die Religion Jeſu wurde und wird noch, Trotz ihrer Vortrefflichkeit und Wohlthätigkeit, von Tauſenden zur Zielſcheibe des ſpottenden Witzes gebraucht.

IV. Die Quellen der Spottſucht ſind:

1) Die eben genannte Unwiſſenheit; denn nicht ſelten findet man das, was man nicht verſteht, lächerlich.

2) Der Leichtſinn, welcher faſt Alles entweder auf der lachenden oder auf der lächerlichen Seite anſieht. So fand Leopold in der Beſtrafung ſeiner Schweſter nichts Ernſtes, und in ihrem Kummer darüber nichts Bemitleidenswerthes, ſondern — etwas Lächerliches.

3) Begierde, ſeinen Witz zu zeigen und eine Geſellſchaft zu beluſtigen, ſey es auch auf Koſten fremder Ehre und deſſen, was Andern lieb und heilig iſt.

4) Neid und Mißgunſt. Aus dieſer Quelle floß wohl Ismaels Spott über die Vater- und Mutterfreude Abrahams und ſeiner Sarah (1 Moſ. 21, 9.). Eben ſo machen viele Tauſende das Glück und die Vorzüge Anderer bloß darum lächerlich, weil ſie ihnen dieſelben und den erworbenen Beifall nicht gönnen.

5) Haß und Rachſucht. In dieſem Falle hört man nicht nur über fremde Vorzüge und fremdes Glück, ſondern ſogar über das größte Unglück des Mitmenſchen ſpotten, wovon uns die Leidensgeſchichte Jeſu das allerauffallendſte Beiſpiel gibt.

6) Schadenfreude. Neid und Mißgunſt ſpotten über fremdes Glück; die Schadenfreude (eine Tochter des Neides und der Mißgunſt) ſpottet über fremdes Unglück, und findet nicht nur gegen diejenigen Statt, welche man haßt, ſondern auch gegen Perſonen, von denen man nie beleidigt worden iſt; ſogar gegen Wohlthäter. Dieſen abſcheulichen Sinn vieler Menſchen bezeichnet das Sprüchwort: Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht ſorgen.

V. Verwerflichkeit der Spottſucht.

A. Schon die Quellen der Spottſucht beweiſen ihre Verwerflichkeit.

Indeß iſt doch nicht aller Spott verwerflich. Es gibt auch einen gutmüthigen Spott, d. h. einen, der die gute Abſicht hat, Thorheiten auszurotten. Gegen Thorheiten gibt es keine kräftigere Purganz, als den Spott; aber

a) der gutmüthige Spötter ſpottet lieber im Allgemeinen über ſpottwürdige Handlungen, als über den, der ſie begeht;

b) der gutmüthige Spötter ſpottet wenigſtens, wenn er Perſonen namentlich angreift, nicht gern vor Zeugen, ſondern lieber unter vier Augen, um das Lächerliche dem, der es an ſich hat, ſelbſt lächerlich zu machen, ohne ihm bei Andern durch Herabſetzung zu ſchaden;

c) der gutmüthige Spötter ſucht überhaupt nicht tief zu verwunden, ſondern nur ein verſchmerzliches Jücken zu erregen;

d) er ſpottet nie über das, was Andern ehrwürdig und heilig iſt, wenn es auch ihm ſelbſt lächerlich vorkommen ſollte; alſo nie über Religions-Angelegenheiten. Er neckt und verſpottet z. B. den Juden nicht mit ſeiner Speiſewählerei ꝛc.;

e) er ſucht überhaupt nicht gefliſſentlich Gelegenheit zum Spott — er iſt nicht ſpottſüchtig.

B. Die Spottſucht iſt aber nicht nur wegen ihres Urſprungs, ſondern auch wegen des Schadens, den ſie anrichtet, verwerflich.

1) Sie iſt ſchädlich für den Spötter ſelbſt; denn

a) indem er Andere lächerlich machen will, macht er oft ſich ſelbſt zum Geſpötte.

Läßt er ſeinen Witz gegen einen ganz Dummen ſpielen, ſo kommt er mir eben ſo lächerlich vor, als Einer, der ſeinen Muth und ſeine Stärke zeigen wollte, indem er ein ſchwaches Kind mit Rippenſtößen mißhandelte.

Verſieht er ſich an dem, welchen er verſpotten will, iſt dieſer witziger, als er glaubte, ſo wird er gewöhnlich mit gleicher und oft mit noch klingenderer Münze bezahlt. Es wird auf Seine Koſten gelacht.

Nicht ſelten kommt auch ſeine Unwiſſenheit dadurch an den Tag, daß er über das wirklich Weiſe und Gute ſpottet und mit Gründen zum Schweigen gebracht wird. Ueber das, was man nicht verſteht, ſoll man nicht urtheilen, noch viel weniger ſpotten.

b) Der Spottſüchtige erregt aber auch Mißtrauen gegen ſeinen Charakter und macht ſich ſelbſt eine Menge Feinde, ſogar unter denen, welche ſeine Spöttereien belachen; denn „der Spötter iſt ein Greuel vor den Leuten.“ (Sprüche Sal. 24, 9.)

Selbſt der gutmüthige Spötter wird oft für bösherzig gehalten; den beiſſenden und bösmüthigen aber flieht und haßt Jedermann. Mancher rennt, wie Ismael, durch Spottſucht ins Unglück und hat nicht einmal den Troſt, bedauert zu werden.

c) Der Spottſüchtige verdirbt wirklich ſeinen ganzen Charakter. Durch das Haſchen nach Stoff zu Spöttereien wird er tadelſüchtig, ungerecht, unbillig und unreligiös. Ihm ſind ein Paar witzige Einfälle lieber, als Gott und Mitmenſch.

d) Als Religionsſpötter bringt er ſich überdieß ſelbſt um die kräftigſten Antriebe zum Guten und um die bewährteſten Troſtgründe im Unglücke.

2) Die Spottſucht iſt aber auch höchſt nachtheilig für Andere.

a) Anſtatt ſie zu beſſern, kränkt und erbittert man ſie durch beleidigenden Spott. Spott thut weher als der gründlichſte Tadel. Seyd alſo ja nicht bitter, wenn ihr, um Andre zu beſſern, ſpotten wollt!

b) Durch Spott verleidet man nicht ſelten ſehr gutmüthigen Menſchen, was ihnen viel unſchuldige Freuden gemacht hatte, z. B. die Freude über ein Hausgeräth, ein Kleidungsſtück, eine Gartenanlage, eine Kunſt u. ſ. w.

c) Betrifft der Spott Schaden und Unglück des Nächſten, ſo iſt er wahre Grauſamkeit. David kannte kein größeres Unglück als die Freude Andrer über ſein Unglück (Pſ. 13, 5. 25, 2. 35, 25 u. 26 u. a. a. O.). Einem betrübten Herzen mache nicht mehr Leides, ſagt Sirach (Cap. 4, 3.).

d) Durch Spott bringt man den Verſpotteten oft um alle Achtung und ſetzt ihn auſſer Stand, des Guten ſo viel

zu ſtiften, als er auſſerdem gekonnt hätte. Ein bloßer Ekelname hat oft ſchon dieſe Folgen. — Geſetzt, es machte mich auch der elendeſte Witzling vor euern Ohren lächerlich: ſo würden Viele von euch von Stund an alles an mir lächerlich finden und mein Lehramt wäre halb verloren an ihnen.

e) Betrifft der Spott Staat oder Religion, ſo iſt er in vorzüglich hohem Grade ſchädlich.

Wer über landesherrliche Verordnungen und Anſtalten ſpottet, verſchließt auch den beßten allen Eingang in manche Gemüther. Wer der Religion, der religiöſen Gebräuche und des religiöſen Sinnes ſpottet, reißt dadurch oft mehr ein, als alle gute Menſchen durch Ernſt, Ermahnung und Beiſpiel wieder aufzubauen vermögen.

Wie Manchem wird ein Sitten- und Troſtſpruch bloß dadurch verleidet, daß ein Spötter einen lächerlichen Nebengedanken daran knüpft! Wohl dem, ſagt David, der nicht wandelt im Rathe der Gottloſen und nicht ſitzt, da die Spötter ſitzen! (Pſ. 1, 1.)

f) Durch Verſpottung drückt man endlich den Schwachen oft ſo zu Boden, daß er alles Selbſtvertrauen verliert. Ja es gibt nicht wenig Fälle, daß Menſchen durch Verſpottung und Für-Narrenhalten wirklich zu Narren geworden ſind.

VI. Zum Schluſſe laßt uns noch von dem Worte Spott die ſinnverwandten Wörter aufſuchen und ihre Bedeutung genauer beſtimmen!

1) **Scherz — Spaß.** Der Scherz will bloß beluſtigen; der Spaß will Lachen erregen; der Spott hingegen will lächerlich machen. Er legt es nicht auf das Belachen, ſondern aufs Verlachen an.

2) Hohn will nicht bloß lächerlich, ſondern auch verächtlich machen. Er iſt ein mit Verachtung verbundner und auf Verachtung abzielender Spott.

3) Aufziehen unterſcheidet ſich vom Spott in gedoppelter Hinſicht.

a) Spotten kann ich auch hinter dem Rücken, auch bloß in Gedanken; aufziehen kann ich nur ins Angeſicht deſſen, dem es gilt.

b) Spotten kann ich über alles, auch über Sachen; aufziehen kann ich nur Menſchen.

c) Uebrigens will Aufziehen auch etwas weniger ſagen als ſpotten. Aufziehen läßt ſich Mancher, ohne erbittert zu werden; aber nicht verſpotten. (Anſtatt aufziehen ſagt man auch ſchrauben.)

4) Aufhalten (ſich über etwas) muß eben nicht mit Spott verbunden ſeyn. Es kann auch in ganz ernſten Ausdrücken geſchehen und iſt gleichbedeutend mit tadeln.

5. Necken. Der Necker will durch kleine Beleidigungen zu einem kleinen Unwillen reizen; der Spötter will lächerlich machen.

Selbſt kleine Kinder, die noch nicht ſpotten können, necken ſich unter einander, indem eines das andre heimlich zupft, ihm etwas heimlich aus der Taſche nimmt oder in die Taſche ſchiebt, ihm etwas anhängt, oder ihm etwas verſteckt u. ſ. w.

Uebrigens gilt vom Necken zum Theil eben das, was ich vom Aufziehen geſagt habe. Man kann keinen Abweſenden necken; man kann nicht den Glauben, die Staatsverfaſſung, Landesſitten und Landestrachten ꝛc., ſondern nur empfindende Weſen necken. — Necken kann ich endlich auch ganz kleine Kinder, ſogar Thiere; aber nicht aufziehen, weil ſie das Aufziehen nicht verſtehen. (Der oberdeutſche Aus-

druck foppen wird ſowohl vom Necken als vom Aufziehen gebraucht.)

6) Zum Beßten haben; Für Narren halten. Der erſte Ausdruck will weniger ſagen als der letzte.

Einen zum Beßten halten heißt von eines Andern Unwiſſenheit oder Einfalt einen ſpöttelnden Gebrauch ihm ins Angeſicht machen.

Für Narren halten iſt die gröbſte Art von Hohn und Spott. Nur unter ungeſitteten und unverſtändigen Leuten findet das für Narren halten ſtatt. Es äuſſert ſich nicht bloß durch Mienen und Reden, ſondern auch durch grobes Necken und durch ſpaßhaft ſeyn ſollende Mißhandlungen, die zuweilen ſogar der Geſundheit ſchädlich ſind. Alles aber iſt darauf abgeſehen, den Verſpotteten als einen ganz albernen oder wahnwitzigen Menſchen darzuſtellen.

Schluß. Wiederholte Warnung vor Spottſucht und vor Allem, was ihr ähnlich iſt. Wo es nöthig ſcheint, auch mißbilligende Erwähnung der Pasquille und Belehrung über ihre Strafbarkeit.

Es folgt nun der gebrochne Ton, und zwar zuerſt der ängſtlich-, dann der ſterbend-gebrochne. Der ängſtlich-gebrochne Ton muß ſich unterſcheiden vom ſtammelnd-gebrochnen, vom vollathmig-gebrochnen und vom ſterbend-gebrochnen. Der Stammler hat weder Mangel noch Ueberfluß an Athem. Seine Rede ſtockt nur in den Sprachwerkzeugen; der Aengſtliche oder ſehr Erſchrockne hat eine krampfhafte Hemmung des Athems; dem, der ſich auſſer Athem gelaufen hat, ſtockt die Sprache vor Vollathmigkeit; dem Sterbenden gewöhnlich aus Athemloſigkeit. Dieß macht einen ſehr auffallenden Unterſchied. In allen Fällen werden die Worte zwar an unrechten Stellen, und zum Theil

in ihrer Mitte unterbrochen; aber man muß deutlich unterſcheiden können, von welcher Urſache die Unterbrechung herrührt. Ich will euch das erſte Stück im ängſtlich-gebrochnen Tone ſelbſt vorleſen, wobei wir auch nicht vergeſſen wollen, daß ſich der Aengſtliche überdieß auſſer Athem gelaufen hat.

VII. Der gebrochne Ton.

15) Der Waumann.

(Aengstlich gebrochner Ton.)

In dem fränkischen Dörfchen Geckenheim lebte ein wackerer Schulmeister, Namens S**. Sein jüngerer Bruder, ein Schneider von Profession, der einige Stunden weit von ihm wohnte, spielte in der Gegend umher zu Tänzen die Baſsgeige und lieſs einmal von einer benachbarten Dorfkirchweih ihm ankündigen, daſs er am Abende des folgenden Tages kommen und bei ihm übernachten wolle. Der Schullehrer wartete bis zur Mitternacht. Endlich pocht es an der Thüre. — „Wer da?“ — Ma-Ma-Mach auf! war die ganz athemlos gesprochene Antwort. Der Schullehrer, der kaum die Stimme seines Bruders erkannte, öffnete schleunig die Thür; der nächtliche Besuch taumelte in das Zimmer, nahm die Baſsgeige vom Rücken und fiel leichenblaſs und halb ohnmächtig auf die Bank.

Herr Gott! was ist dir, Bruder? rief der erschrockene Schullehrer.

Bruder. Ach — laſs mich — laſs mich nur — nur ein wenig — zu Athem — zu Athem kommen.

Schulm. Wie du mich erschreckst! (Er läuft und hält ihm Essig unter die Nase) Wie ist dir's, lieber Bruder?

Bruder. Ach — schlecht — herzlich schlecht!

Schulm. Das seh' ich; aber wie kamst du denn auf dem Wege so plötzlich zu der Krankheit?

Bruder. Ach! — nicht krank; nur zum Tod — zum Tod erschrocken.

Schulm. Und vor was denn?

Bruder. Laſs mich nur — verschnaufen. — Den halben Weg — sprang etwas — ich weiſs nicht was? — hinter mir her — und peitschte auf meine Baſsgeige.

Schulm. Hast du dich denn nicht umgesehen, was es war?

Bruder. Ja — ach ja! — aber ich — ich konnte nichts sehn — nichts sehn — als einen Schatten.

Schulm. Was Schatten macht, muſs doch auch sichtbar seyn!

Bruder. Nun ja — meiner willen — ich versteh's nicht; — aber das weiſs ich: — je mehr ich lief, — desto tapferer ging's — auf die Baſsgeige los — bis vor deine Thür.

Das alles war dem Schullehrer ein Räthsel. Nöthiger aber als die Auflösung desselben schien ihm ein Gläschen Wein für den erschöpften Bruder. Er brachte es, und nach einigen Minuten hob dieser an, den Vorfall umständlicher zu erzählen.

In lauter guten Gedanken (sagt er) geh' ich bei Mondschein — nach eilf Uhr von H** weg. — Bei den Wachholdersträuchen — hör' ich etwas — hinter mir rauschen. — Ich sehe mich um; — sehe aber nichts — als einen Schatten. — Ich erschrecke, — mache einen Seitensprung — und in dem Augenblicke — rappelt's auf meiner Baſsgeige, — als wenn Jemand mit dem Stecken darauf schlüge. — Ich sehe noch einmal hinter mich, — und da ich wieder nichts gewahr werde, so fang' ich an über Hals und Kopf zu laufen, — und so ging's in Einem Sprung — eine

halbe Stunde Wegs — bis vor dein Haus — und immer hinten drein — als würfe man mit Steinen nach der Baſsgeige.

Der Schullehrer, der sich noch immer den Kopf um eine natürliche Erklärung vergeblich zerbrach, führte endlich seinen Bruder vor das Bett in der Kammer, und wollte nun auch die Baſsgeige in Verwahrung bringen. Indem er sie aber auf einen Schrank legen will, rappelt etwas darin. Aha! dachte der Schullehrer, steckt das Gespenst in der Baſsgeige? Sogleich lief er nach der Kammer, wo sein Bruder eben im Begriffe war, sich auszukleiden. „Flugs, zieh den Rock wieder an und komm mit mir!"

Bruder. Wohin denn?

Schulm. Hinaus ins Freie, um das Gespenst aufzusuchen. Flugs, die Baſsgeige aufgehuckt! Hier ist sie.

Bruder. Und wozu denn die Baſsgeige?

Schulm. Das sollst du erfahren. (Der Bruder läſst es sich endlich gefallen. Sie gehen langsam hinaus bis ans Ende des Dorfs.) Nun sieh einmal deinen Schatten an!

Bruder. (Betrachtet stutzend seinen und der Baſsgeige Schatten.) Wie der Schatten ausgesehen hat, weiſs ich fürwahr nicht mehr recht; das aber weiſs ich, daſs der Schatten keinen Lärm gemacht hat.

Schulm. Das versteht sich. Mach aber auch erst einen Sprung mit der Baſsgeige, wie bei den Wachholderbüschen. Hopp!

Bruder. Ich glaube, du hältst mich zum Beſsten!

Schulm. Nichts weniger! Aber einen Sprung, wenn ich bitten darf, und zwar einen tüchtigen Sprung, Hopp!

Bruder. (Endlich gehorchend, macht einen Sprung, und in dem Augenblicke hört er wieder die Schläge an der Baſsgeige.) In aller Welt was war das?

Schulm. Was du gleich erfahren sollst! Vor allem

aber müssen wir noch ein kleines Wettrennen mit einander halten. (Er fängt an zu laufen, sein Bruder hinter ihm her, und zu seinem Erstaunen hört letzterer das Gerassel wieder auf seinem Rücken.)

Schulm. (bleibt stehen) Bist du nun klug aus deiner Gespenstergeschichte?

Bruder. Ach Gott, ja! Ich möchte nun lachen, wenn es die Scham zulieſse. Um alles in der Welt willen! sage keinem Menschen ein Wort davon.

Schulm. Warum? Ich dächte, wir erzählten lieber die Geschichte selbst, um andre Geisterseher dadurch klüger zu machen.

Die beiden Brüder gingen nun in das Haus zurück und fanden in der Baſsgeige ein Ueberbleibsel des von den Tänzern, nach fränkischer Landessitte, hinein geworfenen Geldes, welches der Fürchter zum Andenken aufhob, und seinen Kindern nach vielen Jahren noch vorzeigte, als er ihnen mit Lachen den possierlich-schrecklichen Vorfall erzählte.

Materialien zu ein Paar Katechiſationen über Geſpenſterfurcht.

Dieſe kleine Begebenheit hat ſich vor etwa hundert Jahren in der Familie des Verfaſſers ereignet und iſt buchſtäblich wahr. Was ſich der junge Menſch, den das Geraſſel in der Baßgeige beinahe todt geängſtet hat, unter dem Schatten, der ihn zu verfolgen und auf ſeine Geige zu ſchlagen ſchien, gedacht habe, weiß ich nicht. Auf jeden Fall dachte er ſich keinen Menſchen und kein Thier, ſondern eine Art von Kobold — Waumann — Wanderding — ein Geſpenſt, kurz etwas Geiſterartiges darunter *).

*) Der Kobolde und Feldteufel wird auch im Jeſaia (Kap. 34, 14.)

Leider! ſpukt heute noch eben dieſer Geſpenſterglaube in den Köpfen vieler tauſend Menſchen. Ich wünſchte daher dieſe Hirngeſpenſter aus euch Allen ſo verbannen zu können, daß ſich in eurer Einbildungskraft kein Kobold, kein Waumann und kein Geſpenſt ſehen lieſſe.

I. **Geſpenſter ſind an und für ſich etwas höchſt Unwahrſcheinliches.**

Was ſoll man ſich unter Geſpenſtern denken? Ganz eigne Geſchöpfe Gottes? — Wirklich fabelte man vor alten Zeiten von Berggeiſtern und Kobolden, als von einer eignen Art von Weſen, wie zum Beiſpiele vom Rübezahl und andern mehr. Man glaubte, daß ſie nicht nur die Menſchen ängſteten, ſondern ihnen auch manchmal allerlei Liebes erwieſen. **Dieſer** Aberglaube iſt indeß beinahe ganz ausgeſtorben. Dagegen hat ſich der Glaube an **Erſcheinung verſtorbener Menſchen** noch bis auf unſre Tage erhalten, und **noch** gibt es Einfältige, welche den vermeintlich wandernden Geiſt durch Mönche und Schornſteinfeger aus dem Hauſe ſchaffen und in irgend einen Winkel bannen laſſen wollen. Aber, **wie höchſt unwahrſcheinlich ſind dergleichen Erſcheinungen an und für ſich ſchon!**

1) Ausgemacht iſt es, ſelbſt unter den abergläubigſten Menſchen, daß von hundert Verſtorbenen kaum Einer als Geſpenſt ſich ſehen läßt. Das Erſcheinen wäre alſo eine ſeltne Ausnahme von der Regel.

2) Ausgemacht iſt es ferner, daß ein Geiſt, als kör-

---

nach Luthers Ueberſetzung gedacht. Da iſt aber, wie ſchon der Zuſammenhang lehrt, bloß von **Thieren** die Rede. Kobold ſcheint der Schuhu zu ſeyn, und Feldteufel der große Affe Orang-Outang.

perloſes Weſen, nicht geſehen werden kann, er müßte denn etwas Sichtbares, und wär' es nur ein Dunſtkörper, annehmen.

3) Nun fragt ſich aber: Kann jeder Verſtorbene nach Belieben ſolch einen Körper annehmen und erſcheinen?

Ich dächte: nein! Denn wenn Jeder es könnte: ſo würden die Erſcheinungen verſtorbner guter Menſchen noch häufiger ſeyn als die Erſcheinungen der böſen. Sie würden ihre hinterlaßnen Anverwandten nicht nur zu beruhigen, ſondern auch zu warnen und vom Böſen abzuſchrecken ſuchen. Wünſchte doch ſogar der böſe reiche Mann in der Gleichnißrede Jeſu ſeine hinterbliebenen Brüder durch eine Geiſter-Erſcheinung zu warnen, daß ſie nicht auch kämen an den Ort ſeiner Qual!

Und wie viel zahlreicher, als der Aberglaube fabelt, würden die Erſcheinungen der Böſen ſeyn, welche ſich in der Abſicht ſehen lieſſen, die Menſchen noch länger zu quälen! — Aber unter hundert gottloſen Menſchen kommt kaum Einer in den Ruf des Spukens.

Dieß bewieſe denn ſo ziemlich, daß das Erſcheinen nicht in der Willkühr der Verſtorbenen ſtehen müſſe. Manche haben es ſogar ihren Freunden verheiſſen und ihren Feinden gedroht, ihnen als Geiſt zu erſcheinen und — haben nicht Wort gehalten.

4) Die wenigen, welche erſchienen ſeyn ſollen, müßten alſo von höherer Hand gezwungen oder bevollmächtigt und mit der Gabe ausgerüſtet worden ſeyn, einen Schein- oder Dunſtkörper anzunehmen und ſich ſehen oder hören zu laſſen.

Dieſe Vollmacht aber müßte, weil ſie nur von Gott

kommen könnte, einen wichtigen Zweck haben. Wenn kein verſtändiger Vater ſeine Kinder mit einer Mummerei ſchreckt, ſollte das Gott thun? Und welche Zwecke ſollte Er haben?

a) Die Verſtorbnen durch das Umherwandern zu beſtrafen? — Wären da nicht die unſchuldigen Fürchter eben ſo ſehr geſtraft? — Und würde es für einen Menſchen, der im Leben ſeine Mitmenſchen gequält hat, Strafe ſeyn, ſie auch nach ſeinem Tode noch zu ängſten?

b) Oder wäre der Zweck der Erſcheinung, die Lebenden zu beſſern? — Was läßt unſer Heiland den Abraham auf die Bitte des zur Hölle verurtheilten reichen Mannes antworten? —

Und waren die erzählten Erſcheinungen wirklich auf Beßrung angelegt? Keineswegs! Gerade da, wo ſie nutzen konnten, fanden ſie nicht Statt. Ein Richter iſt z. B. im Rufe, daß er für begangene Ungerechtigkeiten als Geſpenſt wandre. Warum erſcheint er nicht auf der Gerichtsſtube ſeinem vielleicht eben ſo ungerechten und raubſüchtigen Nachfolger? Warum den armen Amtsuntergebenen, die er im Leben genug geplagt hat? — Warum ſchreckt der verſtorbene Fürſt, der durch ungerechten Krieg Hunderttauſende zur Schlachtbank geführt hat, ſeinen Nachfolger nicht, wenn er im Begriffe ſteht, einen gleich-ungerechten und blutigen Krieg zu beginnen?

Und glaubt ihr wohl, daß Furcht und Schrecken die Menſchen wahrhaft beßre?

Die verſtorbene Kaiſerin Katharina von Rußland ſchaffte einſt alle Todesſtrafen ab und ließ die zur Galeere Verurtheilten mit ſchweren Ketten belaſtet von Zeit zu Zeit durch die vorzüglichſten Städte und Orte ihres Reichs ziehen. Glaubt ihr wohl, daß das warnende Beiſpiel geholfen

habe? Nein! Mord und Diebſtahl nahmen nur noch mehr überhand und die Kaiſerin ſah ſich gezwungen, die Todesſtrafen wieder einzuführen. Die wahre Beßrung muß überdieß etwas Freiwilliges, nichts Gezwungenes ſeyn; muß aus Liebe und nicht aus Furcht hervorgehen. — Und wo ſind denn die durch Geſpenſter Gebeſſerten?

c) Oder ſollen die Verſtorbenen erſcheinen, um vergrabene Schätze zu entdecken, die Verrückung eines Grenzſteins zu bekennen u. ſ. w.?

O wie mancher Menſch hat einen weit beträchtlicheren Schatz, ſeinen Verſtand und ſein Vermögen, Gutes zu ſtiften, vergraben und erſcheint darum nicht! Wie Mancher hat ſeinen Nebenmenſchen einen Schatz über alle Schätze, den guten Namen geraubt, und er kommt nicht, um ihn wieder zu geben.

Sollte Gott einen vergrabnen Beutel voll Geld ſo hoch achten, daß er darum Todte erſcheinen lieſſe, da er bis dieſe Stunde ſo manche Gold- und Silbermine von Millionen an Werth unentdeckt gelaſſen hat? Gibt es nicht Handlungen, die noch ſchädlicher ſind als Verrückung der Grenzſteine? ꝛc.

Wer alſo Geiſter-Erſcheinungen glaubt, hätte nicht die Wahrſcheinlichkeit auf ſeiner Seite und müßte bloß den Beweis durch die Erfahrung führen. Aber

II. auch die Erfahrung beſtätigt die Geiſter-Erſcheinungen nicht.

a) Dergleichen Erſcheinungen ereignen ſich faſt immer des Nachts; die Nacht aber iſt trüglich, und abergläubiſche Furcht läßt gewöhnlich keine nähere Unterſuchung auf der Stelle zu.

Ein Jäger fand des Nachts im Walde einen weißen Geiſt auf der Erde ſitzend. So oft er ſich ihm näherte,

ſtreckte derſelbe beide Arme nach ihm aus; ſein Hund aber rührte und regte ſich nicht. Das machte den Jäger ſtutzen, und am Ende ſogar furchtſam. Er überwand indeß den Schrecken, hielt das Gewehr vor und rief: ſprich wer du biſt oder — —! Der Geiſt, ohne ſich ſchrecken zu laſſen, ziſchte bloß und ſtreckte die Arme aufs Neue gegen ihn aus, während der Hund ſich ganz hinter ſeinen Herrn verkroch. — Was würden die Meiſten in dieſem Falle gethan haben? Sie würden davon gelaufen ſeyn und das weiße Ding hätte ein Geiſt bleiben müſſen; der Jäger aber trat mit vorgehaltnem Gewehre dem Geiſte näher, und ſiehe da! es war — eine im Walde verirrte weiße Gans, vor welcher der Hund ſich deswillen ſo ſchüchtern verkroch, weil er ſchon verſchiedenemal über dem Gänſehetzen war gezüchtiget worden. — Was waren wohl die ausgebreiteten Arme des vermeintlichen Geſpenſtes? —

Zwei alte Weiber begegneten einander in einem Thale vor Tages Anbruch. Die eine wollte von einer Mühle ins Dorf, die andre vom Dorfe in die Mühle. Da ſie nahe zuſammen kamen, hielt jede die andre für ein Geſpenſt. Keine traute weiter vorwärts; ſo bald aber eine rückwärts ging, ſo ſchlich die andre ihr nach. Dadurch wurden beide noch furchtſamer und endlich wagte ſich keine mehr vom Flecke. Voll Angſt und Beben guckten ſie einander an, bis der Tag anbrach — und ſiehe da! — es waren zwei alte gute Freundinnen. Beide lachten nun ſelbſt ihrer Furcht; da aber die eine nicht ſchweigen konnte: ſo wurden ſie auch im ganzen Dorfe zum Gelächter.

Ein Kaminfeger ging ſpät nach der Stadt zurück. Ihm begegnete Hans, den ſein Herr mit Pflugeiſen nach

der Stadt geſchickt hatte, ſie ſchärfen zu laſſen. Als nun Beide an der Ecke eines Wäldchens zuſammentrafen, erſchrack Hans gewaltig, warf die Pflugeiſen weg und ſprang, ſo ſchnell er konnte, über Gräben und Zäune nach Hauſe. Der Kaminfeger, der ſeiner Furcht ſpottete, hob indeß die Pflugeiſen auf; Hans aber hatte ſich ſo erhitzt und geängſtigt, daß er ein Fieber bekam, woran er beinahe geſtorben wäre. Er blieb beſtändig dabei, daß er ein ſchwarzes Geſpenſt geſehen habe. Nach einiger Zeit ſchickte der Kaminfeger dem Bauer die Pflugeiſen wieder. Die Geſchichte kam an den Tag, und Hans wurde von Jungen und Alten, ſeiner kindiſchen Furcht wegen, verlacht.

Wie aber, wenn der Jäger davon gelaufen wäre? — wenn der anbrechende Tag die furchtſamen Weiber nicht eines Beſſern belehrt, oder wenn der Kaminfeger das Pflugeiſen behalten und Hans nicht erfahren hätte, welche Bewandtniß es mit dem ſchwarzen Manne hatte?

b) Hintennach aber kann man dergleichen Erſcheinungen gar oft nicht mehr unterſuchen; denn nicht immer iſt der Fall ſo, wie mit der Baßgeige. Wie hätte z. B. der Jäger den Auftritt mit der Gans am folgenden Tage unterſuchen wollen? Würde wohl die Gans bis zur nähern Prüfung ſtehn geblieben ſeyn?

Indeß laſſen ſich doch manche Geiſter-Erſcheinungen auch nach Jahrhunderten noch mit großer Wahrſcheinlichkeit natürlich erklären, wie z. B. die Erſcheinung Samuels, welche ich euch zur Probe geben will:

Saul hatte Krieg mit den Philiſtern; die Umſtände ſahen mißlich aus, und jeder vernünftige Menſch, dem die Lage der Sachen bekannt war, konnte Sauls und ſeiner Söhne Untergang vermuthen. Er ſelbſt war beängſtigt, und nahm am Ende die armſelige Zuflucht zu einer Wahr-

ſagerin in Endor, ob er gleich dieſe betrügeriſchen Leute zur Landesverweiſung verurtheilt hatte. So gewiß iſt es, daß tauſend Menſchen ſelbſt nicht wiſſen, was ſie glauben. Da Saul die Todtenbeſchwörer des Landes verwies, hielt er ſie für Betrüger; — da er in Noth kam, ſuchte er ſelbſt ihren Betrug für Wahrheit. Den Geiſt Samuels (das war nun ſeine Forderung) ſollte die Zauberinn herbeirufen; denn von ihm wollt' er den Ausgang des Krieges erfahren.

Und nun betrachtet die Feinheit dieſes Weibes! Sie kennt den Saul, denn wer in der Nähe ſollte den König nicht kennen? und wer ihn auch nicht von Perſon kannte — war er nicht eines Kopfs länger denn alles Volk, und folglich ausgezeichnet genug? Saul ſchwört ihr überdieß hoch und theuer, daß ihr nichts geſchehen ſolle. Ein andrer als der König hätte nur Stillſchweigen, nicht königliche Gnade verſprechen können. Die ſchlaue Frau ließ indeß den König nicht merken, daß ſie ihn kannte. Auf wiederholtes Bitten geht ſie endlich in ein Nebenzimmer; (wie aus der Folge erhellt, wo es heißt: ſie ging, nachdem alles vorbei war, wieder hinein zum Könige.) Plötzlich erhebt ſie ein Geſchrei in der Kammer. — „Was ſiehſt du?“ fragt Saul. — Einen Mann in ſeidnem Rocke! (das iſt, mit einem Prieſter-Talar, dergleichen Samuel im Leben getragen hatte,) verſetzt das ſchlaue Weib. Saul, leichtgläubig genug, beſpricht nun den vermeintlichen Samuel, ob er gleich nichts, gar nichts von ihm geſehen, und bloß das Geſchrei des Weibes gehört hatte. Jetzt weiſſagt ihm die Frau mit veränderter Stimme, oder vielleicht als Bauchrednerinn: Du, mit deinen Söhnen wirſt nächſter Tagen umkommen in der Schlacht! Saul glaubte ihr; der Glaube machte ihn noch zaghafter als er ſchon war und beförderte vielleicht ſeinen Untergang. Genug, die

Weiſſagung traf ein, wie tauſend ganz natürlich vorher-geſehene und vorausgeſagte Dinge eintreffen.

Die Erſcheinung Jeſu nach ſeiner Auferſtehung gehört gar nicht unter die Geiſter-Erſcheinungen; denn er ſtand mit ſeinem wahrhaften Körper wieder auf, und aß daher noch mit ſeinen Jüngern. Wenn erzählt wird, daß er bei verſchloßnen Thüren zu ihnen gekommen ſey, ſo iſt das nicht ſo gemeint, als ſey er durch die verſchloßne Thüre gegangen, ohne ſie zu öffnen. Man muß kein Wunder erdichten, wo keines iſt.

c) Die Erklärung mancher Erſcheinungen, welche man für Geiſter hält, ſetzt überdieß Naturwiſſenſchaft voraus, wie z. B. der Aberglaube, daß die Irrlichter verſtorbene Menſchen ſeyen. Da nun unzählig vielen Menſchen die Entſtehung ſo natürlicher Dinge nicht bekannt iſt, ſo dürfen wir uns nicht wundern, wenn ſie ſolche Natur-Erſcheinungen für Geiſter-Erſcheinungen halten.

d) Die Geſpenſterſeher werden zum Theil auch abſichtlich betrogen; theils durch Menſchen, welche ſie zum Spaß in Geſpenſterfurcht ſetzen, theils durch Betrüger, welche irgend einen Vortheil darunter ſuchen oder eine andre Abſicht zu erreichen hoffen, wie z. B. durch Schatzgräber, denen Geiſter die vergrabenen Schätze entdeckt haben ſollen; durch Hexen- und Geiſterbanner, welche ſich mit dem Beſprechen, Hinaustragen und Bannen der Geiſter etwas verdienen wollen u. ſ. w.

Beiſpiele: Ein preuſſiſcher Werb-Offizier kam in einen Gaſthof, in welchem ſchon ein öſterreichiſcher lag. Ihr Abendgeſpräch fiel unter andern auch auf Geſpenſter. Der Preuſſe leugnete, der Oeſterreicher behauptete ſie. Aus Neckerei ſchlich ſich, nach Schlafengehn, der Oeſterreicher, mit einem Betttuche behangen, in das Zimmer des Preuſſen

und tanzte vor deſſen Bette einen Geiſtertanz. Der Preuſſe war noch nicht eingeſchlummert; ahnete ſogleich den Spaß; zog, als fürchtete er ſich, die Vorhänge zuſammen, ſchlüpfte flugs auf der andern Seite des nicht hart an der Wand ſtehenden Bettes hinaus, warf ſein Betttuch über den Kopf und tanzte mit dem Oeſterreicher ein Ballet. Kaum ſah dieſer eine zweite Figur von gleicher Geſtalt und Farbe neben ſich, als er, von Furcht ergriffen, mit gleichen Füßen aus dem Zimmer und die Treppe hinab ſprang.

Herr Kamerad, rief der preuſſiſche Werb-Offizier ihm nach, warum ſo ſchnell davon? Ich dächte, wir tanzten erſt den Reihen aus, eh' wir uns zum zweitenmal gute Nacht wünſchen.

Einen ernſthafteren Ausgang nahm eine Geiſter-Erſcheinung am Hofe des römiſchen Königs Joſephs des Erſten.

Der erſte ſächſiſche König von Polen, Auguſt der Starke (geb. 1670), hielt ſich, als Prinz, einige Zeit am kaiſerlichen Hofe zu Wien auf. Damals bekannte ſich Auguſt noch zur proteſtantiſchen Religion. Gewiſſe Menſchen glaubten, es ſey für den damaligen römiſchen König, Joſeph den Erſten, gefährlich, mit einem Ketzer Umgang zu haben. Sie ſuchten daher den Prinzen Auguſt zu entfernen; wußten aber kein ſchicklicheres Mittel zu erwählen, als einen Geiſt aus dem Fegefeuer, den ſie zur Mitternacht dem römiſchen Könige Joſeph in ſein Schlafgemach ſchickten.

„Ich komme, fing das Geſpenſt mit dumpfer Stimme an, ich komme aus dem Fegefeuer, um dir anzukündigen, daß, wenn der ſächſiſche Prinz Auguſt, der ein verdammter Ketzer iſt, nicht binnen drei Tagen vom Hofe entfernt wird, es dir ſehr übel ergehen wird!"

Joſeph ſchwitzte vor Todesangſt, und war herzlich froh,

als es Tag wurde. Sogleich ließ er den Prinzen rufen, und entdeckte ihm mit Wehmuth den Befehl, den er aus dem Fegefeuer erhalten habe. Der Prinz lachte hoch auf, und verſicherte dem Könige, daß Er deshalb ganz ruhig ſeyn könne. Zugleich bat er um Erlaubniß, die nächſte Nacht heimlich bei dem Könige in deſſen Schlafzimmer zubringen zu dürfen, um den Befehl ſelbſt zu vernehmen. Und ſiehe da! der Geiſt erſchien mit den geſtrigen Ceremonien wieder und wiederholte ſeinen Auftrag; wunderte ſich aber gewaltig, als Jemand aus dem Bette ſprang, das Fenſter aufmachte, ihn packte, und mit folgenden Worten zum Fenſter hinaus warf: „Gehe hin, woher du gekommen biſt, und ſage, daß der Befehl befolgt werden ſolle.“ — Des Morgens fand man den Beichtvater des Königs unter dem Schloſſe mit zerbrochenen Armen und Füßen, und Joſeph wurde nicht weiter von dem Geſpenſte beunruhigt.

e) Endlich iſt es auch ein wichtiger Grund gegen alle Geſpenſterſeherei: daß ſie mit dem Tage der Aufklärung immer mehr abnimmt.

Weil man weniger glaubt, ſo ſieht man weniger;

Weil man durch das Nichtmehrglauben an Geſpenſter beherzter wird, ſo unterſucht man beſſer;

Endlich: weil man ſich des Geſpenſterglaubens ſchämt: ſo erzählt man weniger von dergleichen Lügen und Selbſttäuſchungen. — Wie aber ging es ehmals?

Geſpenſter zogen überall
Herum in ganzen Schwärmen;
Der wilde Jäger machte Jagd,
Mit Ketten fing um Mitternacht
Ein Unhold an zu lärmen.

Da wurd' ein fauler Weidenbaum
Zum großen Feuerdrachen,
Und mancher treue Schäfer-Spitz
Spie Feuerſtrahlen, Blitz auf Blitz
Mit aufgeſperrtem Rachen.

Beim Kirchhof und beim Hochgericht
Ging ohne Furcht und Grauſen
Nicht leicht ein Wandrer hin; er war
Beſorgt, daß ihn ein Geiſt beim Haar
Erbärmlich möchte zauſen.

Ein Irrlicht war ein Widerſchein,
Den Höllengeiſter gaben;
Wer's ſah, verlor gleich allen Sinn
Und lief und wußte nicht, wohin,
Und fiel in Sumpf und Graben.

Der Todte, den man jüngſt begrub,
Kam wieder zum Beſuche,
Und ſetzte da das ganze Haus
In neues Leid, in Furcht und Graus
Mit ſeinem Leichentuche.

Da gab man gern ſein baares Geld
Den hochgelehrten Herren,
Die ſich auf Teufelsbann verſtehn;
Die ließen Hokus-Pokus ſehn
Die Geiſter einzuſperren.

Zwar glaubten zu der Väter Zeit
Nicht All' an ſolche Dinge.
Schon Manche warfen ab das Joch
Des dummen Aberglaubens; — doch
War ihre Zahl geringe.

Wie aber ſich der Klugen Zahl
Vermehrte: ſo verſchwanden
Geſpenſter, Geiſter, ſchwarzer Mann,
Und Kobold, Hex' und Urian
Sind all' nicht mehr vorhanden!

III. Schädlichkeit des Geſpenſterglaubens.

Dieſe erhellt ſchon aus dem euch vorgeleſenen Liede.

1) Der Geſpenſterglaube ängſtet die Menſchen, macht ſie wenigſtens furchtſam. In manchem Leichenhauſe traut ſich faſt Niemand allein vor die Thüre.

2) Manchem hat ſchon die Geſpenſterfurcht die Fallſucht und gar den Tod zugezogen.

3) Er beſchimpft Verſtorbene und betrübt ihre Hinterbliebenen.

4) Er öffnet dem Diebſtahle und Betruge Thür und Thor.

An einen Kirchhof ſtieß ein Garten, worin viel Obſt war. Böſe Buben pflegten des Nachts in dieſen Garten zu ſteigen, und Obſt zu ſtehlen. Damit aber keiner über den Kirchhof gehn und ſie ſtören möchte: ſo mußte einer von ihnen ein weißes Hemd anziehen und auf dem Kirchhofe des Nachts ſpazieren gehen. Einſt mußte Hans über dieſen Kirchhof gehen. Er ſah die weiße Geſtalt; fürchtete ſich, lief davon und erzählte mit vielen Verſicherungen, er habe ein Geſpenſt geſehen.

Eben dieſer Dieb war nun dreiſt geworden, weil ſich Hans vor ihm gefürchtet hatte, und trieb ſein Spiel weiter fort. Bald aber hatte ſeine Betrügerei ein Ende. Ein Jäger, der mit der Flinte ſpät von der Jagd kam, ging über dieſen Kirchhof. Die weiße Geſtalt zeigte ſich, und ging auf den Jäger zu. Dieſer aber lief nicht wie Hans. „Steh! rief er, und ſage, wer du biſt; ſonſt geht es dir übel!"

Da der Betrüger nicht antwortete, weil er glaubte, der Jäger würde doch noch davon laufen: ſo ſchoß der Jäger ihm die Füße ſo voll kleiner Schroote, daß er umfiel und lange daran heilen mußte.

5) Der Geſpenſterglaube hält uns von mancher Pflichterfüllung ab. In der Meinung, daß ein Gepolter oder Geſchrei von einem Hojmann, Kobold oder andern Poltergeiſt komme, wagt es Mancher nicht, dem um Hülfe Rufenden beizuſtehn.

Zu Nieder-Dorla, im Thüringiſchen, war im Oktober 1785 ein Begräbniß. Die Männer, welche nach dortiger Gewohnheit Trauer-Muſik gemacht hatten, verzechten die dafür erhaltne Belohnung und bezechten ſich ſo dabei, daß einer von ihnen auf dem Heimwege von einer Brücke hinabſtürzte, ohne daß es die andern nur inne wurden. Der Trunkenbold aber war ſeiner Zunge und Vernunft ſo wenig mächtig, daß er nicht einmal um Hülfe rief, ſondern ſich, wie ein Schwein, in dem Bache herumtummelte. Unterdeſſen ging ein Bauer aus dem benachbarten Dorfe Langula vorbei, der verwunderungsvoll das Plätſchern im Waſſer hörte und die ſchwarze Figur im Mondſcheine ſah. Aber anſtatt zu helfen, eilte er mit emporſtrebenden Haaren und gewaltigem Herzklopfen davon und in das nächſte Branntweinhaus, um ſich durch einen guten Schluck von ſeinem Schrecken zu erholen. Noch zitternd erzählte er dem Wirthe, daß er in dieſem Augenblicke den Mönch, welcher bekanntlich bei der Brücke umginge, geſehen, und im Waſſer tummeln gehört habe. Der Wirth wollte mit ihm nach dem bezeichneten Orte, um zu unterſuchen, ob das vermeinte Geſpenſt nicht etwas Natürliches ſey; der Erſchrockene ließ ſich aber nicht ausreden, daß er Kutte, Kapuze, geſchornen Kopf und alles ganz deutlich geſehen habe, und Nichts in der

Welt hätte ihn vermocht, gleich im erſten Schrecken nach der Brücke zurück zu kehren. Der Wirth ging alſo auch nicht, und des Morgens darauf fand man den Leichen-Muſiker, mit zwei Löchern im Kopfe, todt unter der Brücke liegen. — Aehnliche Vernachläſſigungen verunglückter Perſonen, aus Geſpenſterfurcht, könnte man zu Hunderten aufſtellen.

6) Der Geſpenſterglaube macht uns endlich auch vor allen geſcheiden Leuten lächerlich und verächtlich;

Denn wer an ſolche Poſſen glaubt,
Sich drüber Sorgen machet,
Iſt ſicherlich kein kluger Mann,
Verdient wohl, daß man ſeinen Wahn
Bedauert und belachet.

16) Väterlicher Abschied.

(Sterbend gebrochner Ton.)

Ein Vater lag, den letzten Zügen nah, auf seinem Sterbebette. Seine Kinder, Heinrich, Christian und Marie, standen schluchzend umher. Seine alte Gattinn wischte ihm den kalten Schweiſs von der Stirne, und jeder Athemzug schien sein letzter zu seyn. Auf einmal kehrten seine Lebensgeister zurück. Es war, als erwacht' er vom Tode. Er winkte mit der Hand, und alle bogen sich über das Bett, um die letzten Worte des Sterbenden zu hören.

Kinder, sprach er mit gebrochner Stimme, — die Hand, — die mir den Todesschweiſs — von der Stirne wischt, — hat mir und euch — viel Gutes erwiesen. — Vergeſst nicht: — des Vaters Segen — bauet den Kindern Häuser; — aber der Mutter Fluch — reisset sie nieder. — Verdient ihren Segen — wie den meinigen. (Er zieht die Hand der weinenden Alten an seine blassen Lippen.) Tausend

Dank! — Leb' wohl! — bis auf's Wiedersehn, — du treue Gefährtinn meines Lebens!

Kinder, — ihr seyd arm, — wie euer Vater war; — aber — Gott hat mich nicht verlassen, — er wird auch Euch nicht verlassen — wenn ihr Ihn nicht verlaſst. — Weint nicht so sehr um mich; — denn ich fahre auf zu meinem Vater — und zu eurem Vater, — zu meinem Gott — und zu eurem Gott. — Ich sterbe — und Gott wird mit euch seyn.

(Nach einer Pause von etlichen Minuten.)

Es wird mir leichter ums Herz. — Gott gibt mir noch ein Paar heitre Augenblicke. — Vergebt mir Kinder — wenn ich sie zu Ermahnungen anwende, — die euch vielleicht wehe thun.

Heinrich, — du bist ein guter Mensch; — aber — du bist jachzornig, — und des Menschen Zorn — thut nicht — was vor Gott recht ist. — Denke, — so oft dich der Zorn überwältigen will, — an die letzten Worte — deines Vaters!

Christian, — auch du bist gut, — und nicht jachzornig; aber — du bist — leichtsinnnig. — Der Leichtsinn thut oft mehr Böses, — als der Jachzorn. — Denk an die ernste Stunde — die jetzt deinem Vater schlägt, — so oft der Leichtsinn dich anwandelt.

Marie — Herzenstochter! auch von dir kann ich nicht — ohne Ermahnung scheiden. — Du bist weder jachzornig, noch leichtsinnig; — aber unzufrieden mit deinem Schicksale. — Das macht dich neidisch gegen deine Mitmenschen, — undankbar gegen Gott — und unglücklich in dir selbst. — Bedenke doch: — Mancher ist arm — bei groſsem Gut — und Mancher ist reich — bei seiner Armuth. —

Die Kinder weinten laut auf und gelobten ihm, seiner letzten Ermahnungen eingedenk zu seyn. Stillschweigend reichte er noch jedem die Hand; er wollte noch einmal reden; aber die Zunge versagte ihm den Dienst. Seine letzten Worte schwebten seinen Kindern bei jeder Versuchung zu ihren Lieblingsfehlern vor; sie ehrten und verpflegten ihre Mutter bis ans Ende, und ehren noch heute das Grab ihrer Aeltern durch ihre Tugenden.

* * *

Der fromme Vater, deſſen letzte Ermahnungen ihr ſo eben im ſterbend-gebrochnen Tone geleſen habt, wendet die letzten Augenblicke ſeines Lebens noch an, ſeinen drei Kindern nützlich zu werden. Er macht jedes derſelben auf ſeinen Hauptfehler aufmerkſam.

Auch unter euch ſind mehrere, die ſich an Heinrich, Chriſtian und Marie ſpiegeln und des Vaters Lehre wohl zu Herzen nehmen ſollten.

Materialien zu drei Katechiſationen über Jachzorn, Leichtſinn und Unzufriedenheit.

I) Vom Jachzorn.

I. Beſtimmung des Begriffs.

Dem Unwillen, welchen man über das Thun und Laſſen Andrer empfindet, gibt man nach ſeinen verſchiednen Graden auch verſchiedne Namen.

Iſt er nicht heftig, ſo gebraucht man den Ausdruck böſe. Ich bin böſe über dich, ſagt man daher zuweilen mit halb freundlicher Miene.

Einen höhern Grad des Unwillens bezeichnet das Wort ungehalten;

einen noch höhern das Wort Zorn. Beim Zorne

ſteigt ſchon der Unwille zur heftigen Gemüthsbewegung, die nicht ſelten zu Unüberlegtheiten hinreißt.

Die höchſte Stufe des Unwillens aber heißt Grimm. In dieſem Falle wird der Menſch ſcheußlich und reißenden Thieren gleich.

Das Wort Jachzorn iſt aus dem alten jach oder jähe (ſchnell, plötzlich, unvermuthet) und aus Zorn zuſammen geſetzt, und zeigt alſo Schnellzorn, einen ſchnell aufbrauſenden Unwillen an.

Der Zorn iſt eine unverwerfliche, ſogar lobenswerthe Gemüthsbewegung,

1) wenn er über wirkliches und nicht bloß eingebildetes Unrecht erwacht, und wenn er

2) in den Schranken der Mäßigung bleibt; aber

II. der Jachzorn iſt auf jeden Fall Fehler. Er iſt ungerecht,

1) weil er ohne hinreichenden Grund aufbraußt;

2) weil er keine Schranken kennt, und

3) den Prozeß mit der Execution anfängt.

A. Der Jachzorn ſchadet dem Jachzornigen ſelbſt.

a) Er beweist, daß die Vernunft nicht Herr ſey über die Leidenſchaften; er iſt unüberlegt im Urtheile, und jede Unüberlegtheit macht uns Schande.

b) Er entzweit uns mit unſern beßten Freunden und Wohlthätern, er wendet die edelſten Gemüther von uns ab.

c) Er macht, daß wir unſre Abſicht geradezu verfehlen. Das gute und wohl überlegte Wort, zur rechten Zeit angebracht, würde unſre Abſicht befördert haben; der unzeitige und unüberlegte Zorn verfehlt ſie.

d) Er macht uns in uns ſelbſt unglücklich; denn ſobald die Beſonnenheit zurückkehrt, ſo kommen die inneren Vorwürfe, oft um ſo ſchmerzlicher, wenn der Beleidigte keine Rache nimmt.

e) Er ſchadet uns an der Geſundheit. Jachzornige Menſchen erreichen ſelten ein hohes Alter.

f) Er ſtürzt uns zuweilen in gräßliche Thaten und in ſchreckliche Verantwortung. — Was man im Jähzorne gethan hat, muß man bei kaltem Blute büßen.

Eine Soldatenfrau in einer Stadt am Rhein war überall wegen ihres Fleißes und ihrer Reinlichkeit wohl gelitten. Wer zu waſchen oder zu bügeln hatte, nahm ſie gewiß dazu, und ſie half durch ihren Verdienſt ihrem Mann redlich in der Erhaltung ihrer zahlreichen Familie. Nur einen Fehler hatte ſie an ſich, der ihr ſchon viel Verdruß und manchen Kummer verurſacht hatte, ich meine — den Jachzorn. Glaubte ſie beleidigt worden zu ſeyn, dann verzogen ſich ihre Geſichtsmuskeln, ihre Hand ballte ſich, ein Strom von Verwünſchungen entfloß ihrem Munde, und oft ließ ſie ſich zu Handlungen verleiten, welche ſie bittre Thränen koſteten. Eines Tages ſchickte ſie ihre elfjährige Tochter irgend wohin, und das Mädchen blieb ungewöhnlich lange aus. Jetzt kam es wieder. Die Mutter iſt gerade auf dem Gange an der Treppe beſchäftigt. Mit wilder Miene ſtürzt ſie auf das Kind los, ſchlägt es mit Fäuſten in das Geſicht und gibt ihm einen ſo heftigen Stoß auf die Bruſt, daß es die ganze Treppe hinab fällt. Da lag nun das Mädchen ſinnlos, von Blut bedeckt, und drei Rippen waren zerbrochen. Zwar wurde es wieder geheilt; aber es blieb doch ſein lebenlang ein Krüppel, durch den unvernünftigen Zorn ſeiner Mutter.

Des Menſchen Zorn thut nicht, was vor Gott recht iſt!

B. Durch den Jachzorn ſchaden wir demnach nicht nur uns ſelbſt, ſondern eben ſo ſehr, und oft mehr noch, unſren Mitmenſchen.

Wir ſchaden ihnen

a) an ihrer Geſundheit. Wie mancher Jachzornige hat ſchon Andre todt geärgert, oder, wie die Soldatenfrau that, zu Krüppeln gemacht! Selbſt offenbarer Todtſchlag iſt zuweilen eine Folge des Jachzorns.

b) Durch Jachzorn ſchaden wir Andern wenigſtens an ihrer Seelenruhe, indem wir ſie ohne alle, oder doch hinreichende Urſache kränken und ihnen das Leben verbittern.

c) Der Jachzorn ſchadet Andern an ihrer Ehre, beſonders, wenn er ſich in beißenden Vorwürfen oder Schmähungen äußert; denn die Welt glaubt immer einen Theil davon. Aeußert er ſich in Thätlichkeit, ſo ſchiebt die verkehrte Welt gar oft die größte Schuld auf den Unſchuldigen.

d) Der Jachzorn ſchadet endlich Andern auch an ihrer Tugend. Durch Jachzorn verleitet man Andere gleichfalls zum Zorne, und darüber verfallen ſie nicht ſelten in eben ſo große und noch größere Ungerechtigkeiten als der Jachzornige.

III. Mit dem Temperamente (mit der eigenthümlichen Gemüthsart) läßt ſich der Jachzorn nicht rechtfertigen, und durch anderweitige Freundlichkeit und Nachſicht läßt ſich nicht wieder gut machen, was er Böſes ſtiftet.

1) Die Vernunft kann über das Temperament herrſchen, wenn ſie ernſtlich will, und kann es insbeſondere durch lebhaftes Andenken an Gott.

Hans und Michel zankten ſich bei der Arbeit, und nachdem ſie ſich mit vielen Schimpfwörtern zum Zorne gereizt hatten, wollten ſie ſich auch ſchlagen. Aber indem ſie ſchon die Hände gegen einander aufhoben, kam ihnen ihr Herr zu Geſichte. Sogleich hatte der Zank ein Ende, und Jeder ging ſtille zu ſeinem Geſchäfte. Konnte der Anblick ihres Herrn dieſe zornigen Menſchen ſogleich beſänftigen, wenigſtens von Thätlichkeiten abhalten; warum ſollten ſie nicht auch ohne Dazwiſchenkunft des Herrn ihren Zorn haben beherrſchen können?

So wie hier der bloße Gedanke: „Was wird dein liebreicher Herr von deiner Handlung urtheilen?“ den Ausbrüchen einer der heftigſten Leidenſchaften augenblicklich Einhalt that; ſo vermag es gewiß auch, bei allen Gelegenheiten, der Gedanke an den Alles wiſſenden und allenthalben gegenwärtigen Gott.

Warum ſolltet ihr, liebe Kinder, nicht auch können, was das ſanfte Suschen konnte, von dem ich euch noch erzählen will:

Das gute Suschen hatte zum Geburtstage einen ſchönen Kanarienvogel bekommen. Jeden Morgen, wenn ſie angekleidet war, holte ſie ihren Liebling herab, gab ihm friſches Waſſer, Futter und auch zuweilen weißen Zucker, den ſie ſich abzog. Sie kam auch niemals aus dem Garten, ohne ihm Vogelkraut, oder ſonſt etwas Grünes mitzubringen. Dadurch wurde der Vogel auch ſo zahm, daß er auf ihre Stimme an ſein Gitter flog, und aus ihrem Munde fraß. Eines Morgens war ſie wieder beſchäftigt, den kleinen Gaſt zu verſorgen. Der Käfig ſtand auf dem Tiſche und ihr fünfjähriger Bruder Carl ſtand neben ihr und beſchaute mit großem Wohlgefallen das Vögelchen. Auf einmal hörte ſie die Mutter in der Küche „Suschen“ rufen.

Sie ließ alles ſtehen und liegen, und lief der Küche zu. Unterdeſſen öffnete der kleine Unverſtand den Käfig, um dem Kanarienvogel zu ſchmeicheln. Dieſer flatterte ängſtlich herum; auf einmal aber wiſchte er aus dem Käfig heraus und flog durch das offene Fenſter davon. In dem Augenblicke trat das Mädchen herein. Eine heiße Thräne nach der andern träufelte über ihre Wangen; aber kein hartes Wort gegen ihren Bruder entfuhr ihrem Munde.

2) Die Verſicherung: ich habe es nicht böſe gemeint, iſt die Entſchuldigung aller Unbeſonnenen und Schwachköpfe; überdieß iſt ſie großentheils nicht einmal wahr; denn gut meint es doch wahrlich der Jachzornige im Augenblicke ſeines Auffahrens nicht!

3) Durch verdoppelte Freundlichkeit, die wir nach verbraußtem Jachzorne äußern, machen wir den Fehler nicht wieder gut. Man ſagt von ſolchen Menſchen ſprüchwörtlich: ſie reißen Andern die Köpfe ab und wollen ſie ihnen dann wieder aufſetzen.

4) Und iſt es nicht Schande, von Andern zu verlangen, daß ſie mit unſern Fehlern, um anderweitiger Tugenden willen, Geduld haben ſollen? — Wäre nicht mehr Ehre dabei, wenn wir lieber ſo handelten, daß unſre Handlungsweiſe keiner Nachſicht bedarf?

IV. Guter Rath für die, welche mit Jachzornigen umgehen.

Eine Frau hatte einen jachzornigen Mann. Braußte er auf, ſo gerieth auch ſie in Feuer und Flammen und — da ihre Stärke nur in Worten beſtand, ſo zog ſie, der That nach, immer den Kürzern. Vergeblich beſchwur ſie ihr Mann ſelbſt, vergebens riethen ihr ihre Freunde, ſeinem Grellzorn immer nur ein Paar Minuten nachzuſehen und kälteres Blut

zu erwarten. Ihre Heldenzunge war nicht in der Scheide zu erhalten.

Eine Nachbarinn, welche gleichfalls mit einem grellzornigen Manne geſtraft war und dennoch gut mit ihm auskam, erbarmte ſich endlich der unglücklichen Frau. Mit geheimnißvoller Miene vertraute ſie ihr das Hausmittel an, durch welches ſie ſelbſt allem Hader mit ihrem lieben Braußkopfe ein Ende gemacht hatte.

Es war ein Wunderwaſſer, das, wie ſie ſagte, zu einer gewiſſen Stunde unter eigenen Zauberformeln und unbeſchrieen geſchöpft werden mußte. Nimmt man von dieſem jedesmal, ſo bald ein Jachzorniger auffährt, den Mund voll und behält es ſo lange darin, bis es ganz warm iſt: ſo ſteh' ich dir gut dafür, der Löwe wird ſo zahm wie ein Lamm werden! ſagte ſie.

„Ach ſo ein Gläschen! Könnteſt du mir nicht zu einem verhelfen!" ſeufzte die Geplagte.

Warum nicht? ich habe das Waſſer zum eignen Gebrauche im Vorrathe und kann dir mit einer ganzen Flaſche voll dienen, verſetzte die Freundinn.

Sie ging und brachte eine dergleichen, wohl verbunden und verſiegelt. Die Nachbarinn nahm das Geſchenk mit dankbaren Händen an und wartete zum erſtenmal mit Sehnſucht auf einen neuen Ausbruch des Jachzorns ihres barſchen Eheherrn.

Er ließ ſie nicht lange warten. — „Aber Geduld! die Flaſche ſteht ſchon bereit. Man wird dir den Jachzorn vertreiben!" — Flugs nahm die ſchon entrüſtete Frau den Mund voll und ließ den Mann braußen. Aber kaum war das Waſſer im Munde warm, da war des Mannes Zorn auch erkaltet.

Gottlob! nun ſoll's beſſer werden! dachte die Frau.

So bald der Mann wieder anfing — flugs einen Mund voll Waſſer! — und Alles war vorüber. Aber nach ein Paar Monaten war die ganze Flaſche verbraucht.

Ach Herzensfreundinn! ſagte die durch ein ſo leichtes Mittel vom größten Hauskreuze befreite Frau zu der Geberinn der Wunderflaſche, wie glücklich haſt du mich gemacht! Aber ſieh — die Flaſche iſt ſchon leer. Könnteſt du mir nicht ....? — Kaum wagte ſie's, um eine neue Portion zu bitten.

Ei nun, verſetzte jene mit Lächeln, wenn das Waſſer geholfen hat, ſo ſteht dir ein ganzer Born voll zu Gebot; und iſt dir das Schöpfen zu umſtändlich, ſo ſchweige blos mit leerem Munde ſo lange, als du ſeit der Wunderflaſche mit vollem geſchwiegen haſt, und es wird gleiche Dienſte thun.

II) Vom Leichtſinne.

I. Wen nennt man leichtſinnig?

Einen Menſchen, deſſen Sinn leicht über die meiſten Angelegenheiten weggeht, der, wie man bildlich ſagt, alles, was er thun ſoll, auf die leichte Schulter nimmt, und was er gethan hat und was ihm widerfahren iſt, ſich leicht aus dem Sinne ſchlägt.

II. Quellen des Leichtſinnes.

Der **Leichtſinn** verdankt drei nicht löblichen Müttern ſein Daſein:

der **Unaufmerkſamkeit**,
der **Unüberlegſamkeit** und
der **Sinnenluſt**.

Er iſt ein gemeiner Fehler der Jugend und verliert ſich bei vielen Menſchen ſelbſt im Alter nicht. Bei Man-

chen geht der Leichtſinn in — ich möchte ſagen — in Schwerſinn über. Sie grübeln und ſorgen zu viel; ſie nehmen alles, auch das Unbedeutende, auf die ſchwere Schulter.

Das iſt auch nicht gut. In der Mitte zwiſchen beiden liegt die Ueberlegſamkeit. Sie thut weder zu viel noch zu wenig, und an dieſe müßt ihr euch, wenn es euch ſelbſt und Andern durch euch wohl gehen ſoll, jetzt ſchon zu gewöhnen ſuchen. —

III. Schädlichkeit des Leichtſinnes.

A. Der Leichtſinnige ſchadet ſich ſelbſt.

a) Er hat zwar manche Sorge und manchen Kummer nicht, die der Ueberlegſame ſich macht; aber der Leichtſinnige zieht ſich dagegen tauſend Unruhen zu, deren ſich der Ueberlegſame überhebt.

b) Der Leichtſinnige ſtürzt ſich nicht ſelten in wahres Unglück.

Wie Mancher kam aus Leichtſinn um ſeine Geſundheit, wohl gar um ſein Leben, weil er auf keine Warnung hörte und noch weniger ſelbſt bedachte, was dem Leibe ſchädlich und gefährlich iſt!

Wie Mancher kam durch Leichtſinn um Hab und Gut!

Wie Mancher begeht aus Leichtſinn Streiche, für die er Zeit Lebens büßen muß! u. ſ. w.

c) Der Leichtſinnige findet bei keinem geſcheiden Menſchen wahres Zutrauen. Iſt man auch überzeugt, daß er nicht aus Bosheit ſchade, ſo darf man doch ſeinem Leichtſinne nicht trauen. Man kann z. B. nicht auf ſeine Verſchwiegenheit und Vorſicht rechnen. Man darf ihm nichts mit Sicherheit überlaſſen und anvertrauen, und läßt man ſich in enge Freundſchaft mit ihm ein, ſo ſteht man in Gefahr, ſeine leichtſinnigen Reden und Handlungen mit verantworten zu müſſen.

d) Der Leichtſinnige fällt gern in Laſter aller Art. Der Leichtſinn thut oft mehr Böſes als der Jachzorn, ſagt der ſterbende Vater zu Chriſtian.

e) Der Leichtſinnige bringt es ſelten in irgend einem Stücke zur Vollkommenheit, und wenn er es dazu bringt, ſo treibt er doch das Gelernte nicht vollkommen. — Leichtſinn und Veränderlichkeit ſind Geſchwiſter. Ernſte Ausdauer findet man ſelten mit Leichtſinn gepaart.

B. Der Leichtſinnige ſchadet auch Andern.

a) Er ſchadet ihnen, wie ſich ſelbſt, an ihrer Seelenruhe. Er macht denen, die mit ihm zu thun haben, durch ſeine Vergeßlichkeit, durch Vernachläßigungen, durch ſeine Unbeſonnenheit ꝛc. viele Sorgen und Verdruß.

b) Er macht Andre oft wirklich unglücklich. Die leichſinnige Kinderwärterinn läßt das ihr anvertraute Kind zum Krüppel werden; der leichtſinnige Knecht ſteckt mit brennender Pfeife Stall und Haus in Brand; der leichtſinnige Vater macht ſeine Kinder zu Bettlern, oder was noch ſchlimmer iſt, zu — Böſewichten ꝛc.

c) Der Leichtſinnige verführt Andre wohl auch zu Laſtern. Nichts iſt anſteckender für die Jugend als der Leichtſinn. Der Leichtſinnige verleitet überdieß oft Andere ausdrücklich zur Theilnahme an Unzucht, unbeſonnenen Reden und Schritten, gefährlichen Wageſtücken u. ſ. w.

d) Der Leichtſinnige ſchadet wenigſtens Andern ſehr häufig an ihrem guten Rufe durch leichtfertige Aeußerungen über ſie ꝛc.

IV. Wie entwöhnt man ſich aber des Leichtſinnes?

Durch Gewöhnung an genaues Beobachten, Aufmerken und Nachdenken, beſonders an Selbſtbeherrſchung überhaupt, worüber ich ſchon zu einer an-

dern Zeit (S 91—100 und S. 120 u. ff.) mit euch geſprochen habe;

Endlich durch fleißiges Andenken an Gott; beſonders durch den Gedanken: wie würde mir's gehn, wenn Gott gegen mich handelte, wie ich gegen meine Mitmenſchen?

Wir kommen nun an die dritte Ermahnung des ſterbenden Vaters.

Zu ſeiner Tochter ſpricht er: Marie, Herzenstochter! auch von dir kann ich nicht ohne Ermahnung ſcheiden. — Du biſt weder jachzornig, noch leichtſinnig; aber unzufrieden mit deinem Schickſale. — Das macht dich neidiſch gegen deine Mitmenſchen, undankbar gegen Gott und unglücklich in dir ſelbſt. Bedenke doch: Mancher iſt arm bei großem Gut und Mancher iſt reich bei ſeiner Armuth.

III. Von der Unzufriedenheit mit ſeinem Zuſtande.

I. Was verſteht man unter dieſer Unzufriedenheit? —

A. Vor allem müſſen wir fragen: Was heißt Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande?

Das Wort zufrieden iſt zuſammengeſetzt aus zu und Frieden. Wir ſind zufrieden, wenn wir zum Frieden in uns ſelbſt, in Hinſicht unſrer Wünſche, gelangen.

1) Zufriedenheit iſt demnach ein Gemüths-Zuſtand, in welchem wir uns nach nicht mehr ſehnen, als unſre Lage gewährt; alſo ein Zuſtand, in welchem uns das, was wir ſind und haben, nicht durch neue Wünſche verleidet wird.

2) Befriedigung unſrer Wünſche macht noch

nicht zufrieden; ſie erzeugt vielmehr oft neue Wünſche. Nur **der** iſt zufrieden, der fortdauernd nicht mehr wünſcht, als er hat. Ihr ſeyd zufrieden mit eurem Hauſe, wenn ihr kein andres ernſtlich wünſcht; — zufrieden mit eurem Stande, wenn ihr ihn mit keinem andern zu vertauſchen euch ſehnt; zufrieden mit eurem Vermögen, wenn ihr kein größeres mit Unruhe wünſchet.

3) Das will indeß nicht ſo viel ſagen, als ob der Zufriedne auch nicht einmal bereit ſeyn dürfte, etwas Beßres anzunehmen. Nein! nur ſo viel will das Wort ſagen: daß er ſich nach nichts Beſſerem ſehnet.

B. Unzufriedenheit mit unſrer Lage iſt dagegen ein Gemüths-Zuſtand, in welchem wir von den Wünſchen nach einer andern und vermeintlich beſſeren Lage beunruhigt werden.

Ganz zufrieden kann und ſoll kein Sterblicher ſeyn.

a) Er kann nicht; denn auf Erden gibt es kein ganz vollkommnes Glück, keinen ganz vollkommnen Zuſtand. Es iſt alles eitel, ſagt Salomo, der alles Erdenglück aus Erfahrung kannte.

b) Der Menſch ſoll auch nicht ganz ununterbrochen und vollkommen zufrieden werden, damit er einem noch höheren Wohlſein durch ſeine eigne Vervollkommnung und durch Vervollkommung deſſen, was um ihn iſt, nachſtrebe. Wären die Menſchen mit ihrem rohen Naturzuſtande zufrieden geweſen und geblieben, ſo lebten wir heute noch in demſelben und entbehrten tauſend leibliche und geiſtige Annehmlichkeiten, die jetzt unſer Daſein verſchönen.

c) Der Menſch ſoll überdieß fühlen, daß die Erde ſeine wahre Heimath nicht ſey.

d) Wären wir hier ganz zufrieden: ſo würde der Ge-

danke an das Ende des Irdiſchen uns allen Genuß deſſelben verbittern.

Aber die Betrachtung der Unvollkommenheit alles Irdiſchen ſoll uns doch den Genuß deſſen, was wir ſind und haben, nicht vergällen.

II. **Woher kommt gewöhnlich die Unzufriedenheit der Menſchen mit ihrem Zuſtande?**

1) Von der zu großen Meinung, die ſie von ihren Verdienſten haben. Man findet daher die Unzufriedenheit auch bei Perſonen, die von Tauſenden um ihr Glück beneidet werden. „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan haſt,“ ſagte der fromme und demüthige Erzvater Jakob. (1 Moſ. 32, 10.)

2) Neben der zu großen Meinung von den eignen Verdienſten hegen die Menſchen gewöhnlich eine zu kleine Meinung von fremden Verdienſten. Das erweckt Neid, und Neid erweckt Unzufriedenheit.

3) Sie vertrauen zu viel den eignen Einſichten in Rückſicht deſſen, was einem wahrhaft gut iſt, und halten daher oft das Glück für ein Unglück. Jeder glaubt z. B. Reichthum würde ihm gut ſeyn, und iſt daher unzufrieden, wenn er ihn nicht hat; ohne nur zu ahnen, daß ihn Reichthum zehnmal unglücklicher machen könnte, als Armuth. Wodurch zum Beiſpiele?

4) Sie denken nur an die unangenehme Seite ihrer Lage, und nicht auch an die angenehme. Der Landbauer z. B. denkt nur an ſeine harten Arbeiten, vereitelte Hoffnungen durch Mißwachs und Wetterſchlag, an ſeine ſchweren Abgaben und an ſeinen niedrigen Stand u. ſ. w. Der Bürger nur an das theure Korn, an den

großen Aufwand der Stadt, an ſeine Eingeſperrtheit in die vier Pfähle des Wohnzimmers u. ſ. w.

5) Was hingegen die Umſtände des Mitmenſchen betrifft, ſehen ſie nur die angenehmen und nicht auch die unangenehmen Seiten. Der Arme wird z. B. durch den Aufwand und durch die Gemächlichkeitsanſtalten des Reichen geblendet und ahnet kaum, daß auch der Reiche gar oft Mangel leidet, weil ſein Geld doch nicht zu all ſeinen Bedürfniſſen ausreicht — daß Reichthum oft eben ſo viel Sorgen macht, als Armuth, und daß der lange Beſitz des Reichthums den Reiz desſelben abſtumpft, daß z. B. dem Reichen ſein leckres Mahl gewöhnlich nicht beſſer ſchmeckt, als dem Armen ſein Vesperbrod u. ſ. w.

6) Die größten Güter des Lebens bringen ſie gar nicht in Anſchlag, z. B. einen geſunden Leib, geſunde Sinne, geſunden Verſtand u. ſ. w.

Ein wandernder Handwerker ſah einen Reiſenden in einem ſchönen Wagen vor ſich überfahren und ſeufzte: Gott, wie müde bin ich! wie übel geht es doch dem armen Handwerksgeſellen und wie gut hat es der Schwelger in ſeinem Wagen! — Kurz, über dem Anblicke der Kutſche und ihres Inhabers war er recht unzufrieden mit ſeinem Schickſale geworden. Es war ganz nahe vor einer Stadt. Der Wagen mußte vor dem Thore halten und der Handwerker kam faſt eben ſo bald in die Stadt. Vor einem Gaſthauſe hob eben ein Bedienter und der Kellerer des Gaſthofes den von der Gicht gelähmten Herrn aus dem Wagen. — Hätte wohl da der Reiſende auch noch mit ihm getauſcht?

Um wie viel Tonnen Goldes wär' euch euer Geſicht feil?

Würdet ihr euer Gehör um das ſchönſte Haus in der Stadt geben? u. ſ. w.

7) An die künftigen Güter denken endlich die Unzufriedenen entweder gar nicht, oder halten ſie doch für keine Entſchädigung für das, was ihnen hier fehlt, oder zu fehlen ſcheint.

III. Die Unzufriedenheit iſt ein großes Unglück für uns und verleitet uns zu vielen Sünden.

1) Sie vergällt uns die Freuden des Lebens.

2) Sie macht uns die kleinſten Beſchwerden und Mängel zu wichtigen Angelegenheiten.

3) Sie macht uns neidiſch gegen den Mitmenſchen.

4) Sie iſt Undankbarkeit gegen Gott und Welt.

5) Sie macht uns endlich auch unwerth vor Gott und Mitmenſchen. Jedermann flieht den Unzufriednen, weil er Jeden durch Klagen und Grillen ermüdet.

IV. Mittel gegen die Unzufriedenheit.

1) Iſt euer unangenehmer Zuſtand ſelbſtverſchuldet, ſo betrachtet ihn als wohlverdiente Strafe, die zur Beßrung führt, und hütet euch künftig vor Allem, was euch unzufrieden mit euch ſelbſt und mit den Folgen eurer Handlungen macht.

2) Iſt euer unangenehmer Zuſtand unverſchuldet, ſo betrachtet ihn als Gottes Schickung — und denkt: was Gott thut, das iſt wohlgethan! (Wie Vater Gerhard Nro. 20. des Denkfreunds.)

3) Sucht die Zufriedenheit nicht außer, ſondern in euch. Den, der ſie nicht in ſich ſelbſt hat, den ſtellt nichts Aeußeres zufrieden. Wer bei unzufriedner Gemüthsart glaubt, daß ihn Glücksgüter zufrieden machen können, gleicht einem Kranken, der ſich einbildete, ein neuer ſchöner Rock würde ihn geſund machen.

4) Seht mehr auf das, was ihr habt, als auf das, was euch fehlt.

Genieße, was dir Gott beſchieden,
Entbehre gern, was du nicht haſt.

5) Vergleicht euch lieber mit minder Glücklichen, als mit ſcheinbar Beglückteren. Iſt es nicht Thorheit, einen guten Rock, den man anhat, ſo lange mit dem noch ſchöner und beſſer ſcheinenden des Nachbars zu vergleichen, bis einem der eigene zuwider wird?

Nicht, wer neidiſch aufwärts blickt,
Wer hinab blickt, iſt beglückt.

6) Ueberzeugt euch: es gibt auf Erden nirgends einen Himmel. Alle, auch die Glücklichſten, haben noch Stoff genug zur Unzufriedenheit; aber nur ſie ſelbſt und ihre vertrauteſten Freunde wiſſen es. Niemand weiß, wo einen der Schuh drückt, als wer ihn anhat, ſagt das Sprüchwort.

Ein jeder Stand hat ſeinen Frieden,
Ein jeder hat auch ſeine Laſt.

7) Gewöhnt euch an wohlfeile Lebensfreuden: ſo braucht ihr zum Frohſein keinen Reichthum.

8) Befleißigt euch endlich der Demuth, ſie iſt die Mutter der Genügſamkeit und

9) ſetzt in allen Stücken euer Vertrauen auf Gott.

Daß in jedem, auch im niedrigſten Zuſtande die höchſte Genügſamkeit und Zufriedenheit möglich, und daß der Glaube an Gott das beßte Mittel zur Erlangung derſelben ſey, ſoll euch die

Geſchichte des armen Schäfers von Thalfeld lehren, die ich euch zum Schluſſe vorleſen will. *)

*) Aus Schlez's kleinen romantiſchen Volksſchriften.

Herr von Mildheim, ein braver und menſchenfreundlicher Land-Edelmann, ritt einmal zu einem ſeiner Freunde in der Gegend von Thalfeld. Der Straße unkundig, gerieth er auf einen Feldweg, der ſich allmählich verlor. Er ſchaute ſich weit und breit um; aber da war Niemand mehr auf dem Felde, den er hätte fragen können, als ein Schäfer, deſſen Räderhaus er von ferne erblickte. Kaum bemerkte der Schäfer den verirrten Fremdling, als er ihm ſchon mit ſeinem Spitz entgegen kam. Während er nun dem Edelmanne auf das freundlichſte Auskunft gab und es nur bedauerte, daß er ſich nicht weit genug von den Schafen entfernen dürfe, um ihn auf die gerade Straße begleiten zu können, betrachtete dieſer mit vieler Aufmerkſamkeit den gut geflickten Rock und das zwar grobe, aber ſehr weiß gewaſchne Hemd ſeines leutſeligen Wegweiſers. Der Anzug war zwar ein redender Beweis von der Armuth des Schäfers, zugleich aber auch von der Häuslichkeit ſeines Weibes; denn ein rein gewaſchenes, wenn auch noch ſo grobes Hemd, ein gut und ordentlich zuſammengeflickter Rock, und vorzüglich ein gut geflickter Strumpf, waren in den Augen des Herrn von Mildheim ſehr bedeutungsvolle Kennzeichen. Er verſicherte, faſt allezeit auch die Haushaltung und ganze Lebensart ſeiner Taglöhner ordentlich gefunden zu haben, wenn ihre Hemden blank und ihre Strümpfe gut zuſammengeflickt waren; dagegen er ſich ſelten wollte betrogen haben, wenn er von einem lumpigen und ſchmutzigen Aufzuge auf eine ähnliche Wirthſchaft und Lebensart ſchloß.

Wie geſagt alſo, der Aufzug des armen Schäfers, und noch mehr ſein geſundes, offnes und ehrliches Geſicht, nach welchem er ein Mann von etwa fünfzig Jahren zu ſeyn ſchien, zogen die Aufmerkſamkeit des Herrn von Mildheim

ſo ſehr auf ſich, daß er ein Vergnügen darin fand, ſich länger mit ihm zu unterhalten.

Was werden wir wohl morgen für Wetter bekommen, guter Alter? fragte er den Schäfer. Es wölkt ſich auf, und die Luft ſcheint mir ſchlapp zu werden.

Wenn Sie morgen weiter reiſen wollen, verſetzte der Schäfer, ſo muß ich Sie bedauren. Wir werden höchſt wahrſcheinlich viel Regen bekommen.

Je nun, ſagte Herr von Mildheim, dann ſeyd Ihr, lieber Alter, mehr zu bedauern, als ich; denn Ihr müßt die Witterung im Freien abhalten; bei mir würde es freier Wille ſeyn.

Dafür, mein Herr, bin ich der Witterung mehr gewohnt als Sie. Und was hat man denn auf Erden ohne Mühe? verſetzte der Schäfer.

Aber die Einſamkeit — die läſtige Einſamkeit mit ſo mancher Beſchwerlichkeit verbunden?? — fiel ihm Herr von Mildheim in die Rede.

Einſamkeit und Arbeit, antwortete der Schäfer, ſind Schutzengel gegen viele Verſuchungen; und ob ich gleich wandre im finſtern Thale, ſo fürchte ich doch nichts; denn Gott iſt bei mir. Mein Stand hat überdieß neben ſeinem Harten auch ſein reichliches Maß von Annehmlichkeit. Es hebt ſich immer Eines gegen das Andre auf. Der eine Stand hat es in dem, der andre in jenem Stücke beſſer. So macht der liebe Gott der Menſchen Schickſal gleicher, als ſie ſelbſt glauben. David war wohl glücklicher, da er noch ſeines Vaters Schafe hütete, als er in der Folge als König von Iſrael und Juda war. Und ich möchte faſt glauben, wir hätten in ſeinen Pſalmen nicht ſo viele ſchöne Stellen, wär' er nicht Schäfer geweſen. Gewiß, dem Schäferleben verdanken wir ſeine ſchönſten ländlichen Bilder von Heerden und Hirten, von Thälern und Hügeln, von Bäu-

men und Quellen. — Wäre König Saul ein gemeiner Arbeitsmann geblieben, er hätte wohl frömmer und glückſeliger gelebt und wäre eines natürlichen Todes geſtorben. Doch, — das war Gottes Schickung! Indeß freut es mich oft, wenn ich ſo denke, wie ſehr der liebe Gott meinen niedrigen Stand geehrt hat. Moſe war ein Schäfer in Midian, und Schäfer waren's, denen auf den Fluren Bethlehems Engel erſchienen ſind. O das hat oft ſchon mein Herz in der kälteſten Nacht erwärmt und mich froher gemacht, als eine köſtliche Mahlzeit.

Erſt nach der langen Lobrede, die der arme Schäfer ſeinem Stande gehalten hatte, fühlte er, daß er zu redſelig geweſen war. Er bat um Verzeihung. Herr von Mildheim verſicherte ihn, daß es ihm große Freude gemacht habe, einen gemeinen Mann kennen zu lernen, der bloß aus der Bibel über ſo wichtige Angelegenheiten der ganzen Menſchheit ſo richtig zu urtheilen wiſſe.

Ach Sie ſind zu gut, lieber Herr, ſagte der Schäfer; aber es wäre ja doch ein Glück für die Welt, wenn alle Armen, ſo oft ſie mit ihrem Zuſtande unzufrieden ſind, oder von Vornehmen gering geſchätzt werden, ſich tröſteten, daß doch Gott die Armuth von jeher geehrt und genährt hat. Schäfer, Teppichwirker, Fiſcher und Zimmerleute waren ihm nie zu ſchlecht, und Sie, lieber Herr, ſcheinen den lieben Gott nachahmen zu wollen, weil ſie ſo leutſelig gegen arme Leute ſind.

Ihr ſeyd ſehr bewandert in der Bibel, lieber Freund, ſagte der Edelmann, und das iſt ſchön; aber noch ſchöner, daß Ihr auch einen nützlichen Gebrauch von ihr macht.

O, lieber Herr, erwiederte der Schäfer, ſie iſt auch mein Lieblingsbuch, und ich danke Gott tauſendmal, daß ich, als ein ſo blutarmes Kind, doch leſen gelernt habe. Gott ſoll

es dem reichen Freunde meines Vaters noch in der Ewigkeit vergelten, der mich auf ſeine Koſten ſo fleißig in die Schule geſchickt hat! Seit dreißig Jahren verging kein Tag, da ich nicht wenigſtens etwas in der Bibel geleſen hätte. War's auch nicht immer ein ganzes Kapitel: ſo waren es doch ein Paar Verſe. Aber auch nur dreihundert und fünf und sechzig gut ausgewählte Verſe ſind ſchon ein großer Schatz von goldnen Wahrheiten; und Kinder, die einmal daran gewöhnt ſind, alle Tage etwas aus der Bibel zu leſen, ſehen ſich alle Morgen nach ihr um, wie nach ihrem Frühſtücke. Freilich haben nicht alle Leute ſo viel Zeit dazu, als ein Schäfer; aber das iſt's eben auch, was mir meinen Stand verſüßt. Wenn die Heerde ruht, flick' ich für mich und die Meinigen Schuhe, oder ſchnitze etwas von Holz, oder flechte ein Körbchen, und dann weiß ich mir keinen liebern Zeitvertreib, als über das, was ich geleſen habe, nachzudenken, und ſo bekam ich nach und nach faſt die ganze Bibel in den Kopf. Gewiß, ich wäre manchmal ganz kleingläubig geworden, hätte mich das Buch nicht getröſtet. Dafür iſt es aber auch mein Begleiter auf allen Wegen und Stegen.

Herr von Mildheim fand die unaufhaltſame Redſeligkeit, in welche der Schäfer bei Erwähnung der Bibel verfallen war, eben ſo ſonderbar, als die Lobrede auf den Schäferſtand.

Ihr habt wohl ſchon viel Hauskreuz gehabt, über dem Euch das Buch ſo heilig geworden iſt? fragte Er ihn.

Eben nicht mehr, als viele hundert Menſchen um mich her, verſetzte der Schäfer. Ich hab' immer mehr Urſache zu danken als zu klagen; denn ich habe ein braves Weib und acht Kinder in der Hütte dort unten. — Die Zahl acht ſprach er mit einem ſo frohen Nachdrucke aus, wie ein Geld-

narr ſie ausſprechen würde, wenn er von ſo viel tauſend Thalern Gewinn ſpräche.

Der Edelmann ſah nach der Hütte hinab in das Thal. Ah, ſagte er, das Häuschen dort unten mit dem rauchenden Schornſteine?

Um Vergebung, mein Herr! verſetzte der Schäfer. Da raucht es ſelten des Abends, wenn nicht die Kälte zum Einheizen zwingt. Brot und Waſſer machen einen ſchlechten Rauch. Das Hüttchen dort, linker Hand neben der Kirche bei der Hagdorn-Hecke mein' ich.

Was? das Hüttchen mit den zwei kleinen Fenſtern, das keine zwölf Schritte lang zu ſeyn ſcheint? rief der Edelmann erſtaunt aus. Wie iſt es möglich, mit einer ſo ſtarken Familie darin zu wohnen?

Das iſt nicht nur möglich, ſondern wirklich ſo, und wir beweiſen, daß viel geduldige Schäfchen in Einen Stall gehn, erwiederte der Schäfer. Wie mancher beßre Menſch hat gar kein eignes Obdach! Wie mancher gute Chriſt mußte in einem Kerker umkommen, gegen den meine Hütte ein Palaſt iſt! Trieb der Wind nur nicht ſo gern Regen und Schnee durchs Dach, wir wünſchten uns nichts Beßres. — Wir haben Geſundheit, Friede und Freiheit — was wollen wir weiter?

Aber, wie kommt Ihr denn des Nachts alle unter? fragte der Edelmann.

Unſre Moosbetten, ſagte der Schäfer, ſind durchs ganze Häuschen vertheilt. Wir legen uns nie anders, als müde zu Bett, und dann ſchläft ſich's in jedem Winkel gut.

Moosbetten? was iſt das? fragte Herr von Mildheim.

Je, das ſind eben Betten, in denen Moos ſtatt der Federn ſteckt, verſetzte der Schäfer. An warmen Herbſttagen ſammeln meine Kinder im Walde langes und weiches Moos, leſen die holzichten Stiele aus, ſchütteln es brav,

daß die noch daran hängende Erde abfällt, breiten es dann auf dem Hausboden aus, und nach etlichen Tagen ſind die Federn zu unſern Unterbetten fertig. Meine Frau macht dann von werkenem Tuche einen weiten Sack, darein füllt ſie das Moos, vertheilt es hübſch gleich, und heftet vermittelſt einer langen Hutnadel das Unterbett alle Spannen weit von einander ins Viereck mit Bindfaden, damit ſich das Moos nicht hin und her ſchieben kann, und das Lager iſt fertig.

Herr von Mildheim bemerkte hier, daß das eben ſo ſeye, wie bei den mit Roßhaar gefüllten Matratzen, auf denen er ſelbſt ſchlafe.

Der Schäfer aber fuhr fort, dieſen wohlfeilen und geſunden Betten eine große Lobrede zu halten. Ich muß mich immer wundern, ſagte er, wenn ich ſehe, wie elend ſich die meiſten armen Leute in Anſehung der Betten behelfen, und gleichwohl nicht darauf ſinnen, ſich ein wohlfeileres Nachtlager zu verſchaffen. Wir alle in meinem Hauſe kennen kein andres Stück Federbett, als eine leichte Bettdecke. Alles übrige iſt Moos; und wir, die wir in der warmen Stube ſchlafen, bedecken uns bloß mit dicken wollenen Decken, die meine Frau ſelbſt ſpinnt und walken läßt.

Aber iſt denn nicht das Lager ſehr hart und die Decke rauh? fragte der Edelmann.

Wohl nicht ſo ſanft und weich als ein Federbett, erwiederte der Schäfer; aber auch nicht hart, wenigſtens für uns nicht, die wir deſſen gewohnt ſind. Ich habe ſchon auf Federbetten geſchlafen, die härter waren als unſre Moos-lager. So bald ich in ein gewöhnliches Bett komme: ſo fange ich an zu ſchwitzen, es juckt mich am ganzen Leibe, ich werfe mich alle Viertelſtunden herum, und ſtehe gewöhnlich weit müder auf, als von meinem Moosbette. Ja, mein

Herr, dieſen Betten verdank' ich's, daß wir im vergangenen Frühlinge bei der Seuche, die in unſerm Dorfe war, ſo glücklich durchgekommen ſind.

Wie ſoll ich das verſtehn? fragte Herr von Mildheim. Steckt denn in dem Mooſe ein Gegengift wider die Seuchen?

Das wohl nicht, antwortete der Schäfer; aber weil wir, bei der Wohlfeilheit unſrer Betten, keinen Mangel daran haben, ſo brauchen wir nicht, bei anſteckenden Krankheiten, alle beiſammen zu liegen, und können im Augenblicke Rath ſchaffen. Bei dem Nerven-Fieber, das im letzten Frühlinge in meinem Dorfe war, ging es gewöhnlich das ganze Haus durch, ſo bald nur eine Perſon befallen wurde, bloß weil ſich, aus Mangel an Betten, die Geſunden zu den Kranken legten.

Das war in meinem Hauſe nicht. Meine Frau bekam zwar auch die Seuche, und das ſo gefährlich, daß wir an kein Aufkommen mehr dachten; aber Keines von uns wurde angeſteckt, weil kein Geſundes in das Bett des Kranken kam. Die drei Kleinen, die bisher in der Stube lagen, ſchaffte ich hinaus, damit ſie nicht in den ungeſunden Ausdünſtungen ſchliefen; ich lüftete fleißig, machte Eſſigdampf, und meine Frau befolgte die Vorſchrift des Doktors, und ſo ſind wir, Gott Lob! glücklich durchgekommen. Aber, wie geſagt, ohne unſre wohlfeilen Betten wär' es uns wohl eben ſo gegangen, wie vielen unſrer Nachbarn.

Freilich hat uns die Krankheit ein wenig zurückgeworfen, und es wäre in dem Punkte noch ſchlimmer gegangen, wenn uns der brave Herr Pfarrer nicht ſo treulich beigeſtanden hätte. — Doch bis hieher hat der Herr geholfen, er wird auch ferner helfen.

Herr von Mildheim glaubte, daß es mit dieſer Erzählung auf ein Almoſen angeſehen ſey, und griff in die Taſche.

Nein, mein Herr! ſagte der Schäfer, — ſo war es nicht gemeint. Ich verdiene, Gott ſey Dank, alle Tage mein Stückchen Brot, und auch die meiſten von meinen Kindern helfen ſchon etwas erwerben; denn ich habe nur noch drei unter fünf Jahren.

Wie? nur noch drei! ſprecht Ihr? Drei ſo kleine Kinder ſcheinen mir allein für einen ſo armen Vater Laſt genug — rief Herr von Mildheim aus.

Nicht ſo ganz, antwortete der Schäfer. In meinem Häuschen regt Alles die Hände, und eine Hand iſt immer übrig, um des kleinſten Kindes zu pflegen. Wer keine harte Arbeit verrichten kann, hält ſich an die leichte. Die Hälfte ihres jährlichen Brotes bringen meine Kinder durch Aehrenleſen zuſammen. Die Wolle zu Strümpfen holen die Kleinen von Hecken und Brombeerſträuchen, wo die Schafe ſie hängen laſſen, und die Größern ſpinnen und ſtricken ſie. Für zwei treffliche Ziegen, die zuſammen mehr Milch geben als eine Kuh, ſchaffen ſie Futter in Menge heim, und dörren auch welches auf den Winter. Auſſerdem vergeht auch kein Tag, da nicht die Kleinen wenigſtens etwas an baarem Gelde verdienten. Bald machen ſie für Jemand einen Gang, oder leſen Steine aus den Aeckern, oder fädeln Glasperlen zu Halsgehängen auf Roßhaar, oder treiben ſonſt etwas Einträgliches, ſo daß ein Kind von 7—8 Jahren manchmal ſeine 5—6 Kreuzer des Tages verdient. Meine älteſte Tochter, die das Nähen gelernt hat, und die Kleinen auch angewöhnt, iſt kaum ſechzehn Jahre alt; aber ſie erwirbt ſich täglich einen hübſchen Groſchen. Mein älteſter Junge von vierzehn Jahren flicht kleine Handkörbchen von Weide, und Sockſchuhe von Ziegenhaaren und von Tuch-Enden, und weiß deren nicht genug aufzutreiben, ſo ſtarken Abgang hat ſeine Waare. Im Winter iſt er mir auch am Dreh-

ſtuhle behülflich; denn ich pflege in dem für Schäfer ſo müßigen Winter Spinnräder und andre Drechslerwaare zu verfertigen. Sehen Sie, mein Herr, ſo hat's mit armen Leuten, wenn ſie nur ihre Hände regen, ihre Kinder etwas lernen laſſen und zur Arbeit anhalten, keine Noth. Ein geſundes Kind von neun Jahren, das nicht ſein Brot verdient, iſt immer ein Beweis, daß es die Aeltern in der Zucht und Anweiſung verfehlt haben. Wie oft hab' ich mich ſchon glücklich geprieſen in meinem Stande! Wär' ich ein vornehmer und dabei armer Mann: ſo müßt' ich mich erbärmlich abſorgen mit meinen Kindern; aber in meinem Stande fehlt's nicht an Mitteln, den Kindern Verdienſt und Unterkunft zu verſchaffen und ſie ſo vornehm zu machen, als ich ſelbſt bin; darum ſag' ich immer: Gott macht die Stände der Menſchen, in Wohl und Weh, viel gleicher, als ſie gemeiniglich glauben. Mancher iſt arm bei großem Gut, und mancher iſt reich bei ſeiner Armuth.

Indem er dieß ſagte, kam Marie, ein Mädchen von etwa neun Jahren, über Querfeld zu ihrem Vater geſprungen. Es war ein munteres, freundliches und rothwangiges Ding, hatte die Schürze aufgeſteckt, und rief ſchon von ferne: Vater, Vater! heute hab' ich wieder einmal einen guten Tagelohn gemacht. Es öffnete die Schürze, und fiel dann dem Vater mit kindlichen Liebkoſungen um den Hals.

Herr von Mildheim, entzückt über die Herzlichkeit des Kindes, ſah begierig nach dem Funde, und ſiehe da, es war nichts als ein Bündelchen Schafwolle, von Dorn- und Brombeerſträuchen geleſen. — Ja, ja, liebe Marie, ſagte der Vater, das war ein glücklicher Tag! Du ſollſt aber auch einen ſchönen Rock davon haben, ſobald du genug zuſammen gebracht haſt. Nur daß du mir keine Flocke dazu von

einem Schafe rupfſt! Du könnteſt dann nie den Rock mit gutem Gewiſſen betrachten.

Gott! ſagte Herr von Mildheim zu ſich ſelbſt, wie wenig braucht es, um einen Armen froh zu machen! Wie erfinderiſch iſt die Armuth in Erwerbung ihrer Bedürfniſſe! Er reichte dem guten Mädchen freundlich die Hand vom Pferde herab und bezeigte ſeine Freude darüber, ein ſo armes Kind ſo wohl gekleidet zu ſehen.

Ich halte ſehr viel darauf, ſagte der Schäfer, Kinder nicht allzu elend umher ziehen zu laſſen. Der Menſch muß Achtung gegen ſich ſelbſt haben, und die verliert er gar zu gern in einem allzu ſchlechten Gewande. Ich lehre meine Kinder nicht ſowohl Alles entbehren, als vielmehr durch Fleiß und Anſtelligkeit Alles erwerben. Meine Jungen ſind die einzigen im Dorfe, welche ſtricken, und die Wolle zu ihren Röcken und Strümpfen ſelbſt ſpinnen; das alles aber thun ſie gern, weil ſie gewohnt ſind, etwas auf ihren Leib zu halten.

Aber wovon, liebe Marie, ſagte Herr von Mildheim zu dem Mädchen, wovon willſt du denn den Rock wirken laſſen?

Ei, ſagte Marie, da hab' ich ſchon zwanzig Kreuzer in meinem Spartopfe, die mir Nachbars Leonore gegeben hat, weil ich ihr Diſteln für ihre Gänschen geholt habe, und dazu bekam ich alle Tage ein Stück Brot und manchmal auch Butter darauf.

Nun, liebes Kind, fuhr Herr von Mildheim fort, da muß ich dir doch wohl noch etwas beiſteuern. Er gab ihr einen halben Gulden, und das Mädchen gerieth darüber in ein ſolches Entzücken, daß der Edelmann ſich Vorwürfe machte, bisher ſo manchen Gulden auf eine ganz überflüſſige Art verſchleudert zu haben. Der Schäfer dankte ihm mit einer Herzlichkeit, die ganz an die Freude des Kindes

grenzte; dann ſagte er zu der Kleinen: nun laufe, Mariechen, und zeige der lieben Mutter, wie glücklich du geweſen biſt! — und huſch! ging es den Hügel hinab der Hütte zu.

Freund, ſagte der Edelmann zu dem Schäfer, mich verlangt wirklich die friedliche Hütte zu beſuchen, in der eine ſo liebenswürdige Familie wohnt. Beſonders wünſch' ich Eure Frau kennen zu lernen; denn ich habe große Meinung von einem Weibe, das acht Kinder ſo wohl in der Zucht hält und ſo viel Fleiß und Ordnung ihnen einprägen hilft.

Mein Herr, rief der Schäfer in einer Art von Begeiſterung aus, wenn ich ſtolz bin, ſo bin ich's auf meine Frau! Ich kann wohl ſagen, daß ich an ihr was Gutes gefunden und Segen vom Herrn geſchöpft habe. —

Unter dieſen Geſprächen floß mehr als eine halbe Stunde hin, und die niedergehende Sonne erinnerte unſern Herrn von Mildheim, daß er noch eine gute Strecke Weges vor ſich hatte. — Ehrlicher Alter, ſagte er zu dem Schäfer, es iſt nun hohe Zeit zum Abſchiede; aber auf dem Rückwege ſehen wir uns wieder; denn ich kann Thalfeld nicht vorübergehn, ohne eine Familie kennen zu lernen, für die Ihr mir ein ſo gutes Vorurtheil eingeflößt habt.

Indem er dieß ſagte, warf er dem Schäfer einen Kronenthaler in den Hut, mit den Worten: Guter, ehrlicher Mann, verzehrt dieſe Kleinigkeit am nächſten Sonntage zu meinem Andenken und erlaubt mir auf meiner Rückreiſe Eure Hütte zu beſuchen.

Dem ehrlichen Schäfer ſtanden die hellen Thränen im Auge; das Geſchenk ſelbſt aber wollte er nicht behalten. Er griff geſchwind in den Hut, um es, wir wiſſen nicht mit welchem Bibelſpruche, zurück zu geben; aber eben ſo geſchwind war Herr von Mildheim weg von ihm. Er gab dem Pferde die Sporen und eilte nach dem Schloſſe ſeines

Freundes, von dem er nur noch eine halbe Meile entfernt war.

Auf der kurzen Reiſe, die er noch zu machen hatte, war der Schäfer ſein einziger Gedanke. Er glaubte ihn eher beneiden als bemitleiden zu müſſen. Ja, ja, ſagte er bei ſich ſelbſt, wer noch zweifelt, ob man auch reich ſeyn könne bei bitterer Armuth, der komme nach Thalfeld! der beſuche den armen Schäfer des Dörfchens! O du ehrwürdiger Mann, ohne Rang und Titel! O du reicher Mann, ohne Geld! O du weiſer Mann, ohne Gelehrſamkeit! — Und woraus haſt du all deine Weisheit, deinen edeln Stolz, deine Zufriedenheit und deine Hoffnungen geſchöpft? — Aus einem Buche, das ſo Viele zu gering achten, es nur zu leſen; oder nur leſen, um — darüber zu grübeln, ohne darnach zu thun.

Unter ſolchen Betrachtungen kam Herr von Mildheim auf das Landgut ſeines Freundes. Er blieb da bis zum nächſten Sonntage, und ritt dann über Thalfeld rückwärts. Er kam eben an, da ſchon Alles in der Frühkirche verſammelt war. Er gab ſein Pferd im Gaſthauſe ab und ging, auch die Predigt zu hören, die er ſo ländlich-ſchön, und den Bedürfniſſen des Volkes ſo angemeſſen fand, daß er begierig war, auch den Pfarrer näher kennen zu lernen. Sein Hauptbeſuch aber galt dem Schäfer des Dorfes. Er trank alſo bei ſeiner Zurückkunft aus der Kirche bloß ein Glas Wein in dem Wirthshauſe, und ſuchte dann das Häuschen hinter der Hagdornhecke auf. Unbemerkt kam er in den engen Vorplatz und fand die Stubenthüre ein wenig offen. Der Schäfer, welcher die Heerde ſeinem älteſten Sohne anvertraut hatte, um in die Kirche gehn zu können, ſtand eben in ſeinem Sonntagskleide, in welchem ihn Herr von

Mildheim kaum erkannte, mit ſeiner zahlreichen Familie um den Tiſch, und ſprach mit der angenehmſten Stimme ſein Tiſchgebet ganz allein. Frau und Kinder waren ebenfalls ganz wohl gekleidet; aber die Tafel war nur ſchlecht beſetzt. Eine Schüſſel mit Kartoffeln, ein Salzfaß, ein brauner Krug, ein Laibchen Brod, und um und um blanke hölzerne Teller nebſt Meſſer und Gabel, waren Alles, was ſich auf dem Tiſche befand. Das hatte er nicht erwartet. Er glaubte vielmehr ein feſttägliches Gerichte zu finden, weil er der Familie zu dem Ende den Kronenthaler geſchenkt hatte. Noch weit mehr aber fiel es ihm auf, bei dieſer geringen Sonntagskoſt ſo zufriedene Menſchen zu erblicken. „Aber Vater,“ hörte er Marien ausrufen, als ſie ſich Salz auf den Teller nahm, „was wir für einen Haufen Salz zu unſern Kartoffeln haben! Wie manche Leute werden ſie ohne Salz eſſen müſſen!“ — Da haſt du recht, liebe Marie, verſetzte der Schäfer. Wenn man nicht Alles im Vollauf hat, ſo muß man immer an die Leute denken, die noch weniger haben, und man wird auch das Wenige mit Dank gegen Gott genießen. Zufriedenheit aber iſt eine köſtliche Würze auf geringe Mahlzeiten. — Marie fand nach dieſer Bemerkung die Kartoffeln ganz ungewöhnlich ſchmackhaft. Aller Augen waren auf das Eſſen gerichtet, und noch lange würde man Herrn von Mildheim nicht vor der Thüre bemerkt haben, hätte nicht der Hund ihn durch ſein Knurren verrathen. Marie ſah ſich zuerſt um. „Herr Jemine! Sieh, Vater!“ rief ſie in Begeiſterung aus, „da iſt ja der gute Herr, der mir ſo viel Geld geſchenkt hat!“ — Herr von Mildheim trat hiermit in das Stübchen, bot dem ehrlichen Schäfer und ſeinem Weibe freundlich die Hand und küßte dann das rothwangige Mädchen, das ihn zuerſt entdeckt hatte. Groß war die Freude der ganzen Familie. Die

Kinder ſtanden rund um den Fremdling her und konnten ſich nicht ſatt ſehen an ihm. So hungrig ſie alle waren, ſo würden ſie doch die Mahlzeit vergeſſen haben, hätte nicht Herr von Mildheim ſich zuerſt ſelbſt an den Tiſch geſetzt und dadurch die Hausleutchen gezwungen, ebenfalls die Plätze wieder einzunehmen.

Ach, gnädiger Herr, ſagte die Schäferinn, wie vielen Dank ſind wir Ihnen ſchuldig! aber — ſetzte ſie beſchämt hinzu — was werden Sie denken, daß wir heute nichts als Kartoffeln haben, und nicht auf Ihre Geſundheit von dem Gelde, mit dem Sie uns ſo liebreich beſchenkt haben, etwas Beßres verzehren? Wie würden wir uns freuen, Sie einladen zu können! — Aber ſiehſt du, Niklas, ſagte ſie dann zu ihrem Manne, und drohte ihm mit dem Finger, du warſt auch nicht zu überreden!

Ich muß mich in der That wundern, ſprach Herr von Mildheim, daß ihr Leutchen auch nicht einmal ein wenig Butter am Sonntage zu euern Kartoffeln genießt.

Die Schäferinn wurde roth. Ich muß nur geſtehn, ſagte ſie, daß leider! Ich daran Schuld bin, wenn mein armer Niklas von Ihrem Geſchenke ſich nichts zu Guten thut. Im verwichnen Frühjahre war ich krank. Das Hauskreuz warf uns gewaltig zurück. Noch ehevorgeſtern waren wir den halben Apothekerzettel ſchuldig. Sieh, ſagte mein Niklas, da hat uns der liebe Gott wieder einen Sorgenſtein vom Herzen gewälzt — — und ohne ſich aufhalten zu laſſen, trug er den Thaler auf Abſchlag in die Apotheke. Kredit, ſagte er, iſt beſſer, als baar Geld, und wenn uns wieder einmal eine Krankheit zuſtößt, ſo helfen uns Doktor und Apotheker wieder in der Noth. Laß uns noch einige Wochen genau leben: ſo werden wir unſrer Schuld los, und dann wird's uns doppelt wohl. Kurz, er ging — und

der Apotheker war ſo gut, ihm das, was noch auf den Kronenthaler fehlte, zu ſchenken.

Indem ſie dieß ſagte, liefen ihr die Thränen über die Wangen. — Ja, ja, ſehen Sie: ſo bin ich unſchuldigerweiſe daran Schuld, daß wir Ihnen heute nichts als Kartoffeln anbieten können.

Herr von Mildheim faßte bei dieſer Erzählung neue Hochachtung gegen den ehrlichen Schäfer, welcher ſich vergeblich bemüht hatte, die Geſchwätzigkeit ſeiner Frau zu unterbrechen. Mein Herr, ſagte er am Ende, ich denke, die Bibel hat Recht, wenn ſie behauptet: Ein guter Muth iſt ein tägliches Wohlleben. — Den guten Muth aber würd' ich vom Verzehren des Thalers nicht bekommen haben, den mir der Gedanke macht, daß nun meine Schulden getilgt ſind. Aber Mieke, machſt du denn keine Anſtalt, daß der Herr da wenigſtens ein Stückchen Butter zu den Kartoffeln bekommt? —

Herr von Mildheim beſtand darauf, nichts anders anzunehmen, als was für die genügſame Familie aufgetragen war; und in der Folge verſicherte er öfters, daß ihm nie eine Mahlzeit beſſer geſchmeckt habe, als dieſe.

Aber was habt ihr denn da in dem braunen Kruge? fragte er endlich. Mein Herr, ſagte der Schäfer, ein Waſſer, das der Kaiſer nicht beſſer hat! Es ſpringt hart vor meiner Thüre. Im ganzen Dorfe fließt kein ſolcher Tropfen, und ich möchte ſagen, im ganzen deutſchen Reiche gibt es kein beßres Waſſer. — Eben brachte eines der Kinder ein hellgeſchwänktes Glas, und der Schäfer ſchenkte ſeinem Gaſt ein. Sehen Sie, ſagte er, perlt es nicht ſo klar und lauter, als wär' es aus dem Jakobs-Brunnen geſchöpft? Monate lang kommt oft kein anderes Getränk über meine Zunge, und wenn mir manchmal einfällt, warum ich doch

nicht auch Bier und Wein habe, wie reiche Leute, ſo denk ich immer: war's doch auch nichts Beßres als ein Trunk Waſſer, mit dem das Weib von Samarien den erhabenſten Gaſt, den die Erde ſah, bewirthet hat! —

Herr von Mildheim fand wirklich das Waſſer auſſerordentlich ſchmackhaft, und glaubte, daß es auch ein Waſſerfeind, nach einer ſolchen Anpreiſung und in einer ſolchen Geſellſchaft, mit Vergnügen trinken müßte.

Gern hätte er, der Familie zu gefallen, Braten und Wein aus dem Wirthshauſe bringen laſſen; aber er fürchtete, daß es der Schäfer als eine Verſchmähung ſeines ſo ſehr gerühmten Waſſers und der ſo wohl geſalzenen Kartoffeln anſehen möchte. Er für ſeine Perſon hatte keinen Faſttag. Er befand ſich vielmehr äuſſerſt wohl dabei. Die Reinlichkeit, die in dem ganzen Stübchen herrſchte, machte den Aufenthalt angenehm, und das reine Tiſchgedecke die geringe Mahlzeit appetitlich.

Die Wand war nicht, wie gewöhnlich in den Häuſern der Armen, einem Rauchfange gleich. Sie war ſchneeweiß betüncht, und zwar von der Hand des Schäfers ſelbſt. Mit einer Ausgabe von ein Paar Groſchen, ſagte dieſer, iſt der ganze Staat vollbracht, und man fühlt ſich noch einmal ſo heiter in ſeiner Hütte, wenn ſie nur hell und freundlich ausſieht. Auch iſt eine weiße Wand eine Aufmunterung, den Fußboden und die Geräthſchaften ebenfalls ſauber zu halten. Wirklich war auch alles, was man im Stübchen ſah, nett und reinlich. Tiſch, Bank, Stühle, Leuchter, Krüge und was ſonſt die Armuthei in ihrer Wirthſchaft führt, alles war blank und in der ſchönſten Ordnung. Am beßten verwahrt aber ſtand eine Bibel in einem eigenen Schubkäſtchen neben etlichen Schulbüchern, die trotz des täglichen Gebrauches, alle noch unverſehrt und reinlich waren.

Eben wollte Herr von Mildheim ſich mit den Kindern über ihre Schulbücher unterhalten, als es anfing zur Kirche zu läuten. Im Augenblicke ergriffen ſie ihre Bücher, machten eine freundliche Verbeugung, und eilten alle der Kirche zu, ohne, wie ſonſt Kinder thun, des Beſuches willen, zu Hauſe bleiben zu wollen. Herr von Mildheim, der es dem Schäfer abmerkte, daß er, nur um ſeines Gaſtes willen, die Kinder allein gehen ließ, that den Vorſchlag, ihnen auch in die Kirche zu folgen. Zu ſeinem großen Vergnügen bemerkte er hier, wie die Kinder des Schäfers in der Katechismuslehre durch Geſchicklichkeit über alle hervorragten. Nicht Eine Antwort blieben ſie dem Pfarrer ſchuldig. Sie dachten richtiger, hatten mehr gelernt, drückten ſich beſſer aus, und führten nicht den widerlichen Schulton wie die andern. Alle dieſe Kinder, ſagte Herr von Mildheim bei ſich ſelbſt, haben einerlei Schule und einerlei Kirche beſucht, und gewiß ſind viele darunter, welche an Kopf den Kindern des armen Schäfers nicht nachſtehn — und doch, welche auffallende Ungleichheit! Wie viel vermag der häusliche Unterricht, die fleißige Anhaltung zur Kirche und Schule, und das gute älterliche Beiſpiel! Sollte man glauben, daß die Aeltern der übrigen Kinder den großen Unterſchied bemerken könnten, ohne den Entſchluß zu faſſen, ihre Kinder auch ſo weit bringen zu helfen?

Nach dem Unterrichte beſuchte er den braven Prediger des Dorfes, um bei ihm ſich näher nach der Familie des Schäfers zu erkundigen. Alles was er erfuhr, gereichte ſo ſehr zu ſeiner Zufriedenheit, daß er ſich entſchloß, ſie auf ſein Rittergut zu ziehen, wo er Willens war eine Arbeitsſchule zu errichten. Die Geſchicklichkeit der Schäferinn in allerlei weiblichen Arbeiten, ihre Reinlichkeit und Ordnungsliebe, ihr heller Verſtand und ihr edles Herz, ließen von

einer Arbeitsſchule unter ihrer Aufſicht alles Gute erwarten. Da die Schäferinn überdieß einige ſchon ziemlich erwachſene Kinder hatte, die ihr in Unterweiſung ihrer Zöglinge beiſtehen konnten, und ihr Mann, welcher nebenbei über eine kleine Meierei Aufſicht führen ſollte, ganz dazu geſchaffen ſchien, durch Unterricht in verſchiednen männlichen Arbeiten und durch Vorleſungen aus guten Büchern dieſer Arbeitsſchule auch für ſeine Perſon lehrreich zu werden: ſo entdeckte er dem Prediger ſeinen Entſchluß. Dieſer billigte ihn nicht nur, ſondern ging auch mit dem Herrn von Mildheim in die Wohnung des Schäfers, um ein Augenzeuge von der Freude zu ſeyn, welche der Antrag dieſer armen, frommen Familie bringen würde.

Die beiden Eheleute waren indeß über dem Antrage ganz betreten, indem ſie ſich einer ſolchen Unternehmung nicht gewachſen glaubten. Die ihnen angebotene jährliche Belohnung von 200 fl. an Geld und mehreren Naturalien, deren Werth ſich gleichfalls gegen 200 fl. belief, ſchien ihnen eine zu große Summe zu ſeyn, als daß ſie nur ihren Ohren hätten trauen ſollen — und die Vertauſchung ihres armen Schäferlebens mit einer ganz andern Lebensart lag ihnen ſo ſchwer auf, daß ſie kaum im Stande waren, einen Ausdruck für ihre Gefühle und Bedenklichkeiten zu finden. Die über ihr bevorſtehendes Glück entzückten Kinder aber ſchlichen ſich ängſtlich hinter ihre Aeltern, zupften bald an dem Vater, bald an der Mutter, und winkten und nickten ihnen dann wieder hinter dem Rücken des Herrn von Mildheim zu, daß ſie doch ein ſo glückliches Ereigniß nicht ausſchlagen ſollten.

Endlich machte der Prediger des Dorfs, der den beßten Weg zu dem Verſtande und Herzen unſers Bibelfreundes kannte, aller Bedenklichkeit ein Ende.

Ei, ei, ſagte er, iſt Euch der göttliche Zuruf: „wei-

det meine Lämmer!" ſo bedenklich? Ihr hättet wohl Eure Netze nicht verlaſſen, um Menſchenfiſcher zu werden. —

Von dieſer Seite hatte es der Schäfer in der Ueberraſchung noch nicht betrachtet. Wohlan! ſagte er, wohin des Herrn Engel uns führt, dahin wollen wir folgen! — Die Thränen der Freude und des Danks floſſen aus Aller Augen. Die Kinder hüpften fröhlich um den liebreichen Herrn, indeß er mit dem Vater und der Mutter die zu übernehmenden Geſchäfte und die Zeit ihres Abzugs verabredete.

Nach Verlauf eines Vierteljahres ſagten ſie dem lieben Thalfeld ihr Lebewohl. Mit welchem Schmerz, läßt ſich nur fühlen. Aus dem hochgerühmten Brunnen ſchöpften ſie noch einen Labetrunk und wuſchen ſich die Thränen von den Wangen.

So ziehet denn hin, ihr Edlen! Reiſe glücklich, du Bibelfreund, und empfange aus der Hand des beßten Gutsherrn den Lohn deiner Tugenden mit deiner frommen Gattinn und mit den Erben deines Namens und Herzens! Gutes und Barmherzigkeit müſſe euch folgen euer Lebelang!

VIII. Vermischter Ton.

(In folgender Fabel kommen die meisten Arten von Rede-Ton, die wir bisher einzeln versucht haben, abwechselnd vor; namentlich der Ton der schmeichelnden Zärtlichkeit, der Warnung, der Freude, der Angst, des Schreckens, des Zorns und der Wehklage. — **Fabel**, im engern Sinne des Worts, ist eine erdichtete Begebenheit, in welcher Thiere und andere Wesen, die nicht wie Menschen empfinden, sprechen und handeln können, doch so vorgestellt werden, als könnten sie es, um in dieser Einkleidung die Menschen, wie sie sind,

oder seyn sollten, oder irgend eine moralische Wahrheit, darzustellen.)

17) Die alte Ziege mit ihren Böckchen.

(Nach Aesop.)

Eine alte Ziege hatte zwei junge Böckchen. Kinderchen, sagte sie einmal zu diesen, ich weiſs eine Hecke mit köstlichen Hollunderblättern; aber sie ist weit, weit von hier, und ihr könnt nicht mitgehn; doch sollt ihr deswillen nicht zu kurz kommen. — Jedem von euch bring' ich zwei frische Zweige mit, wenn ihr brav seyd. Aber springt mir ja nicht aussen herum und macht auch die Thür nicht auf, wenn etwas Unbekanntes herein will! Der Wolf schleicht seit etlichen Tagen wieder in der Gegend herum, und so ein Paar fette Dingerchen, wie ihr seyd, wären ein wahrer Leckerbissen für ihn. — Wir wollen gewiſs schön im Stalle bleiben und die Thür nicht aufmachen, bis du wiederkommst, lieb Mütterchen, sprachen die Böckchen, und riegelten von innen zu, als die Mutter hinaus war.

Kaum aber war sie eine Viertelstunde fort, da kam schon Etwas vor die Stallthür und rief im Tone der Mutter: Macht auf, ihr Herzchen, macht auf! — „I, die Mutter, die Mutter kommt schon wieder!“ jubelte eines der Böckchen und wollte sogleich die Thür öffnen. — Halte! sagte das andere: Das war die freundliche Stimme unserer lieben Mutter nicht! Zugleich sah es durch ein kleines Loch der Thür und bemerkte, daſs es der Wolf war. Beide erschracken sehr. „Wir machen nicht auf,“ riefen sie, „Mutter hat es verboten!“ Das ist wohl wahr, sagte der Wolf; aber Mutter schickt mich her, ich soll euch etwas bringen. — „Ei, versetzten die Böckchen, Mutter schickt keinen Wolf, und was er bringt, wollen wir nicht.“ —

Da wurde der Wolf zornig, fing an fürchterlich zu heulen und sprang mit beiden Vorderfüſsen gegen die Thür. „Aufgemacht! sogleich auf! oder ich breche mit Gewalt ein und reiſse euch beide in Stücken. Wiſst, daſs es nichts Beleidigenderes für mich gibt, als Miſstrauen.“

Ach! da bebten die armen Thierchen, wie Aspenlaub. O Mutter, o Mutter! wir sind verloren, wir sehen dich nicht mehr! riefen sie jammernd aus.

In dem Augenblicke fiel ein Donnerschlag, der sie ganz betäubte. Zu ihrem Troste aber hörten sie gleich darauf das Röcheln des Wolfes. Ein Flintenschuſs des nahe dabei wohnenden Jägers hatte ihn zu Boden gestreckt, und zu ihrer Freude sahen sie durch die kleine Oeffnung, wie er ihn am Schwanze nahm und fortzog; aber eine Lache Bluts blieb vor der Stallthüre zurück.

Einige Zeit darauf kam Mutter Ziege nach Hause. Sie hatte das Maul voll frischer Hollunderzweige und freute sich im Voraus darüber, wie ihre Böckchen die Blätter würden herabkläubeln. Wie sehr erschrack sie aber, als sie schon von Ferne das Blut vor der Stallthüre sah! Ach meine Kinderchen, meine arme Kinderchen! hob sie an zu schreien und lieſs den Hollunder fallen. — Määääh, Määääh! riefen die Böckchen dagegen: kommst du Mütterchen? kommst du? — und sogleich machten sie den Stall auf. Die alte Ziege trat taumelnd vor Schrecken und Freude herein. Kinder, Kinder, sagte sie, wo kommt das Blut vor dem Stalle her? Ich glaubte, der Wolf habe euch erwürgt. — Die Böckchen erzählten nun alles, was vorgegangen war, und leckten der Mutter schmeichelnd die Lippen. — Seht ihr, liebe Kinder, sagte zuletzt die Mutter, wie gut es ist, wenn man den Aeltern folgt? Wärt ihr nicht im Stalle geblieben, oder hättet ihr ihn unvor-

sichtig geöffnet: so wäret ihr nun beide verloren. — Doch, vor Schrecken hab' ich ja die schönen Hollunderzweige fallen lassen, die ich euch mitbringen wollte! — Sie ging, holte sie herein und theilte sie mit den Worten aus: eſst nun und laſst es euch wohl schmecken, nach der Gefahr, der ihr durch Gehorsam entgangen seyd.

Materialien zu einer Unterredung über die äſopiſche Fabel überhaupt.

I. Etwas über den Fabeldichter Aeſop.

Aeſop iſt zwar nicht der Erfinder der Dichtungsgattung, welche man Fabel nennt; aber da er der berühmteſte und älteſte aller bekannten Fabeldichter iſt: ſo nennt man alle in ſeiner Manier erfundenen lehrreichen Erzählungen äſopiſche Fabeln.

Aeſop lebte 550 Jahre vor Chriſtus Geburt. Er wurde in Phrygien, einer Provinz Natoliens, oder Klein-Aſiens, als Sklave geboren, und in ſeiner Jugend nach Athen verſetzt, wo er Gelegenheit fand, ſeinen Geiſt auszubilden. Dieſe Gelegenheit benutzte er auf das Gewiſſenhafteſte, ob es gleich ſchien, als ſey er auf ſeine ganze Lebenszeit bloß zu harten Handarbeiten beſtimmt. Von Athen aus wurde er auf die griechiſche Inſel Samos (im Archipelagus) verkauft. Hier hatte er nacheinander zwei Herren, welche damals als ſehr weiſe und gelehrte Männer galten und wohl auch zu ſeiner Fortbildung beitrugen. Der eine hieß Xanthus, der andre Jadmon. Der letztere war ſo großmüthig, ihm die Freiheit zu ſchenken, wahrſcheinlich weil er es ſich ſelbſt zur Schande rechnete, einen durch ſeine Weisheit, beſonders durch ſeine Fabeln, ſo berühmt gewordenen Mann in ſo tiefer Niedrigkeit zu laſſen. Aeſops Ruhm

gelangte hierauf zu den Ohren des reichen Königes Krö- ſus von Lydien. Er wurde an deſſen Hof gezogen und brachte den Reſt ſeines Lebens in Sardis, der Reſidenz des Königs von Lydien, zu.

Erſt im vierzehnten Jahrhundert ſammelte ein Mönch zu Conſtantinopel, Namens Planudes, die von Aeſop herrührenden, oder ihm doch zugeſchriebenen Fabeln, und erzählte zugleich das Leben desſelben; dieſes aber überſalzte er mit einer Menge zum Theil alberner Mährchen in Till Eulenſpiegels Manier. Von Aeſops körperlichem Anſehen macht er eine Schilderung, daß man ſich ſeitdem den weiſe- ſten Mann ſeiner Zeit als einen wahren Wechſelbalg denkt — höckrig, dickwanſtig, zwergartig und krummbeinig, mit ſchwerer Zunge und mißtönender Stimme. Wahrſcheinlich wollte Planudes dadurch nur die Neugier noch mehr auf die Fabeln Aeſops richten und zugleich beweiſen, daß oft die ſchönſte Seele in dem allerunförmlichſten Körper wohnt.

Von Aeſops Tod erzählt er uns: er ſeye von Kröſus nach Delphi geſchickt worden, um dem daſigen Orakel *) Geſchenke zu bringen; habe aber, weil er die Prieſter als Betrüger, und das Volk dumm und träge befunden, einen Theil der mitgebrachten Geſchenke zu beſſern Zwecken be- ſtimmt und beiden bittre Wahrheiten geſagt. Dadurch auf- gebracht, hätten ſie ihn gemißhandelt und endlich von einem Felſen hinabgeſtürzt. Die Wahrheit dieſer Sage läßt ſich indeß nicht verbürgen.

II. Urſprung der Fabeln überhaupt.

1) Der Urſprung der Fabeln verliert ſich in die älte- ſten Zeiten. — Da die Menſchen durch Betrachtung der na-

*) Apoll hatte nämlich in Delphi einen berühmten Tempel, wo die Prieſterinn desſelben im Namen ihrer Gottheit weisſagte.

türlichen Dinge das Meiſte lernten, was ſie wiſſen; da ſie beſonders durch die Naturtriebe der Thiere auf Manches gebracht wurden, worauf ſie ſonſt ſo frühe nicht verfallen wären: ſo war es ganz natürlich, daß ſie das, was ſie durch verſtändige Betrachtung der Geſchöpfe lernten, ſo anſahen, als ob es die Thiere ſie wirklich gelehrt hätten. Es fehlte alſo nichts, als daß man dieſen ſprachloſen Weſen auch menſchliche Sprache andichtete. Selbſt die heil. Schrift legt in mehrern Stellen den Naturdingen menſchliche Sprache bei (z. B. Pſ. 19, 2—4.) und Dichter führen heute noch die Natur redend ein. So ſagt Gellert:

Dich predigt Sonnenſchein und Sturm,
Dich preiſt der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringſte Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre.
Mich, ruft der Baum in ſeiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht,
Gebt unſerm Schöpfer Ehre!

2) Dieß Redend-einführen nicht reden könnender Weſen brachte ſchon im grauen Alterthume auf den Einfall, allerlei Wahrheiten und gute Lehren in kleine Geſchichtchen einzukleiden, in welchen Thiere und andre Naturdinge ganz wie Menſchen vorgeſtellt werden, ganz wie Menſchen denken, ſprechen und handeln. Dieſe Einkleidung gefiel wegen ihrer Sonderbarkeit, und die Menſchen betrachteten ſich um ſo lieber in dieſem neuen Spiegel, da er ihnen auf eine ſo beluſtigende Weiſe ihr Bild zeigte.

Aeſop, dem Tugendvollen,
Iſt alſo Dank zu zollen;
Er gab den Thieren Rollen,
Daß ſie uns lehren ſollen
Was wir nicht lernen wollen.

3) Bei allem dem hat die Vergleichung des Menſchen mit Thieren doch oft etwas weit Beiſſenderes, als die mit Menſchen von ähnlicher Beſchaffenheit. Der Murrkopf will lieber mit einem andern Murrkopfe, als mit einem Brummbären; der Träge will lieber mit einem andern langſamen Bruder, als mit einem Eſel; der Unreinliche will lieber mit einem andern Schmuzigen, als mit einem Schweine verglichen ſeyn.

4) Thierfabeln haben überdieß das Bequeme, daß der bloße Name manches Thieres ſchon ein vollkommnes Bild des Menſchen gibt, den die Fabel zur Schau ſtellen will. Da braucht man nicht erſt zu ſchildern. Jeder denkt ſich ſogleich das Eigenthümliche, was er denken ſoll. Spräche ich die Namen Heinrich und Marcipille aus: ſo wüßtet ihr zwar, daß ich von ein Paar Menſchen rede; nicht aber, was dieſe für Eigenſchaften haben. Spreche ich aber Fuchs, ſo denkt ihr ſogleich an Schlauheit; ſpreche ich Gans, ſo denkt ihr an Einfalt.

Durch Beobachtung der Thiere hat man nämlich an ihnen gewiſſe herrſchende Eigenſchaften und Eigenheiten entdeckt, die man mit menſchlichen Eigenſchaften und Eigenheiten vergleicht.

Ihr habt noch nicht viele Fabeln geleſen, und doch werdet ihr bei vielen Thiernamen ſogleich an dieſe oder jene Eigenſchaft denken, die man ſich auch an Menſchen wahrnimmt.

Laßt uns die Probe machen! Ich werde Thiernamen nennen, und ihr nennt mir darauf menſchliche Eigenſchaften, an welche man ſich leicht bei dieſen Namen erinnern kann. Ich werde mit ein Paar anfangen, die ich ſchon genannt habe.

Der Fuchs? — Schlauheit, Witz.
Die Gans? — Einfalt.
Der Pfau? — Hochmuth.
Die Aelſter? — Schwatzhaftigkeit.
Der Hamſter? — Geiz und Habſucht.
Der Eſel? — Trägheit und Langſamkeit.
Die Biene? — nützliche Arbeitſamkeit und Ordnungsliebe.
Die Ameiſe? — Geſchäftigkeit. (Spr. Sal. 6, 6—8.)
Die Spinne? — Kunſt.
Die Grille? — froher Leichtſinn.
Der Schmetterling? — Flatterhaftigkeit.
Der Kuckuck? — Eigenlob.
Der Wolf und Tiger? — Grauſamkeit, Mordluſt.
Der Haſe? — furchtſame Schnellfüßigkeit.
Der Bär? — brummiſches Weſen.
Die Eule? — Trübſinn.
Das Chamäleon? — Unbeſtändigkeit, Veränderlichkeit.
Die Schlange? — verſteckte Argliſt.
Das Lamm und die Taube? — Unſchuld und Sanftmuth.
Der Löwe? — Macht und Großmuth.
Der Ratz? — Verſtohlenheit.
Der Affe? — gedankenloſe Nachahmungsſucht. Schwache Aelternliebe.
Das Schwein? — Unreinlichkeit. Gefräßigkeit.
Der Hund? — Treue; auch Biſſigkeit und Neid.
Der Elefant? — Verſtand und Stärke.
Der Haifiſch? — Raubgier.
Der Vielfraß? — Gefräßigkeit.
Die Auſter? — Taubheit; gänzliche Unthätigkeit u. ſ. w.

Und nun auch einige Beiſpiele aus dem Pflanzenreiche:

Die Neſſel und Diſtel? — Unverträglichkeit.
Die Roſe? — Schönheit; Jugendreiz.
Das Veilchen? — Beſcheidenheit bei Verdienſt.
Die Sonnenblume und Tulpe? — eitler Glanz und Prachtliebe.
Die Lilie? — Unſchuld.
Die Klette? — Anhänglichkeit.
Der Wermuth? — Lebensbitterkeit.
Das Schilfrohr? — Wankelmüthigkeit.
Die Ceder? — Hoheit.
Der Efeu? — Unſelbſtſtändigkeit, Schmiegſamkeit. u. ſ. w.

III. Natur und Beſchaffenheit der Fabel.

1) Jede Fabel enthält zwar ein Sinnbild oder eine Vergleichung; aber nicht jede Vergleichung iſt eine Fabel. Wenn ich z. B. ſage: „der leere Kopf trägt ſich oft höher, als der geiſtvolle, wie die leere Aehre über die volle empor ragt" — ſo iſt es noch keine Fabel; erzähle ich aber:

Mit ſtolz gehobner Stirn, und nicht durch Laſt gedrückt,
Sprach einſt ein leerer Halm zu einer vollen Aehre:
„Wie kommt es, daß dein Haupt ſo nach dem Boden nickt?"
Sogleich verſetzte ſie dem Brüderchen zur Lehre:
„Ich ſtände freilich nicht ſo tief herabgebückt,
„Wenn ich ſo leer wie du, in meiner Stirne wäre."

jetzt erſt iſt es eine Fabel!

Spräche ich: „wie die Sonne durch ihre milden und wohlthätigen Strahlen mehr ausrichtet, als der Sturm durch ſein Raſen: ſo richtet auch die menſchliche Milde und Wohlthätigkeit gewöhnlich mehr aus, als der Zorn," ſo

iſt es eine bloße Vergleichung; aber ſie wird zur Fabel, wenn ich erzähle:

Wind und Sonne ſtritten ſich, wer von ihnen am mächtigſten ſey. Ein Wanderer, in ſeinen Mantel gehüllt, ging eben des Weges. — „Wer von uns vermag dieſem am ſchnellſten den Mantel vom Leibe zu bringen?“ rief der Wind der Sonne zu. — „Es gilt den Verſuch!“ verſetzte dieſe; und ſogleich blies der Wind mit vollen Backen auf den Wandrer los; aber nur deſto veſter wickelte ſich dieſer in ſeinen Mantel.

Nun machte die Sonne einen Verſuch mit ihren warmen und wohlthuenden Strahlen. Nicht lange, ſo nahm der Wandrer von ſelbſt den Mantel ab und trug ihn unter dem Arme.

2) Jede Fabel muß alſo eine Begebenheit enthalten, und zwar, wenn es eine ächt-äſopiſche ſeyn ſoll, eine Begebenheit, in welcher Weſen, die nicht wie Menſchen denken, fühlen, reden und handeln können, doch ſo vorgeſtellt werden, als könnten ſie es.

So läßt Aeſop in der geleſenen Fabel die Ziege, ihre Böckchen und den Wolf wie Menſchen denken, fühlen, reden und handeln.

Könnte man aber folgende kleine moraliſche Erzählung aus dem Kinderfreunde auch eine wahre Fabel nennen?

„Eine alte und eine junge Maus liefen um eine Falle von Eiſendraht und rochen den Speck, der darin war. Die alte verſuchte lange, zu dem Specke zu kommen, ohne in die Falle zu kriechen; denn es ſchien, als ob ſie dabei eine Gefahr beſorge; als es aber nicht anging, ſo lief ſie weiter. Allein die junge Maus bedachte ſich nicht lange, ſondern kroch hinein und fraß den Speck begierig auf. Da

ſie aber ſatt war und ihre Freiheit wieder ſuchen wollte, war dieſe verloren, und ſie — gefangen.

Das Alter bringt Erfahrung und Vorſicht, und dreiſter Vorwitz mit Unerfahrenheit iſt ein gewöhnlicher Fehler der Jugend. Wer jung iſt, ſollte daher billig Mißtrauen in ſeine eigenen Einſichten ſetzen, und es ſich nicht zutrauen, daß er ſich ſelbſt regieren könne.“

In dieſer Erzählung wird den zwei Thierchen nichts Uebertieriſches beigelegt; es wird bloß von der Vorſichtigkeit der alten und von der Unvorſichtigkeit der jungen Maus erzählt, was alles ganz buchſtäblich wahr ſeyn kann. Uebrigens wird den beiden Mäuſen weder menſchlicher Verſtand noch menſchliche Sprache beigelegt.

8) Die Fabel muß endlich auch eine ſittliche Anwendung (eine Regel für Lebensklugheit oder Lebensweisheit) entweder ausdrücklich enthalten, oder doch abſichtlich veranlaſſen.

Wenn keine Moral in der Fabel liegt, ſo iſt ſie keine Fabel, und wenn auch zehn Thiere oder andere Geſchöpfe redend darin aufträten. Jedes in der Fabel vorkommende Weſen muß ſchlechterdings ein ſittliches Bild ſeyn.

Welche Moral beabſichtet denn nun die Fabel von der Ziege und den Böckchen? — Was bedeutet die Ziege? was bedeuten ihre Böckchen? was bedeutet der Wolf? —

Merkt indeß, daß man auch nicht mit dem Deuten zu weit gehen dürfe. In den meiſten Fabeln kommen auch kleine Nebenzüge bloß zur Verzierung vor.

Die Lehre: „Kinder, gehorcht euren Aeltern und Lehrern!“ iſt in eine Menge Fabeln eingekleidet vorhanden. Als Probe will ich euch ein Paar vorleſen.

Das milchweiße Mäuschen.
(von Bertuch.)

Ein milchweiß Mäuschen war einmal
Von einer großen Mäuſezahl
Die einz'ge ihrer Art;
Ihr Fellchen war dem Atlas gleich,
So glatt, ſo ſchimmernd und ſo weich,
Sie ſelbſt war klein und zart.

„Kind! ſprach die Mutter einſt zu ihr,
„Noch kennſt du nicht das böſe Thier,
„Die Katze, unſern Feind!
„Sie lau'rt auf uns in finſtrer Nacht,
„Dein Fell iſt weiß, nimm dich in Acht!
„Mein Rath iſt gut gemeint.

„Auch vor der Eule hüte dich;
„Dir fehlt Erfahrung, wie man ſich
„Gefahren klug entzieht.“
Das Mäuschen dünkt ſich klug und ſpricht:
„O Mutter! ſorgt für mich nur nicht,
„Ich weiß ſchon, wie man flieht.“

Nun ging es einſtens auf den Schmauß
Des Abends ohne Mutter aus,
Und tanzte friſch und keck;
Doch da es wieder heimwärts ging,
Da kam die Eule ſchnell, und fing
Mein weißes Mäuschen weg.

„Ach! rief's, wie war ich doch bethört!
„Hätt' ich der Mutter Rath gehört:
„So litt' ich nicht den Tod!“

Allein das weiße Mäuschen ſchrie
Umſonſt; die Eule ſpeiſ'te ſie
Zu ihrem Abendbrot.

* * *

Die Henne mit den Küchlein.

(von Krummacher.)

Einſt führte eine Henne
Ihre Küchlein aus der Tenne
Auf das Feld, und ſorgenleer
Lief das Häuflein um ſie her
Und ſcharret' in dem gelben Sand
Voll Freuden, wenn's ein Körnlein fand.

Urplötzlich rief die Henne:
O ihr Kindlein kommt zur Tenne!
Hurtig! eilet! denn ich ſeh'
Dort den Habicht in der Höh'! —
Das Häuflein lief zum Scheunenthor
Und ſchaute in die Luft empor.

O! rief darauf das eine
Zu dem andern: Iſt's das kleine
Pünktchen, das dort oben ſchwebt!
Und die Mutter drum erhebt
Solch Geſchrei? was fällt ihr ein?
Ein Käfer ſcheint es nur zu ſeyn!

Auf rauſchendem Gefieder
Schwang der Habicht ſich hernieder
Auf die kleine bange Schaar.
Nun erſt ſah'n ſie die Gefahr.
Die Mutter gluchzte hier und dort.
Umſonſt, er riß zwei Küchlein fort.

Ihr lieben Mägdlein fliehet,
Wenn die Muttet warnt; ſie ſiehet
Heller die Gefahr von fern,
Und ihr ſehet ſie nicht gern. —
Wenn ihr des Truges Kralle ſeht,
Ihr Mägdlein, ach! dann iſt's zu ſpät!

IV. Unterſchied zwiſchen Fabel und Parabel, oder Gleichnißrede.

Auch in der Bibel kommt eine Fabel vor, nämlich die Fabel von dem Dornſtrauch und der Ceder (2 Chron. 25, 18.); die vielen herrlichen und lehrreichen Erzählungen unſres Heilandes aber ſind keine Fabeln, ſondern Parabeln oder Gleichnißreden. In keiner dieſer Erzählungen werden Weſen, welche nicht wie Menſchen denken, empfinden, reden und handeln können, als eben ſo denkend, empfindend, redend und handelnd aufgeführt. (Man vergleiche die Parabeln vom verlornen Sohne, vom verlornen Schafe und Groſchen, vom barmherzigen Samariter, vom viererlei Acker, vom großen Abendmahle, vom ungerechten Haushalter, vom Phariſäer und Zöllner, u. ſ. w.

Indeß können in Parabeln immerhin auch Thiere vorkommen; nur nicht mit menſchlichem Sprech- und Denkvermögen. Die oben angeführte Erzählung: die alte und junge Maus (aus dem Kinderfreunde) iſt demnach nicht Fabel, ſondern Parabel.

Aber nicht jede moraliſche Erzählung kann man Parabel nennen. Die Parabel muß ſchlechterdings ein Gleichniß, wie die Fabel, enthalten. Das Bild und das Gegenbild dürfen nicht ein und ebendaſſelbe ſeyn. Wenn ich einen der befehlenden Mutter gehorchenden Sohn zur Nachahmung aufſtelle, ſo iſt das kein Gleichniß; Es iſt bloß Beiſpiel.

Wenn Jeſus aber vom verlornen Sohne, von ſeinem Vater und ſeinem Bruder erzählt: ſo iſt der Vater ein Bild Gottes, und der ungerathene Sohn und ſein Bruder ſtellen die Menſchen vor. Deswegen iſt es nicht bloß moraliſche Erzählung, ſondern Parabel.

Auch in eurer Fibel *) kommt vom ſel. Salzmann eine ſchöne Parabel vor, nämlich das Geſpräch über die Eier, zwiſchen Chriſtel und Wilhelm. Am Schluſſe weiſ't Chriſtel ihren Bruder auf die folgſamen Hühnchen der Gluckhenne und beſchämt dadurch ſeine Unfolgſamkeit. Hier iſt die Gluckhenne Bild der Mutter und die Küchelchen ſind ein Bild der Kinder.

— — „Endlich (heißt es) war der Tag da, nach dem ſich Wilhelm lange geſehnt hatte. Chriſtel rief ihn und ſagte: Wilhelm, wollen wir nun zur Glucke gehn?

Ja, ja! ſprach Wilhelm, gewiß ſind Küchelchen da. Ich ſeh' es dir an der Naſe an; du lächelſt immer. Biſt eine liebe, gute Schweſter!

Da ſie zum Neſte kamen, Tauſend! was ſah' da Wilhelm! Das ganze Neſt lebte von Küchelchen.

Chriſtel nahm ſie in die Schürze, und Wilhelm folgte ihr hüpfend nach. Als ſie in die Stube kamen, ſetzte Chriſtel die Küchelchen auf die Diele und ſtreute ihnen Hirſen und Krumen von Brot hin. Das hackten ſie weg, und Wilhelm freute ſich gar herzlich, nahm auch ein Küchelchen und drückte es an ſeinen Backen.

Nun trug Chriſtel die Küchelchen zu der alten Henne. Dieſe lockte ſie ſogleich, und die Küchelchen folgten ihr. Wenn die alte Henne rief: Gluck! Gluck! ſo liefen die Jungen alle herbei. Dieß gefiel dem Wilhelm.

---

*) Nämlich in dem ABC-Schüler von J. F. Schlez.

Jetzt rief Wilhelms Mutter zum Fenſter heraus: Wilhelm, komm herein! und Wilhelm ſprach: ja! ja! aber er kam nicht.

Die Mutter rief noch einmal: Wilhelm, kommſt du denn bald?

Und Wilhelm ſprach: ja, ich komme gleich! Aber er ging nicht.

Da ſagte Chriſtel: gefällt es dir denn, daß die Küchelchen kommen, ſobald ihre Mutter ſie ruft? Ei freilich! ſprach Wilhelm.

Und mir gefiel es auch, wenn Wilhelm käme, ſobald ihn ſeine Mutter ruft, ſagte Chriſtel.

Da ſchämte ſich Wilhelm, daß er nicht ſo folgſam war, wie die Küchelchen, ſagte kein Wort und lief hin zu ſeiner Mutter.

Iſt nun das bloß eine moraliſche Erzählung, eine Fabel, oder eine Parabel? —

Das Wichtigſte an allen dreien iſt indeß ihre Moral. Möge es für euch auch die Mahnung zur kindlichen Folgſamkeit ſeyn!

XI. Vom Nachdrucke, der auf manche Wörter gelegt werden muſs.

18) Beiſpiele von der Nothwendigkeit, auf einzelne Wörter einen beſondern Nachdruck zu legen.

Was ihr bisher geleſen habt, liebe Kinder, hatte zur nächſten Abſicht, euch in der Sprachmelodie zu üben. Oft aber kommen Fälle vor, wo dieſe allein nicht genug aus-

richtet. Ihr müſst einen besondern Nachdruck auf einzelne Wörter legen. Ein Vater fragte z. B. seine Kinder: *wer* hat mich am *liebsten* unter euch? — Das eine antwortete: *Ich* habe dich am liebsten; das andere: ich habe *dich* am liebsten; und das dritte: ich habe dich am *liebsten.* — Welches Kind hätte wohl auf das rechte Wort den Nachdruck gelegt?

Die zweite Antwort (ich habe *dich* am liebsten) wäre offenbar nur dann passend, wenn der Vater gefragt hätte: *wen* hast du am liebsten, mich oder die Mutter?

Die dritte Antwort (ich habe dich am *liebsten*) würde nur dann den Nachdruck auf's rechte Wort legen, wenn das Kind selbst seine Liebe zum Vater mit der Liebe zu Andern vergliche. Z. B.: ich habe meine Geschwister lieb; ich habe die Mutter lieber; ich habe dich am liebsten.

Nur die erste Antwort (*Ich* habe dich am liebsten) wär' also richtig.

Ein Paar andere Beispiele werden es noch deutlicher machen:

Erstes Beispiel.

Bloſs erzählend könntet ihr, ohne auf irgend ein Wort einen besondern Nachdruck zu legen, sagen:

Ich bin gestern in Darmstadt gewesen.

Auf die Frage: wer ist gestern in Darmstadt gewesen? müſste es aber heiſsen:

Ich bin gestern in Darmstadt gewesen.

Auf die Frage: wann bist du in Darmstadt gewesen?

Ich bin *gestern* in Darmstadt gewesen.

Auf die Frage: wo bist du gestern gewesen?

Ich bin gestern in *Darmstadt* gewesen.

Auf die Frage: gehst du auch morgen mit mir nach Darmstadt? könnte man antworten:

Ich bin (schon) gestern in Darmstadt *gewesen.*

Zweites Beispiel.

Es wird Jemand angemeldet. Man könnte fragen:

Warum will er *kommen?*

(und nicht bloſs schreiben?) oder:

Warum will *er* kommen?

(und nicht einen Andern schicken?) oder:

Warum will er kommen?

(Was bewegt ihn zum Kommen?)

Drittes Beispiel.

Ich hätte mir nicht so *viel* geschätzt.

Ich hätte mir nicht *so* viel geschätzt.

Wir danken Gott für seine Gaben,

daſs wir so *viel* empfangen haben: oder

daſs wir *so* viel (und nicht noch weniger) empfangen haben.

Viertes Beispiel.

Reiten Sie heute in die Stadt?

„Nein, ich will gehen.

Reiten *Sie* heute in die Stadt?

„Nein, ich schicke meinen Reitknecht dahin.

Reiten Sie *heute* in die Stadt?

„Nein, erst morgen.

Reiten Sie heute in die *Stadt?*

„Nein, nur auf's Feld.

Fünftes Beispiel.

Muſs ich in der Schule schreiben?
(Bin ich gezwungen dazu?)
Muſs *Ich* in der Schule schreiben?
(Ist die Reihe an mir?)
Muſs ich *in der Schule* schreiben?
(und nicht zu Hause?)
Muſs ich in der Schule *schreiben*?
(oder rechnen, lesen etc.?)

Sechstes Beispiel.

Wer hat mir diesen Apfel geschenkt?
„*Ich* habe dir diesen Apfel geschenkt.
Wem hast du ihn geschenkt?
„Ich habe *dir* diesen Apfel geschenkt.
Welchen hast du mir geschenkt?
„Ich habe dir *diesen* Apfel geschenkt.
Was hast du mir geschenkt?
„Ich habe dir diesen *Apfel* geschenkt.
Soll ich dir etwas dafür geben? — Nein!
„Ich habe dir diesen Apfel *geschenkt*.

Da dieſe Beiſpiele ſchon S. 18 des Handbuchs (in der Anweiſung zur Tonleſekunſt) angeführt worden ſind, ſo werden ſie hier nur wiederholt geleſen und nicht weiter beſprochen.

Wir kommen nun an die drei letzten Leſeſtücke der erſten Abtheilung des Denkfreundes, in welchen weiter keine Rückſicht auf einen eigenthümlichen Ton mehr genommen, alles aber ſo erzählt iſt, daß ihr Veranlaſſung genug findet,

in allen Tonarten zu zeigen, wie weit ihr im Gutleſen gekommen ſeyd.

Durch den Inhalt wollte der Verfaſſer drei große Bürger- und Chriſten-Tugenden: Gemeinnützigkeit, Gottſeligkeit und Beſcheidenheit empfehlen. Dieſe drei Tugenden dürfen nicht getrennt werden; ſie ſind ein Kleeblatt, deſſen drei Theile ein Ganzes ausmachen.

Die erſte Erzählung lehrt alſo: nütze der Welt mit Verſtand, uneigennützig und aus allen Kräften.

Die zweite: ſey fromm, gottvertrauend und zufrieden mit den Fügungen der Vorſehung.

Die dritte: ſey dabei beſcheiden und höflich gegen alle Mitmenſchen.

O daß ihr Alle an Gemeinnützigkeit einem Jakob Horn, an Gottſeligkeit einem Vater Gerhard, und an Beſcheidenheit dem Helden von Hochkirchen gleich würdet!

X. Drei Erzählungen, ohne beſondere Rückſicht auf einen eigenthümlichen Rede-Ton.

19) Meiſter Hämmerlein,

oder:

Niemand ſuche, was Sein iſt, ſondern ein Jeglicher, was des Andern iſt.

Vor etlich und dreiſsig Jahren ſtarb in meinem Geburtsorte der Gemeinſchmied Jakob Horn. Noch ſteht er ſo lebhaft vor meinen Augen, daſs ich zum Sprechen ihn treffen wollte, wenn ich Maler wäre.

Im gemeinen Leben hieſs er nicht anders als: Meiſter Hämmerlein.

„Meister Hämmerlein? Ei warum denn Meister Hämmerlein?“

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein Paar Nägel in der Tasche zu führen, und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeinschmied des Dorfes geworden war.

„Wie wäre denn das zugegangen?“

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackre Bursche hatten sich um den Dienst gemeldet und Dem und Jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloſs ein wenig an einer Gartenthüre und erhielt dafür den Dienst.

„Und bloſs für ein Biſschen Hämmern?“

Bloſs für ein Biſschen Hämmern! An einer Gartenthüre, nahe am Dorfe, hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit einem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfsschulze. Ihm schien es sonderbar, daſs der landfremde Mensch das Brett nicht ledig sehen konnte, das doch selbst der Eigenthümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden; aber der Bursche war fort, eh' er ihm nahe genug kam.

Ein Paar Stunden darauf ging der Schulze in die Dorfsschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch in's Gesicht. Er saſs ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. Ei willkommen! rief der Schulze. Treffen wir uns hier, guter Freund? — Der junge Mensch

stutzte, sah ihm steif in's Gesicht und wuſste nicht, woher die Bekanntschaft kam. Ist er nicht der junge Wanderer, fragte der Schulze, der diesen Abend da aussen am Wege das Brett einer Gartenthür fest gemacht hat? — „Ja, der bin ich." — Nun gut, so kommt, Nachbar Hans, sagte der Schulze zum Eigenthümer des Gartens, der zufällig auch da war, kommt und bedankt Euch bei dem wackern Fremdling. Er hat im Vorbeigehn Eure zerbrochne Gartenthür reparirt. — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich nebst dem Schulzen traulich zu dem Fremdling, und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in Allen erwachte der einmüthige Wunsch, ihn zum Gemeinschmied zu bekommen, weil Allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein muſste bleiben; und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlage gab, so war nur Eine Stimme für ihn: dieser und kein Anderer soll Gemeinschmied werden! Man schloſs den Contract mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermuthet Schmiedmeister eines groſsen Dorfes, das er wenig Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nur noch Einer: wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon!

Zu seiner Besoldung gehörte unter anderm ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Ländereiwaaren bestellte. Da er den Acker zum erstenmal in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wägen bald rechts,

bald links schlugen. — „Warum füllt ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?“ fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche den Acker ihm zeigten. — Je, sagten diese, man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen. — Was that aber Meister Hämmerlein? — So oft er auf seinen Acker ging, las er von Ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daſs er, der selbst kein Gespann hielt, für Andere den Weg besserte; aber, ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein Paar Steine auf dem Hin- und Herweg' in die Löcher zu werfen, und — in etlichen Jahren waren sie ausgefüllt. — Seht ihr's, sagte er nun, hätt' Jeder von euch, der leer die Straſse fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen: so wäre der Weg, mit leichterer Mühe, in einem Vierteljährchen eben geworden.

Noch ein ähnliches Stückchen aus späterer Zeit!

Einmal ging Meister Hämmerlein mit zahlreicher Gesellschaft auf einen benachbarten Jahrmarkt. Der Fuſspfad zog sich unter andern über eine lange Wiese hin, und der Eigenthümer hatte ihn ein Paar Tage zuvor dick mit Kies überfahren, um durch einen trocknen Fuſsweg die Leute von seiner Wiese abzuhalten. Da aber der neue Pfad noch ungebahnt war, so schritten alle Marktbesucher zur Rechten und Linken fort.

„Meister Hämmerlein aber stieg gewiſs mitten durch?“

Getroffen! Zum Danke lachten ihn die Andern noch aus; wer sich aber darum gar nicht zu kümmern schien, war Meister Hämmerlein. Am Ende des Weges fragte er

bloſs: würdet ihr wohl auch über mich gelacht haben, wenn die Wiese Euer wäre?

Die Lacher schämten sich, und auf dem Rückwege machten es Alle wie Meister Hämmerlein.

So gemeinnützig und unverdrossen wie hier, zeigte sich der wackre Mann in allen Stücken.

Sah er, zum Beispiel, auf dem Felde ein Paar Schweine oder Gänse Schaden anrichten, so lieſs er sich's nicht verdrieſsen, mit ihnen 3—400 Schritte weit umzukehren und sie bis in's Dorf zurück zu treiben. — Die Leute lächelten darüber; aber Meister Hämmerlein lieſs sich nicht irre machen. Ihm schien es lächerlich, sie bloſs von einem Acker in den andern zu scheuchen.

An Wegen und Bächen schnitt er Weidenruthen ab, und sah nun zur Rechten und Linken, wo etwa eine Lücke in der Hecke zuzumachen, oder ein junger Baum an einen Pfahl zu binden war; und selten fehlte es ihm an Gelegenheit, die Ruthen gut anzuwenden. Locker gewordene Setzweiden trat er fest; hölzerne Zäune, die nagellos waren, hämmerte er wieder an ihre Latte; Wasserzweige, die aus Baumstämmen oder Wurzeln hervorschossen und ihm eben in's Auge fielen, schnitt er ab; Maulwurfshügel streute er auseinander, und wo er nicht selbst helfen konnte, da ermahnte er wenigstens den Eigenthümer. So ging Meister Hämmerlein selten über die Flur, ohne daſs er ungebeten Eins und das Andre selbst verbessert, oder besser zu machen veranlaſst hätte.

Zuweilen machte er ganz absichtlich gemeinnützige Spaziergänge. Er suchte nämlich junge Bäumchen, die auf Gemeinplätzen von selbst wuchsen, oder dahin ge-

pflanzt waren, und beschnitt sie. Kam die Zeit: so oculirte und pfropfte er die Wildlinge, und oft lief eine ganze Gesellschaft junger Leute mit ihm, die, unter seiner Anleitung, das Pfropfen und Oculiren erlernten. Bald war auf keinem Gemein-Rasen ein junges Bäumchen mehr zu finden, das nicht wäre aufgeschnitten, gerade gezogen und veredelt gewesen. Fand er im Walde einen hübschen Wildling: so verpflanzte er ihn ungebeten auf einen schicklichen Gemeinplatz, und nach Verlauf von 15 — 18 Jahren zog die Gemeinkasse einen beträchtlichen Vortheil davon.

Noch kann ich den Mann vor mir sehen, wie er einmal in meines Vaters Hause eine Thürschwelle wegmeisselte. Das altmodische Gebäude hatte durchaus hohe Thürschwellen, aber keine war uns Kinder fataler, als die an unsrer Stubenkammer; denn alle 8 Tage fiel eines von den Kleinen darüber. Das hatten meine Aeltern wohl hundertmal gesehen und beklagt, wohl auch uns Kinder über unsre Unvorsichtigkeit gestraft; aber auf den Gedanken, den Anstoſs wegzuräumen, schien Niemand zu verfallen. Zum Glücke war einmal Meister Hämmerlein bei uns, als eines meiner kleinen Geschwister wieder über die Schwelle fiel. Während man das Kind aufhob, war Meister Hämmerlein verschwunden, aber in etlichen Minuten kam er mit Säge, Beil und Meiſsel zurück. Ei, sagte er, wer wird die armen Kinder immer über den Block fallen lassen? — Und, ohne umzufragen, schnitt er die Schwelle so tief, als der Boden lag, durch, spaltete den Klotz heraus, setzte ein Stückchen Brett unten an die Thüre, und eh' eine Stunde verging, war der Weg vom Wohnzimmer in die Kammer schnureben gemacht. Was da meine

kleinen Geschwister ein Fest hatten, wie sie vor Jubel zwanzigmal öfter, als sonst, die Kammer aus und ein sprangen, und wie Meister Hämmerlein bei seinem Glase Wein, das ihm mein Vater gab, über die Kinderfreude, die er angestiftet hatte, schmunzelte, seh ich noch immer vor Augen.

„Aber was sagte denn Frau Hämmerlein zu den Frohndiensten ihres Mannes? War sie zufrieden damit? oder hatte der Sonderling gar keine Frau?“

Ja wohl hatte er eine, und zwar eine Frau, die nicht aus seiner Rippe, sondern aus seinem Herzen gemacht schien. Ich muſs euch doch auch erzählen, wie er zu ihr gekommen ist.

Nicht lange nach seiner Anstellung ging Meister Hämmerlein in den Wald, um Holz sich anweisen zu lassen. Auf dem Hinwege stieſs er auf eine alte bucklige Frau.

„Und die hat er doch nicht geheirathet?“

Warum nicht gar! Laſst mich doch erst ausreden! Die alte Frau trottelte gar emsig hinter einem jungen, hübschen und wohlgekleideten Mädchen her, das eine Bürde Brechholz auf dem Rücken trug. Meister Hämmerlein, der Beide nicht kannte, grüſste sie freundlich; aber mit besonderem Wohlgefallen ruhte sein Auge auf der schönen Tochter, wofür er das Mädchen hielt. Er lieſs sich mit ihnen in's Gespräch ein, und zu seiner nicht geringen Verwunderung erfuhr er, daſs die alte Frau das Mädchen auch nicht einmal dem Namen nach kannte. Das gute Ding kam hinter mir her, sagte die Alte, und sah, daſs mir die Bürde so schwer war. Ich lehnte mich gerade an einen Baum und schnaufte ein wenig aus. Da nahm

mir das liebe Kind den Huckepack ab und will ihn bis in's Dorf tragen.

Das war ein Zug nach dem Herzen und für das Herz unsers Meisters Hämmerlein! Ah! das ist brav! sagte er, und klopfte freundlich dem Mädchen auf die Schulter.

Das ist auch der Rede werth! sagte dieses ganz verschämt. Ich bin noch jung und stark und das alte Mütterchen ist schwach. Ob ich den Weg leer gehe oder das Bischen Holz trage! — Das war neuer Liebeszunder für unsern Meister Hämmerlein. Er muſste nun Alles wissen, was das gute Mädchen betraf. Zu seiner Freude erfuhr er, daſs es nur anderthalb Stunden von ihm wohnte und eine Base in seinem neuen Wohnorte besuchen wollte. — Die weitere Bekanntschaft wurde gesucht und gemacht, und — kurz und gut — Meister Hämmerlein und Käthchen wurden ein glückliches Paar. Der Pfarrer des Orts, der die Veranlassung zu der Heirath erfuhr, hielt ihnen eine Hochzeitpredigt über die Geschichte von Elieser und Rebecca *) und lobte den Bräutigam, daſs er ein dienstfertiges Gemüth allen andern Rücksichten vorgezogen hatte.

Nun werdet ihr wohl nicht fragen, ob auch Frau Hämmerlein mit ihres Mannes gemeinnützigem Sinne zufrieden war. Wo etwas Gemeinnütziges geschah und wo einem Menschen unverhofft und im Stillen geholfen wurde, da hieſs es: das hat gewiſs Meister Hämmerlein oder seine Käthe gethan.

„Aber wie ging's denn am Ende mit der Haushaltung

*) 1 Mos. 24, 43—51.

unsers Meisters Hämmerlein? Ueber den unverlangten Arbeiten muſs er ja eine Menge Zeit versäumt haben?"

Allerdings! Aber Meister Hämmerlein dachte: „versäume gern das Deine, um deines Feindes, und also noch weit mehr um deines Freundes willen!" *) — Doch, die Versäumniſs war so groſs nicht, als ihr sie vielleicht denkt, und wurde ihm nach und nach reichlich vergolten, ob ich gleich nicht sagen kann, daſs er ein reicher Mann dabei geworden wäre.

Wie viel war nicht die allgemeine Liebe werth, die er sich erwarb! Ich darf wohl sagen, kein Mensch im Dorfe war ihm feind, und wenn er auch einen Feind gehabt hätte — wie lange konnte man einem Manne gram bleiben, der Jedem Freude zu machen, und Freund und Feind vor Schaden zu bewahren suchte? — Nicht minder ärntete er für seine Gemeinnützigkeit auch vorzügliche Achtung. Vor ihm hatten die Bauern des Orts einen Gemeinschmied ganz geringschätzig behandelt, weil es in ihrer Gewalt stand, ihn zu behalten oder abzudanken. An einem bestimmten Tage muſste er jährlich, nebst Hirten und Flurschützen, vor dem ehrsamen Gerichte erscheinen und anfragen, ob es auch den Herren gefällig sey, ihm den Dienst wieder ein Jährchen zu lassen. Von unserm Meister Hämmerlein wagte Keiner, eine solche Demüthigung zu verlangen; denn Jeder hielt den Abzug eines so gemeinnützigen und geschickten Mannes für unersetzlichen Verlust.

Diese Achtung und Liebe war nun freilich kein Kapital für eine Leihbank; aber die Interessen blieben doch auch nicht ganz aus. Die Bauern fuhren und pflügten un-

*) 2 Mos. 23, 5.

entgeltlich für ihren Meister Hämmerlein, brachten ihm allerlei von ihrem Vorrathe in's Haus, und überlieſsen ihm, da die von seiner Hand gepflegten Gemeinbäume tragbar wurden, alljährig die Früchte von etlichen derselben, womit der wackre Mann, der auf gar keinen Dank zu rechnen und das Gute bloſs darum zu thun pflegte, weil es gut ist, vollkommen zufrieden war.

Seine fünf Kinder sah er, nach und nach, alle im Dorfe versorgt, während viel reichere Söhne und Töchter auswärts ihr Glück suchen muſsten. Offenbar aber verdankten sie ihr gutes Fortkommen nicht allein ihrer guten Erziehung, sondern auch der Liebe, die sich ihr Vater erworben hatte. — „Nachbar Schmied," sagte zu ihm ein wohlhabender Bauer, deſs Sohn auf seine (des Gemeinschmieds) Tochter verfallen war, „was mein Bursche aus Liebe zu Eurer Tochter vorhat, das erlaub' ich aus Liebe zu Euch." — Kurz, Meister Hämmerlein hatte das Glück, alle seine Kinder, und seinen jüngsten Sohn auf der Gemein-Schmiede, sämmtlich in Einem Dorfe, versorgt zu sehn.

In seinem hohen Alter aber erlebte er noch einen vorzüglich frohen Tag. Er hatte 50 Jahre mit seiner Käthe in der friedlichsten Ehe gelebt und lieſs sich, auf Zureden des Ortspfarrers, noch einmal vor dem Altar' einsegnen. Bei der Gelegenheit stellte ihn dieser als Muster eines gemeinnützigen Mannes auf, und rühmte seine bisher noch nicht belohnten Verdienste um das Dorf. Der Gutsherr, der eben zugegen war, richtete ihm und seiner Familie, die sich auf beinahe 20 Menschen belief, eine stattliche Mahlzeit in der Burg aus, und beehrte die Gesellschaft mit seiner eigenen Gegenwart. Als Meister Hämmerlein mit seiner alten Käthe nach Hause kam, fand

er eine Ohm Wein und einen wohlgepolsterten Lehnstuhl, welche der menschenfreundliche Gutsherr während der Tafel dahin hatte bringen lassen; — die Gemeinde schickte ihm das Dreifache des ganzen Ertrags, den alle von ihm auf öffentliche Plätze gepflanzten Bäume jenes fruchtbare Jahr abgeworfen hatten, und fast Niemand war, der ihm nicht von seiner eignen Baarschaft ein Jubelhochzeit-Geschenk zugesandt hätte. Meister Hämmerlein war indeſs mehr gerührt von der Liebe seines Gutsherrn und seiner Mitnachbarn, als von ihren Geschenken. Letztere kamen ihm ganz unerwartet, weil er Alles, was er gethan hatte, für Schuldigkeit hielt.

Er lebte noch einige Jahre und starb, kurz nach seiner treuen Gattinn, in einem Alter von etlich und achtzig Jahren, von allen Einwohnern herzlich beweint; und in vielen derselben, besonders in seinen Kindern, lebt sein gemeinnütziger Sinn bis heute noch fort. Seiner wird nimmer vergessen, und sein Andenken bleibet im Segen.

O nehmt die Lehre doch, ihr Kinder, recht zu Ohren:
Ihr seyd nicht bloſs für Euch, nein, für die Welt geboren.

Materialien zu einer Katechiſation über den Geiſt der Gemeinnützigkeit.

Meiſter Hämmerlein wird uns in der geleſenen Erzählung als ein gemeinnütziger Mann vorgeſtellt. Das Wort gemeinnützig iſt aus gemein und nützlich zuſammengeſetzt. Vor allem müſſen wir alſo wiſſen:

I. Was nennt man nützlich?

Das Beſchaffenheitswort nützlich kommt vom Zeitworte nützen. Wir haben aber noch ein andres Zeitwort, welches faſt eben ſo klingt, nur daß das u den Umlaut nicht

hat: — nämlich nutzen. Man ſagt: ich nutze das Feld; das Feld aber nützt mir. Ich nutze fremde Bücher, und nütze, durch Mittheilung derſelben, auch Andern. Ich nutze mein ausgeliehenes Geld, wenn ich Zinſen von demſelben beziehe, und nütze zugleich auch dem, welchem ich es geliehen habe.

Etwas nutzen oder benutzen heißt demnach: ſelbſt von etwas Vortheil ziehen; nützen hingegen heißt: den Nutzen oder Vortheil eines andern Weſens befördern, den Zuſtand eines Menſchen oder Dinges verbeſſern.

Ein Buch iſt nützlich, wenn man daraus etwas lernen kann. Ein Glaube iſt nützlich, wenn er uns weiſer und beſſer macht. Ein Landgut iſt nützlich, wenn es mehr einträgt, als es an Capitalzinſen und Aufwand koſtet. Dem magern Felde iſt Dung, dem trocknen Regen, und dem naſſen Sonnenſchein nützlich, u. ſ. w.

Iſt aber Gift auch nützlich? — „Nein, ſchädlich!" — Es ſcheint ſo. Wie aber, wenn ich es mit Vorſicht zur Tödtung ſchädlicher und beſchwerlicher Thiere anwende? oder wenn es der Arzt in kleinen Gaben zur Wiederherſtellung der Geſundheit bei Menſchen und Thieren verſchreibt?...

Iſt das Meſſer nützlich oder ſchädlich? — „Nützlich!" — Alſo auch, wenn es der Straßenräuber dem ehrlichen Wandrer in die Bruſt ſtößt? oder wenn ich einen jungen geſunden Fruchtbaum damit abſchäle, oder abſchneide?...

Iſt der Wein nützlich? — „Ja!" — Alſo auch, wenn er im Uebermaße genoſſen wird? —

Lernet daraus: das Meiſte in der Welt iſt nur unter gewiſſen Bedingungen nützlich. — Reichthum iſt wohl gut, wenn man ihn ohne Sünde ge-

braucht. Macht iſt nur nützlich, wenn man ſie zur Verhinderung des Böſen und zur Beförderung des Guten anwendet. Geſundheit iſt nützlich, wenn ſie uns nicht zu Ausſchweifungen verleitet, und zur Arbeitſamkeit angewandt wird. Verſtand iſt nützlich, wenn man ihn zum beſſer machen und beſſer werden verwendet u. ſ. w.

Nur Eins iſt unbedingt und auf alle Fälle nützlich: Rechtthun, mit Klugheit, aus gutem Herzen.

Kann uns nicht aber auch Betrug und Diebſtahl nützen?

Nein! Was an und für ſich unrecht iſt, kann für den Vollbringer nicht wahrhaft nützlich ſeyn; denn es ſchadet ihm auf der einen Seite weit mehr, als es auf der andern ihm nützt. Und ob Betrug und Diebſtahl dem Betrognen und Beſtohlnen nütze, werdet ihr hoffentlich gar nicht fragen. Betrug und Diebſtahl ſind alſo ſchädlich.

Ueberhaupt dürfen wir, wenn davon die Frage iſt, was nützlich oder ſchädlich ſey, nicht unſern eignen Vortheil allein in Anſchlag bringen. Vieles iſt andern Geſchöpfen Gottes nützlich, ob es gleich keinen unmittelbaren Nutzen für uns hat (vergl. Handbuch S. 34); und was an und für ſich gut iſt, bleibt an und für ſich nützlich, auch wenn es uns Schaden bringt. Vom Rechtthun hat man z. B. nicht immer irdiſchen Vortheil. Jeſus und ſeine Jünger hatten von ihrem Beſtreben, der Welt zu nützen, mehr irdiſchen Nachtheil als Vortheil; aber welchen irdiſchen Nutzen hatten ſie doch auch ſelbſt? — den: ſich ihres guten Gewiſſens und guter Thaten vor Gott erfreuen zu können.

Wie nennt man denn die Menſchen, welche bei allem, was ſie unternehmen, bloß auf den eigenen Nutzen ſehen? — Eigennützig.

II. Wen nennt man aber gemeinnützig?

Den, der gemeinen Nutzen ſchafft, oder vielen Menſchen nützlich wird.

Es gibt indeß nicht nur gemeinnützige Menſchen, ſondern auch gemeinnützliche Sachen und Anſtalten.

Die gemeinen Feld- und Gartenfrüchte z. B. ſind gemeinnützige Früchte; die bei uns in Treibhäuſern gezogene Ananas, welche nur auf den Tafeln der Reichen erſcheint, kann nicht ſo genannt werden.

Die Kuh und die Gans ſind gemeinnützige Thiere; kann man wohl Affen und Papageien auch ſo nennen?

Menſchen machen gemeinnützige Anſtalten. Kirchen und Schulen, Arbeits- und Zuchthäuſer, Hospitäler, Armenverſorgungsanſtalten, Feuerlöſchanſtalten, Brandvergütungsanſtalten, die Poſt-Einrichtung u. ſ. w. ſind gemeinnützig. Kann ich auch die Anſtellung eines Hauslehrers für meine Kinder, oder eine Kutſche zu meinem eignen Gebrauche gemeinnützig nennen?

Menſchen haben ferner eine Menge gemeinnütziger Erfindungen gemacht.

Eure Wohnungen und Hausgeräthe, eure Kleidung, die Zubereitung des Meiſten was ihr genießt, alle Handthirungen und die Werkzeuge, die man dabei gebraucht, kurz, Alles um euch her beweiſ't die zahlloſe Menge der vorhandenen gemeinnützigen Erfindungen und Entdeckungen. Laßt uns einmal einen Verſuch machen, nach Anleitung des ABC, nur einen kleinen Theil der gemeinnützigſten und bekannteſten Werkzeuge und Maſchinen zu nennen:

A. Ambos, Axt, Aderlaß-Schnepper, Ahle.

B. Beil, Bohrer, Brille, Bügeleiſen.

C. Canone, Compaß, Clyſtirſprütze.

D. Drechſelbank, Druckerpreſſe, Dampfmaſchine.

E. Egge, Eiſenhammer, Erdbohrer.

F. Feile, Feuerzeug, Flinte, von verſchiedner Art.

G. Glashütten, Gabeln verſchiedner Art, Glocken, Gradirhäuſer. —

H. Hebel, Hobel, Hammer, Haue, Hechel.

J. Joch, Inſtrumente, muſikaliſche, mathematiſche, chirurgiſche ꝛc.

K. Keil, Kette, Kartätſche, Kelter, Kutſche.

L. Löffel, Lichtſcheere, Lichterformen, Löthkolben.

M. Meiſel, Meſſer, Mange, Mühlen, (verſchieden nach der bewegenden Kraft und nach der Beſtimmung) als Mahl=, Schneid=, Oel, Papier=, Farb=, Schuſſer=, Pulver=, Walk=, Loh=Mühlen ꝛc. ꝛc.

N. Nadeln, verſchiedne (?), Nägel, verſchiedne (?), Netze.

O. Oefen, von verſchiedner Art und Beſtimmung, Oelpreſſen, Orgeln.

P. Pflug, Pumpe, Pfriemen, Papierform, Piſtole.

Q. Quellenleitung, Quirl, Quickmühle.

R. Räder zu verſchiednem Gebrauch und von verſchiedner Art (?). Die Rolle, die Ramme, der Riegel, der Rechen.

S. Säge, Spindel, Spinnrad, Spinnmaſchine, Scheere, Spaten, Schiebkarrn, Schlöſſer verſchiedner Art ꝛc.

T. Töpferſcheibe, Taucherglocke, Thürſchloß.

U. Uhren, verſchiedne (Sonnenuhren, Sanduhren, Räderuhren. Worin ſind auch letztere verſchieden?)

V. Vorlegſchloß, Verzinnkolben, Violine.

W. Der Webeſtuhl, der Wagen, die Wage von verſchiedner Art, die Winde (Hebzeug).

Z. Zangen verſchiedner Art, Zwieſpitz, Zwirnmühle, Zirkel, Zaum *).

*) Daß ſich an die Namen dieſer Werkzeuge und Maſchinen viel nützliche Belehrungen knüpfen laſſen, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Wie lang könnten wir noch im Aufſuchen der bekannteſten Werkzeuge fortfahren! und wie viel Wochen brauchten wir, um Alles zu nennen, was vermittelſt dieſer Werkzeuge gemacht oder zu Stande gebracht wird! — Schade, daß wir nur von ſehr wenigen dieſer gemeinnützigen Werkzeuge die Erfinder kennen! Sie ſetzen indeß auch nach ihrem Tode ihre Gemeinnützigkeit in ihren Erfindungen fort und verdienen, wenn gleich dem Namen nach unbekannt, unſer dankbares Andenken.

Gemeinnützig iſt die Entdeckung Amerika's in vieler Hinſicht; am gemeinnützigſten durch die von daher erhaltenen Kartoffeln. Können wir aber auch den von da aus zu uns gekommenen Tabak wegen ſeiner Gemeinnützlichkeit rühmen? Gemeinnützig iſt die Entdeckung von Heilquellen, von Salzquellen, von Bergwerken u. ſ. w.

Gemeinnützig ſind viele Schriften, z. B. die Bibel, das Geſangbuch, der Katechismus und jedes andre Buch, welches recht vielen Menſchen nützlich iſt. Würde man aber einen Aufſatz, in welchem ich bewieſe, daß unter einem alten bemoosten Grabſteine unſres Kirchhofs Hinz oder Kunz begraben liege, würde man eine Prozeßſchrift, die der Advokat zum Privatvortheile dieſes oder jenes Menſchen machte, gemeinnützig nennen?

Manche Menſchen ſind durch ihren Beruf beſonders dazu verpflichtet, gemeinnützig zu wirken; z. B. der Fürſt, der Beamte, der Arzt, der Prediger, der Schullehrer, und von dieſem herunter bis zum Nachtwächter und Gemeinhirten.

Gemeinnützig kann und ſoll man aber auch in jedem andern Stande und Berufe zu werden ſuchen. In einem Jeglichen ſollen ſich die Gaben des

Geiſtes erzeigen zum gemeinen Nutzen (1 Cor. 12, 7.). Niemand ſuche bloß, was ſein iſt (ſeinen eigenen Vortheil), ſondern auch das, was des Andern iſt (1 Cor. 10, 24.). Abſcheulich ſind die Sprüchwörter: Jeder für ſich und Gott für uns Alle; und: Was mich nicht brennt, das blaſ' ich nicht.

Was Menſchenwohl fördert und hindert, darf keinem Menſchen gleichgültig ſeyn. Jeder ſoll gemeinnützig denken, fühlen und handeln.

III. Wodurch äuſſert ſich aber der Geiſt der Gemeinnützigkeit?

1) Der gemeinnützig Geſinnte ſieht, wenn er für Andere arbeitet, nicht bloß auf den eigenen Gewinn, ſondern auch auf den Nutzen derer, denen er durch ſein Geſchäft dienen ſoll. Der Handwerker, welcher tüchtige Arbeit, die der geforderten Bezahlung auch werth iſt, zu liefern ſich bemüht; der Landbauer, welcher ſeine Früchte und andre verkäufliche Erzeugniſſe in der möglichſt-beßten Beſchaffenheit um billigen Preis liefert ꝛc., betreibt ſein Geſchäft gemeinnützig; denn er ſucht neben ſeinem eigenen billigen Vortheil auch den Vortheil Anderer.

2) Iſt es möglich, ſo ſetzt der gemeinnützig Geſinnte durch ſein Geſchäft auch Andre in Arbeit und Brot. Der gemeinnützige Landwirth ſinnt darauf, wie er vielen Taglöhnern und Arbeitern Verdienſt verſchaffe und zugleich ſeine eignen Güter in Aufnahme bringe, z. B. durch Urbarmachung von Oedſchaften, geſetzt auch, daß die Arbeit daran ſo viel koſtet, als am Ende das gewonnene Grundſtück werth iſt. Der gemeinnützige Kaufmann ſucht ſeinen Handel auf eine Art zu betreiben, daß er

viele, beſonders inländiſche Fabrikanten beſchäftige, wenn er gleich die Waaren gemächlicher und mit gleichem Vortheile vom Auslande beziehen könnte.

3) Gelingt dem gemeinnützig Geſinnten eine nützliche Erfindung oder Entdeckung, ſo hält er nicht mißgünſtig mit derſelben zurück. Er theilt ſie gern Allen mit, die davon Gebrauch machen wollen. Doctor Jenner (vergl. den Denkfreund S. 95) verkaufte das Kuhpocken-Eiter nicht als Geheimmittel. Er breitete vielmehr ſeine Entdeckung mit großem Geldaufwand und ungeheurer Mühe ſo weit als möglich aus, eh er noch ahnen konnte, welch reiche Belohnung ſie ihm bringen würde. Vor der Hand war er in ſeinem Innerſten durch das Bewußtſein belohnt, der ganzen Menſchheit ein unſchätzbares Geſchenk gemacht zu haben. Es verſteht ſich indeß, daß man es Keinem verargen darf, wenn er aus einer Erfindung oder Entdeckung, welche vielleicht Millionen Menſchen noch nach Jahrhunderten nützt und ihm viel Mühe und Aufwand gekoſtet hat, auch für ſich und die Seinigen Gewinn zu ziehen ſucht; nur ſoll es nicht auf eine Art geſchehen, unter welcher die Gemeinnützigkeit leidet.

4) Der gemeinnützig Geſinnte ſucht ferner, durch Vormachen und mündliche Anweiſung, ſeine Mitbürger zu beßrer Betreibung ihrer Geſchäfte zu ermuntern und ihnen neue Nahrungsquellen zu eröffnen. Wie gemeinnützig wurde vor etwa 50 Jahren Schubart von Kleefeld († 1787), der ſich von der niedern Stufe eines Herrendieners bis zum Reichsritter und Beſitzer der Güter Wurchwitz, Pobles und Kreiſcha bei Zeiz aufſchwang, durch allgemeine Verbreitung des Kleebaues! ꝛc.

5) Der gemeinnützig Geſinnte mag keinen Vortheil und kein Vorrecht zum Nachtheil ſeiner

Mitbürger. Er trägt z. B. gemeine Laſten gern mit, wenn ihn gleich das Geſetz frei ſpricht, und ein ausſchließliches Recht opfert er gern dem gemeinen Beßten auf. Hat er ein Amt, mit welchem ein Antheil an Strafgeldern verbunden iſt: ſo läßt er ſeine Mitbürger nicht ungewarnt, um des eigenen Vortheils willen, in Strafe verfallen. Er will Uebertretungen des Geſetzes lieber verhindern, als zur Beſtrafung bringen.

6) Gemeingüter (zu welchen ich auch Straßen, Wege, Brücken und Stege rechne) ſind ihm, wie dem Meiſter Hämmerlein, ein wahres Anliegen. Es ſollen alle in beſſern Stand geſetzt werden, und dazu iſt er aus allen Kräften behülflich.

7) Gemeinnützige Stiftungen (Schulen, Hospitäler und andre Armenverſorgungs-Anſtalten, Sparkaſſen u. ſ. w.) ſind ihm ein Heiligthum. Er ſucht ſie zu erhalten, zu heben und immer gemeinnütziger zu machen. Steht es in ſeiner Gewalt, dergleichen ſelbſt zu ſtiften, ſo iſt ihm keine Mühe und kein Aufwand zu läſtig. — Glaubt nur nicht, daß dazu immer große Schätze gehören. Aus Kleinem geht oft Großes hervor. Der gute Wille thut Wunder. Hört davon ein merkwürdiges Beiſpiel:

Auguſt Hermann Franke,

(geboren zu Lübeck 1663) zuletzt Doctor und Prof. der Gottesgelehrſamkeit in Halle,

fand einſt in einer von ihm aufgeſtellten Armenbüchſe 7 Gulden. „Das iſt ein ehrlich Kapital! ſagte er. Davon muß man etwas Rechtes ſtiften! Ich will eine Armenſchule (in Halle) damit anfangen." — Von dem Almoſen und von dem, was weiter in die Armenbüchſe kam, kaufte er alſo Bücher, beſtellte einen armen Studenten, für 6 Groſchen

Wochengehalt, zum Lehrer und verſammelte um dieſen ein Häufchen Kinder, für welche die Aeltern kein Schulgeld bezahlen konnten, und die Schule ward unter ſeiner Aufſicht und Mitwirkung bald ein Muſter für alle niederen Schulen ſeines Zeitalters.

Aber der kleine Anfang war ihm nicht gemeinnützig genug. Durch unermüdliche Aufforderung zur Unterſtützung eines größern Werkes, das ſeinem gemeinnützigen Geiſte vorſchwebte, und durch allerlei einträgliche Unternehmungen, brachte er, Trotz aller Hinderniſſe, im Vertrauen auf Gott, eine ſo beträchtliche Summe zuſammen *), daß ſchon im zehnten Jahre ein Waiſenhaus, welches 125 Kinder ernährte, eine aus 75 Perſonen beſtehende Bildungsanſtalt für Schullehrer, mehrere Schulen, worin 800 Kinder von 67 Lehrern unterrichtet wurden, eine zum Vortheil dieſer Unternehmung errichtete Buchdruckerei und Buchhandlung (aus welcher unter andern die euch bekannte ſchöne halliſche oder Canſteiniſche Bibel in verſchiednen Formaten kommt), eine berühmte Apotheke **), das königl. Pädagogium (eine Gelehrten-Schule), ein Wittwenhaus und eine Anſtalt für Hausarme und durchreiſende Bettler, durch ſeine unermüdlichen Anſtrengungen im Stande waren. Als er im Jahre 1727 ſein thatenreiches Leben beſchloß, beſtand das Pädagogium aus 152 Perſonen; in den Schulen wurden 2125 Kinder von 130 Lehrern und 8 Lehrerinnen unterrichtet; im Waiſenhauſe wurden 134 Waiſenkinder, 255 Studenten und einige hundert arme Schüler geſpeiſ't; bei der Haus-

*) Ein königlich däniſcher Prinz ſchenkte, mit dem Verbote, ſeinen Namen zu nennen, allein 1271 Ducaten zu der Bibelanſtalt.

**) Die darin verfertigten Medicamente trugen zur Zeit des freien Verkaufs derſelben, einen Gewinn von jährlichen 30,000 Thalern.

haltung, Meierei, Krankenpflege, dem Buchladen, der Druckerei und der Apotheke wurden 53 und bei den Anſtalten für das weibliche Geſchlecht 29 Perſonen unterhalten.

Müßt ihr nicht ſtaunen, liebe Kinder, über ein Werk von ſo großem Umfange, das ein einziger geiſtvoller und gemeinnütziger Kopf, ohne Reichthum, mit einem Almoſen von 7 Gulden begann? — Gelüſtet es euch nicht, wenn auch nichts ſo Großes, doch etwas Geringeres zu Stande zu bringen, das euch des Nachruhms würdig macht? — Freut ihr euch nicht wenigſtens über die Tauſend gemeinnützig denkenden Menſchen, welche dem guten Franke zur Ausführung ſeines gemeinnützigen Werkes behülflich waren?

Kommt Einer oder der Andre von euch einmal nach Halle, ſo vergeſſe er ja nicht, die herrliche Anſtalt und das erſt im Jahre 1829 errichtete Denkmahl des unſterblichen Stifters derſelben zu ſehen. Es ſteht in einem großen Hofraume und ſtellt, in Erzguß, den edlen Franke mit zwei neben ihm ſtehenden Waiſen vor, auf die er freundlich herabblickt, während ſeine Rechte nach Oben weiſ't, als ob er ſagen wollte: ſeht, liebe Kinder, da oben wohnt euer Vater, der den Segen zu meinem Unternehmen gab. Recht paßlich ſetzte man, lange nach ſeinem Tode, die Aufſchrift über einen der Haupt-Eingänge:

„Fremdling, was du erblickſt hat Glaub' und Liebe vollendet.
Ehre des Stiftenden Geiſt, glaubend und liebend wie Er!"

Sehen wir überhaupt auf den in den Frankeſchen Stiftungen herrſchenden Geiſt, ſo finden wir Sorge für's leibliche Wohl durchaus mit der Sorge für's geiſtige vereinigt. Lernet daraus:

8) Der gemeinnützig Geſinnte ſchränkt ſich nicht bloß auf Beförderung des leiblichen Wohl-

ſtandes ſeiner Mitmenſchen ein; er ſorgt auch für ihre geiſtige Veredelung. Auf dieſe wirkt namentlich und ausſchließlich die von Franke's Freunde, dem Baron von Canſtein († 1719) geſtiftete und in's Waiſenhaus verlegte Bibel-Anſtalt. Gegen dritthalb Millionen ganze Bibeln und über eine Million neue Teſtamente wurden von derſelben, ſeit ihrem Beſtehen, um überaus niedrigen Preis verkauft, ſo daß die heilige Schrift auch für die Armen zugänglich wurde, ehe noch, wie in unſern Tagen, eine Menge von Bibelanſtalten dafür ſorgten.

a) Der Gemeinnützige ſucht ſeine Mitbürger überhaupt verſtändiger zu machen; Aberglauben und ſchädliche Irrthümer auszurotten und Jeden, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, zu belehren. (Jeſus Beiſpiel! Ein Jeglicher ſey geſinnet, wie Jeſus Chriſtus auch war.)

b) Mit gleichem Eifer ſucht er Gemüthsfehler und herrſchende Laſter und Unarten auszurotten. (Auch hierin gab Jeſus das ſchönſte Beiſpiel.) Er ſucht ſeine Mitbürger zu beſſern, damit ſie nicht in ſittliches Verderben verſinken und auch andre hineinziehen.

c) Ihm liegt ſogar die Ehre des Landes, zu welchem er gehört, am Herzen. Alles, was dieſem Schande macht, ſucht er zu entfernen, und was ihm Ehre bringt, zu befördern.

IV. **Die Mittel, die er zu alle dem anwendet, ſind:**

a) Sein Verſtand und ſeine Geſchicklichkeit;

b) Seine Macht, ſein Anſehen und ſeine Verbindungen;

c) Sein eignes gutes Beiſpiel;

d) Seine Körperkraft in mühevoller Anſtrengung; und

e) Sein Geld und Gut in gemeinnützlicher Anwendung.

Die Welt, denkt er, hat Recht
Auf meine Dienſt' und Kräfte;

Ihr nützen, iſt für mich
Ein ſeliges Geſchäfte;
Als Glieder ſchuf uns Gott,
Als Bürger einer Welt,
In der des Einen Hand
Die Hand des Andern hält.

So denkt der Menſchenfreund;
Und das iſt ſein Beſtreben,
So treu, als er ſich lebt,
Zum Wohl der Welt zu leben;
Ihm wird des Nächſten Glück
Sein eigener Gewinn,
Er fühlet fremde Noth,
Als träfe ſie ſelbſt ihn.

Er eilt dem, der's bedarf,
Mit Hülfe beizuſtehen;
Sein Anſehn und ſein Freund,
Sein Stand, ſein Wohlergehen,
Sind Mittel, die er braucht,
Behülflich gern zu ſeyn
Und jeden Leidenden
Mit Tröſtung zu erfreu'n.

V. Hoher Werth der Gemeinnützigkeit. Sie hat einen hohen Werth in ihrer Abſicht und in ihren Wirkungen.

1) In ihrer Abſicht.

Die Abſicht, ſo vielen Menſchen als möglich zu nützen, iſt doch gewiß edler und rühmlicher, als die Abſicht, nur ſeinen und ſeiner Familie Vortheil zu befördern, wozu ſchon der Eigennutz, die Selbſtſucht und Noth treibt.

2) Der hohe Werth der Gemeinnützigkeit zeigt ſich aber auch **in ihren Wirkungen.**

a) Gemeinnützige Handlungen nützen **vielen** Menſchen;

ſchon darum haben ſie einen höhern Werth, als Handlungen, welche nur wenigen nützen.

b) Dem Geiſte der Gemeinnützigkeit haben wir die größten und kühnſten Unternehmungen zu verdanken, wie unter andern die Frankeſche Stiftung in Halle beweiſ't. Hätte nicht Er, hätten nicht die Unterſtützer ſeiner Anſtalt, gemeinnützig gedacht, ſo wäre ſie nicht zu Stande gekommen; denn ein einzelner Privatmann konnte ſo viel nicht leiſten.

c) Ohne dieſen Geiſt gibt es keine wahre Vaterlandsliebe und keine Wohlfahrt des Gemeinweſens; denn echte Vaterlandsliebe drückt ſich nicht nur durch Schätzung des Vaterlandes, ſondern vorzüglich durch das Beſtreben aus, dem Vaterlande Nutzen und Ehre zu bringen.

d) Ohne dieſen Geiſt gibt es überhaupt keine allgemeine Menſchenliebe, kein wahres Chriſtenthum; denn nur der liebt ſeine Mitbrüder, welcher ihr Wohl auf alle mögliche Weiſe zu fördern ſucht. Was wäre eine Welt, in welcher der Geiſt der Gemeinnützigkeit und mit ihm die wahre Menſchenliebe ausſtürbe.

e) Der Geiſt der Gemeinnützigkeit iſt Gottähnlichkeit. Gott iſt Allen Alles. Laßt uns wenigſtens Vielen ſo Viel als möglich ſeyn!

f) Der Geiſt der Gemeinnützigkeit bringt endlich uns ſelbſt große Vortheile.

Wir als Glieder genießen es auch mit, wenn es dem ganzen Leibe wohlgeht (1 Cor. 12, 26. Jerem. 29, 7.).

Die Welt erkennt, wenn auch nicht ſogleich, doch gewöhnlich ſpäterhin, unſern Werth und läßt ihn nicht ganz unbelohnt; bezahlt wenigſtens mit Achtung und Liebe, wie Meiſter Hämmerlein erfuhr.

Belohnt aber die Welt auch gar nicht, ſo lohnt uns doch unſer eignes Bewußtſein. Des Lebens höchſte Freude

iſt Widerſchein von der Freude, die man Andern gemacht hat. Nichts iſt erfreulicher, als, von vielem Guten, das um uns her gedeiht, ſagen zu können: das iſt *mein* Werk! — Welche Freude iſt es z. B. für den Schullehrer, der in der aufblühenden Nachwelt ein beßres Geſchlecht ſieht, zu deſſen Bildung er weſentlich beigetragen hat!

Würde uns aber auch ſelbſt *dieſer* Lohn, den unſer Bewußtſein uns gibt, von einer undankbaren Mitwelt verkümmert: ſo wiſſet, dem Gemeinnützigen wird *dort* vergolten werden; denn wer reichlich ſäet, ſoll auch reichlich ärnten!

---

20) Vater Gerhard;

oder:

Was Gott thut, das ist wohlgethan.

Im ganzen Dorfe war *Gerhard*, ein Bauer von etlich und siebzig Jahren, unter dem Namen *Vater Gerhard* bekannt. Diesen Beinamen erhielt er aber mehr wegen der allgemeinen Achtung und Liebe, die er sich bei Groſs und Klein erworben hatte, als wegen seines Alters. „Laſs doch den Vater Gerhard rufen! — fragt doch den Vater Gerhard! — was wird Vater Gerhard dazu sagen?" — so hörte man seinen Namen bei allen Gelegenheiten anführen, und ein Widerspruch gegen Vater Gerhards Meinungen und Rathschläge war eine Art von Seltenheit; denn er galt durchgängig für den weisesten und rechtschaffensten Mann. Was aber die Herzen noch mehr an ihn zog, war seine immerwährende Heiterkeit, die er selbst dann nicht verlor, wenn ein sogenanntes Unglück ihn traf. Nicht, als wäre Vater Gerhard unempfindlich gewesen gegen alle Streiche des Schicksals. Er hatte ein weiches, fühlendes

Herz, und Niemand im Dorfe war leichter zu einer Thräne des Mitleids zu bewegen, als Er; aber er verlor nie die Fassung, und Niemand konnte sich entsinnen, ihn mürrisch und wild gesehen zu haben, wenn nicht Alles nach seinem Sinne ging. Viele wollten sogar bemerkt haben, daſs Vater Gerhard oft an Heiterkeit der Seele gewann, wenn eine Hoffnung ihm fehl schlug. „Es wird schon auch so gut seyn“ — pflegte er zu sagen, und mit diesem Grundsatze hatte er auch seine Frau nach und nach so vertraut gemacht, daſs die andern Weiber des Dorfes fast alle der Meinung waren, es sey unmöglich, immer im Ernste so gelassen zu bleiben. Davon war besonders Marie, die nächste Nachbarinn des alten und glückseligen Ehepaars, überzeugt, weil sie selbst um jede Kleinigkeit in ängstliche Sorgen, in grenzenlosen Kummer, oder in Zorn und Unmuth gerieth. Dennoch aber konnte sie nicht umhin, die guten Alten hoch zu schätzen; besonders galt Vater Gerhard viel bei ihr. Er kam zuweilen des Abends, sie und ihren Mann zu besuchen, und nie war er weggegangen, ohne einen guten Rath, einen Trost oder eine Aufheiterung zurückgelassen zu haben. Die jungen Eheleute, Jost und Marie, waren daher allemal froh, wenn Vater Gerhard in ihre Wohnung trat. An einem Sonntage Abends fand er aber einmal die jungen Leutchen so verstimmt und miſsmuthig, daſs beide sich nicht bergen konnten.

Was fehlt Ihr, liebe Nachbarinn? fragte Vater Gerhard; Sie hat zerweinte Augen?

Wer sollte da nicht weinen? versetzte Marie. Schon drei Wochen lang freu' ich mich, wie ein Kind, auf meines Vaters Kirchweihe; und gerade muſs das abscheuliche Wetter einfallen!

Vater Gerhard. Ei, Frau Nachbarinn, schelte Sie

mir das Wetter nicht! Das hat ihrer Wintersaat mehr genützt, als zehen Kirchweihen Ihr eintragen.

Marie. Je nun, da mag Er Recht haben, Vater Gerhard. Gegen das Wetter hätt' ich auch im Grunde nichts; aber warum muſste gerade unser eines Pferd krank werden, daſs wir nicht fahren konnten, und warum muſste mein Mann so eigensinnig seyn, keines von einem Nachbar miethen zu wollen?

Vater Gerhard. Weil Sie an der Holzspitze den Hals würde gebrochen haben. —

Marie. Ei! warum nicht gar den Hals? Woher weiſs Er denn das!

Vater Gerhard. Und woher weiſs denn Sie, Frau Nachbarinn, daſs es nicht geschehen wäre?

Marie. Das wissen wir eben alle Beide nicht.

Vater Gerhard. Je nun, wenn wir Beide nicht wissen, wie die Reise würde abgelaufen seyn; warum halten wir gerade die Verhinderung für ein Unglück? Kann ihr Zuhausebleiben nicht auch ein Glück seyn? Hätte Sie ihr kleines Kind mitgenommen? vielleicht...

Marie. Ei, das hätt' ich zu Hause gelassen.

Vater Gerhard. Desto schlimmer! Das Kind würde vielleicht in Ihrer Abwesenheit verunglückt seyn; — vielleicht hätt' es Ihr auf der Kirchweihe nicht gefallen, wie es meistentheils geht, wenn man sich auf etwas zu sehr freut; — vielleicht....

Marie. Daſs Er doch immer mit seinem Vielleicht! Nichts für ungut, Vater Gerhard, das Trostwort „Vielleicht“ gedeiht nicht in meinem Garten!

Vater Gerhard. Das ist schlimm, Frau Nachbarinn! so wird Sie auch nie Zufriedenheit darin bauen. — Was sagt Er dazu, Nachbar Jost?

Jost. Ich sage, daſs Er Recht hat, Vater Gerhard.

Marie. Ja, ja! wenn es wider die Frau geht, dann gibst du freilich Recht.

Jost. Soll ich dir Recht geben, Marie, wenn du Unrecht hast?

Marie. Nein, das nicht; aber warum soll gerade Vater Gerhard mit seinem Vielleicht Recht behalten?

Vater Gerhard. Rede Sie mir nur nicht so verächtlich von meinem Vielleicht, liebe Frau Nachbarinn! Diesem Vielleicht verdank' ich die Ruhe meines Lebens. So oft mir ein Wunsch fehl schlägt, so denk' ich: Vielleicht wär' es so oder so übel gegangen, wenn Gott deinen Wunsch erfüllt hätte.... Kommt ein Unglücksfall — gleich bin ich mit meinem Vielleicht bei der Hand: Vielleicht kehrt sich das Unglück so oder so zu meinem Beſsten — vielleicht....

Marie. Je nun, ich halt' es einmal nicht mit dem Vielleicht, sondern mit der Gewiſsheit.

Vater Gerhard. Und ich auch, liebe Frau Nachbarinn. Im Grunde bin ich aber auch immer meiner Sache gewiſs. Nur in Nebendingen behelf' ich mich mit einem Vielleicht.

Marie. Ha ha! nun gibt uns Vater Gerhard Räthsel auf, daſs wir darüber die Kirchmeſs vergessen sollen.

Vater Gerhard. (ernsthaft) Keine Räthsel, liebes Weibchen! Wer so lange gelebt, so fleiſsig aufgemerkt, und so viel erfahren hat, als ich, der fängt endlich an, Alles was ihm begegnet, für gut, und alle Leute für unglückselig zu halten, die nicht eben das glauben.

Marie. Werd' Er nur nicht böse, Vater Gerhard. Ich hab' es nicht böse gemeint.

Vater Gerhard. Und ich auch nicht, liebe Frau

Nachbarinn; aber weil wir einmal in einem ernstlichen Tone sind: so wollen wir darin bleiben. Was Sie vorhin für ein Räthsel hielt, das war so gemeint: ich bin fest und gewiſs überzeugt, daſs Alles, was mir begegnet, gut ist, wenn ich gleich nicht immer einsehe, für wen und warum? In so ferne bin ich also meiner Sache gewiſs. Da ich aber nicht allwissend bin, und die guten Folgen meiner Schicksale nicht gewiſs voraussehen kann: so helf' ich mir mit Vermuthungen; — das sind meine Vielleicht, die ich nicht um viel Geld gäbe.

Marie. Wohl dem, der so seyn kann!

Vater Gerhard. Es gab eine Zeit, da ich's auch nicht konnte — wenigstens nicht immer; aber seit länger als 30 Jahren kann ich es, Gott Lob! Und ihr glaubt nicht, ihr lieben Leutchen, wie wohl es mir dabei ist. Seit der Zeit thut Gott Alles, was ich wünsche.

Jost. Warum nicht gar?

Vater Gerhard. Im vollen Ernste! Ich wünsche nichts Anderes, als was Gott will, und was Gott will, das geschieht immer, folglich auch das, was ich wünsche. Was mir unangenehm dünkt, betrachte ich, wie eine übelschmekende Arznei, die aber desto besser anschlägt, wenn man sich gut dabei hält. Scheint mir im Gegentheil etwas gut: so betracht' ich es wie eine wohlschmeckende Speise, bei der man sich mäſsig halten und fleiſsig fragen muſs, ob man sie auch vertragen könne. Das ist mein Hausmittel gegen Uebermuth und Kleinmuth.

Ich will euch doch eine Geschichte aus meinem eignen Leben erzählen, die ich nicht vergesse, so lange ein Auge mir offen steht, weil ich durch sie in meinem Glauben erst

vest geworden bin: daſs denen die Gott lieben, alle Dinge zum Beſsten dienen.

Ihr wiſst, daſs mir Gott von sechs Kindern nur ein einziges, meinen Wilhelm, das jüngste von allen, übrig gelassen hat. Daſs wir den Jungen um so lieber hatten, weil er unser einziges Kind war, könnt ihr leicht denken. Wir sahen daher den muntern und gutherzigen Jungen nie an, ohne daſs uns die Blattern (Pocken) eingefallen wären. Ach Gott, sagten wir oft zusammen, wenn nur Wilhelm die Blattern überstanden hätte! Wenn er uns stürbe, oder blind, taub, simpelhaft oder sonst elend dadurch würde — womit wollten wir uns trösten? — Meine Frau, die das Kind für ungemein schön hielt, war ausserdem auch noch wegen der Blatternarben in Sorgen. Endlich, da unser Wilhelm eben 5 Jahre zurückgelegt hatte, kam die Seuche in's Dorf. Wir konnten nun nichts anders denken, als Blattern und Blattern. Der Junge muſste purgiren, bekam kein Fleisch und wurde täglich wohl sechsmal gewaschen. So vorbereitet erwarteten wir das Blatterfieber. Indeſs kamen die Kinder des Dorfes fast alle glücklich durch. Das machte uns Muth. Wir fingen endlich an, die Blattern sogar zu wünschen, und bei jedem rothen Flecken, das wir an dem Kinde bemerkten, hofften wir auf einen glücklichen Anfang. Aber wie sehr hatten wir uns in unserer Hoffnung betrogen! Bei unserm Kinde brachen die Blattern mit so heftigen Verzuckungen aus, daſs es binnen drei Tagen wohl zwanzigmal den Jammer bekam. Meine Frau wollte verzweifeln, und ich starrte gerade vor mich hin. Ueber acht Tage lang warteten wir alle Augenblicke auf's Ende, weil nichts einen ordentlichen Fortgang hatte. Am ganzen Leibe des Kindes war kein Fleckchen so groſs als ein Nadelknopf, das nicht mit Grind überzogen war. Mit Angst und Noth riſs sich

endlich der Junge durch; aber sein Gesicht war voller Narben, und von der vorigen Schönheit keine Spur mehr übrig. Meine Frau hatte indeſs der Schönheit ganz vergessen, und nur um das Leben ihres Wilhelms gebeten. Leider aber schien auch dieses noch nicht gerettet. Das Kind bekam, nach überstandenen Blattern, eine Menge Geschwüre, und nebenbei schien sich die Schwindsucht anzuspinnen. Neun Wochen lang ging uns kein Licht aus; wir Beide waren vor Wachen und Sorgen so herabgekommen, daſs wir uns kaum mehr auf den Beinen zu halten wuſsten. Durch den fleiſsigen Gebrauch dienlicher Arzneien, und durch sorgfältige Pflege, kam doch endlich, unter Gottes Hülfe, das Kind durch. Eben war mir ein Kapital von 1000 Gulden aufgelegt worden. Gegen 150 Gulden waren von diesen schon aufgegangen, und vor Freuden schenkten wir 50 Gulden ein Paar armen Leuten, die uns in der Noth beigestanden hatten, so daſs uns also die Krankheit baare 200 Gulden kostete.

Doch, wer hätte vor Freude über den Schatz, den uns Gott in unserm Wilhelm gelassen hatte, des aufgegangenen Geldes gedacht? — Nur der einzigen Frage konnten wir uns nicht enthalten: warum gerade wir so viel Jammer und Angst hatten ausstehen müssen, während alle Aeltern des Dorfes, denen vielleicht weniger an ihren Kindern lag, so glücklich mit ihnen durchgekommen waren.

Erst nach acht Jahren erfuhren wir, durch eine Räuberbande, die in Sachsen eingezogen wurde, wie heilsam für uns die langwierige Krankheit unsers Wilhelms gewesen war.

Marie. Wie? was? durch eine Räuberbande? Das waren gewiſs Zigeuner?

Vater Gerhard. Keine Zigeuner; auch war, was

wir erfuhren, keine Nachweiſerei, ſondern eingeſtandene Wahrheit. Die Bande ſtrich nämlich in unſerer Gegend herum, als eben mein Wilhelm ſo krank lag, und hatte durch einen Spion erfahren, daſs tauſend Gulden an baarem Gelde mir eingegangen ſeyen. Darauf hatte ſie Jagd gemacht, und deſswegen vierzehn Tage im nächſten Walde kampirt; aber ſo oft ſie auch anſetzte: ſo oft fand ſie Licht und wache Menſchen im Hauſe. Sie nahm alſo von mir nichts, als ein Pflugeiſen mit, das ich damals auch vermiſste, und brach damit bei dem Wirthe zu Neuweiler ein.

Joſt. Herr Gott! das war mein Vetter! Die Spitzbuben haben ihn umgebracht, und eine Magd ſo jämmerlich gemiſshandelt, daſs ſie nach acht Tagen geſtorben iſt.

Vater Gerhard. Richtig! Seinem Vetter, der mein guter Freund war, verſtopften ſie das Maul mit einem Sacktuche, banden ihm die Hände auf den Rücken, und lieſsen ihn ſo jämmerlich erſticken.

Joſt. Ach wie oft hat mir das meine ſelige Baſe erzählt! Sie weinte noch immer helle Thränen darüber.

Vater Gerhard. Seht, liebe Leute, ſo wär' es ohne Zweifel mir und den Meinigen ergangen, wenn uns Gott nicht das Hauskreuz zugeſchickt hätte, um deſſenwillen immer Licht und Wache bei mir war.

Marie. Nun ſeh' ein Menſch! Wie erfuhr Er denn aber das alles, Vater Gerhard?

Vater Gerhard. Das Zentamt, von dem die Bande verhört wurde, ſchrieb deſswillen an das Gericht von Neuweiler, um allenfalls der Bande noch beſſer auf die Spur zu kommen, und berichtete unter andern: daſs die Böſewichter eigentlich Luſt gehabt hätten, in unſerm Dorfe bei einem Bauern einzubrechen, der eben 1000 Gulden hätte liegen gehabt; daſs ſie aber ſechs- bis achtmal durch Licht

und wache Menschen wären verhindert worden. Aergerlich darüber, hätten sie aus dem Hofe ein Pflugeisen mitgenommen und damit das Wirthshaus in Neuweiler erbrochen. — Das alles traf ganz allein auf mich zu.

Marie. Du Gott! du Gott! wie gut war es also, daſs eben damals Sein Wilhelm so krank lag!

Vater Gerhard. Ja wohl war es gut! Ich und meine Frau fielen bei der Nachricht auf die Kniee und dankten Gott für unser Hauskreuz und für unsere Errettung. Aber wenn wir nun den Vorsatz der Mörderbande nicht erfahren hätten?

Marie. Dann dächtet ihr wohl heute noch, jener Jammer sey das gröſseste Unglück eures Lebens gewesen.

Jost. Und wie leicht hätten die Räuber den Umstand verschweigen, oder gar nicht in Verhaft gerathen können!

Vater Gerhard. Allerdings! Wir nahmen uns aber von dem Augenblicke an vor: künftig nicht mehr alles Unangenehme für ein Unglück zu halten, sondern allezeit an das Sprüchwort zu denken: Es ist selten ein Unglück, es ist auch ein Glück dabei! Ueber meine Stuben-Thüre aber schrieb ich damals die Worte, die ihr vielleicht Beide schon bei mir gelesen habt.

Jost. Ah, die Worte: Nicht was uns *lieb*, sondern was uns *gut* ist.

Vater Gerhard. Richtig! Alle Jahre habe ich sie renovirt, und sie sind es, die uns oft frohen Muthes machen, wenn es nicht nach unserm Sinne geht.

Jost. Marie, Marie! merk' dir's, ich will mir's auch merken: „nicht was uns lieb, sondern was uns gut ist!" — Herzensweib, das vergessen wir alle Beide zu oft!

Vater Gerhard. Auch Ich und meine Frau konnten anfangs nicht so ganz die Worte zu Herzen fassen. So

oft ein kleiner Unstern kam, muſsten wir einander daran erinnern.

Jost. Auch wir wollen das thun, liebe Marie.

Marie. Ja, das wollen wir! Du sollst sehen, wie gescheid ich mich künftig betragen will, wenn wieder etwas gegen meinen Kopf geht.

Vater Gerhard. (Marien die Hand reichend) Topp! So ein gescheides Weib, wie Sie, liebe Nachbarinn, kann das auch. — Aber ich habe die Geschichte noch nicht ganz auserzählt. — Noch immer dachten wir, daſs es doch wenigstens Schade um das schöne Gesicht sey, das durch die Blattern verdorben war.

Marie. I was da? Schön seyn, ist nicht schön; schön thun, ist schön.

Vater Gerhard. Das sagten wir freilich auch, aber doch that es uns wehe, wenn wir den Jungen so entstellt sahen, bis wir in der Folge erfuhren, daſs die Blatternarben sein und unser gröſsestes Glück waren.

Marie. Er scherzt, Vater Gerhard.

Vater Gerhard. Kein Scherz, Frau Nachbarinn, wie Sie gleich hören wird. Da wir vor mehrern Jahren uns vornahmen, dem Bursch unser Gut abzutreten, und mit einem jährlichen Leibgeding in das kleine Hofhaus zu ziehen, verfiel er auf ein reiches und bildschönes Mädchen aus einem benachbarten Dorfe. Die Wahl gefiel uns Beiden, und meine Frau war schon im Voraus stolz auf eine so schöne Schwiegertochter. Aber mit dem Stolze kam sie zu früh. Das Mädchen sagte dem Freiersmanne, den wir hinschickten, rund heraus: daſs sie an unserm Wilhelm nichts auszusetzen habe als — sein blatternarbiges Gesicht.

Jost. Glück auf, daſs er die Närrinn nicht bekommen hat.

Vater Gerhard. So dachte aber mein Wilhelm nicht. Er war länger als vier Wochen nicht mehr zum schwatzen und lachen zu bringen, so weh geschah es ihm, um seiner Blatternarben willen verschmäht zu werden. Seine Mutter schlief halbe Nächte nicht ein. Indeſs heirathete die gewünschte Braut einen Andern, und so hatte das Speculiren in meinem Hause ein Ende. Der verschmähte Liebhaber tröstete sich wieder und warb darauf um seine jetzige Frau, die zwar weniger schön und reich war, dafür aber tausend andere Vorzüge besitzt, die Jene nicht hat. Ich darf wohl sagen: hätten die Blattern bei meinem Wilhelm nicht so viel Narben zurückgelassen, Er und seine Aeltern wären die unglücklichsten Menschen.

Marie. Je, wie soll ich das verstehn?

Vater Gerhard. Mein Wilhelm hätte dann eine Frau, und wir Aeltern hätten eine Schwiegertochter bekommen, so häſslich an Geist, als schön von Gesicht. Ihr nachheriger Mann ist indeſs vor Verdruſs gestorben. Mit ihren verträglichen Schwiegerältern lebte sie beständig in Hader, so daſs es diese kaum ein Vierteljahr lang unter Einem Dache mit ihr aushalten konnten. Von fünf Kindern brachte sie keines auf die Beine, weil sie durch ihre zornige Gemüthsart sie schon im Mutterleibe zu Sterblingen machte. Sie hat nun ihren zweiten Mann und lebt eben so unselig mit ihm, wie mit ihrem ersten. Und seht, so wär' es ohne Zweifel auch uns gegangen, wenn nicht die häſslichen Blattern uns vor dem Uebel bewahrt hätten. — Ist es nun ein Wunder, wenn ich Alles, was mir widerfährt, für gut halte? — Gewiſs, Frau Nachbarinn, einen ganzen Tag lang wollt' ich Ihr von lauter Unfällen erzählen, die mein Glück waren, und alle Leute würden eine lange Predigt davon halten können, wenn sie darauf geachtet hätten.

Marie. Vater Gerhard! Gott hat Ihn zu einer glücklichen Stunde zu uns geführt. Er hat mich erst recht auf die Spur gebracht, wo mir es fehlt. Alle meine eigne Unruhe, und aller Verdruſs, den ich Andern mache, kommt daher, daſs ich Alles, was nicht nach meinem Sinne geht, für lauter Unstern halte. Von nun an aber .... doch — Ihr sollt es selbst sehen!

Jost. Herzens-Marie! (indem er ihr die Hand reicht) auch ich denke zu wenig an Vater Gerhards Leibspruch: „nicht was uns lieb, sondern was uns gut ist!“ — Vater Gerhard soll Zeuge seyn, was wir uns hier versprechen!

Marie. (In seine Hand schlagend) Topp! So bald ich wieder in meinen alten Fehler verfalle, so sagst du nur: „o wenn das Vater Gerhard wüſste!“

Jost. Und das Nämliche sagst du auch zu mir, und Gott wird uns beistehn, daſs unser Vorsatz nicht wieder zu Schanden wird.

Jost und Marie lebten von Stund' an weit zufriedner als sonst. Wenn sie etwas für gut hielten, so suchten sie es zwar zu erlangen: aber sie strebten nicht ängstlich darnach; und schlug ein Wunsch fehl: so hielten sie auch das für gut. Begegnete ihnen ein Unfall, so hieſs es: die Arznei ist wohl bitter, aber gewiſs desto gesunder, weil Gott sie uns gibt! — Vater Gerhard, seine Frau, sein Sohn und seine Schwiegertochter waren ihre liebste Gesellschaft, und Alle suchten gemeinschaftlich aus ihrer eigenen und aus anderer Leute Erfahrung immer noch besser zu lernen, daſs uns Gott zwar nicht immer das Angenehmste, aber gewiſs immer das Beſste gibt. Erst vor ein Paar Monaten starb Vater Gerhard, auch im Sterben so gelassen, als er im Leben war, und befahl vor seinem Sarge zu singen, was seit so vielen Jahren sein Leiblied war: Was Gott thut, das ist wohl gethan!

Materialien zu einer Katechiſation über den Geiſt der Gottſeligkeit.

In der vorigen Erzählung, liebe Kinder, habt ihr einen gemeinnützigen Mann kennen gelernt. Auch Vater Gerhard zeigt ſich als einen ſolchen. „Laßt doch den Vater Gerhard rufen — fragt doch den Vater Gerhard — was wird Vater Gerhard dazu ſagen?“ hieß es nicht nur unter ſeinen Kindern und Enkeln, ſondern im ganzen Dorfe; denn er ſuchte Allen mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Aber nicht dieſe, ſondern eine andre Seite ſeines ſchönen Herzens iſt in der kleinen Begebenheit, welche ihr eben geleſen habt, ausgehoben. Welche?

„Seine Seelenheiterkeit bei der Ueberzeugung: was Gott thut, das iſt wohlgethan!“

Er fand alſo ſeine Glückſeligkeit im Glauben an Gott; er war ſelig in Gott, oder gottſelig.

Schade, daß der Ausdruck Gottſeligkeit faſt auſſer Mode gekommen iſt! Es gibt keinen, der den Gemüthszuſtand des Frommen ſo ſchön bezeichnet, wie dieſer.

In Luthers Bibel-Ueberſetzung wird er daher mit Recht ſehr oft anſtatt des lateiniſchen Ausdrucks Religioſität gebraucht, z. B. 1 Tim. 4, 7 und 8. „Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze“ ꝛc.

Wer ſollte um dieſer gottſeligen Gemüthsſtimmung willen den guten Vater Gerhard nicht glückſelig preiſen!

1) Wen nennt man denn glücklich?

Den, welcher im Leiblichen das hat oder bekommt, was ihn froh und zufrieden machen könnte; z. B. den, der ein ſchönes Vermögen, eine angenehme Wohnung, gute Geſellſchaft, Geſundheit und Anſehen beſitzt ꝛc.

Warum ſagt ihr aber: „froh machen könnte?“

Weil das äuſſere Glück nicht jeden Menſchen zufrieden und froh macht. Ein bekanntes Verschen ſagt:

Wem der Himmel Reichthum gibt,
Dem gibt er auch Sorgen.

Mancher iſt arm bei großem Gut und Mancher iſt reich bei ſeiner Armuth. Der Arme in ſeiner Hütte lebt oft vergnügter, als der Große und Reiche in ſeinem Palaſte; der Kränkliche iſt oft ſeines Lebens froher, als der Geſunde.

War denn Vater Gerhard reicher als alle ſeine Mitnachbarn? war er vornehmer als ſie? ging ihm Alles nach Wunſche? — Nein! aber er war doch mit ſeinem Weibchen zufriedner als Joſt und Marie. Er war bei Allem, was ihm begegnete, ſelig in ſeinem Innerſten.

2) Was heißt denn ſelig ſeyn?

Der Seele nach vollkommen glücklich ſeyn. — Und wo findet man eigentlich dieſes vollkommne Wohlſein der Seele? — Im Himmel.

Aber auch hier können wir einen Vorſchmack dieſer Seligkeit finden.

„Schon hier lebt ſelig und vergnügt
Wer Gottes Wege geht" ꝛc.

heißt es in unſerm Geſangbuche, und in der heil. Schrift werden die Frommen, ſelbſt in Trübſalen, ſelig geprieſen, z. B. 1 Petr. 1, 9 u. ff. 1 Petr. 3, 14 u. a. a. O.

Auch im gemeinen Leben gebrauchen wir den Ausdruck ſelig von einem hohen Grade der Zufriedenheit und Freude, z. B. O wie ſelig war ich in der oder der Lage, in dieſer oder jener Hoffnung!

Glücklich nennen wir alſo den, der im Aeuſſern das hat, was ihn zufrieden und froh machen könnte; ſelig aber nur den, der dieſe Zufriedenheit und Seelenheiterkeit in ſeinem Innerſten wirklich fühlt.

Aus den Wörtern Glück und Seligkeit ſetzt man das Wort Glückſeligkeit zuſammen.

3) Wen nennt man denn im vollſten Sinne des Wortes glückſelig?

Den, bei welchem irdiſches Glück mit Seelenheiterkeit verbunden iſt.

Es gibt aber auch Menſchen, die man gottſelig nennt.

4) Was heißt denn gottſelig ſeyn?

Sein höchſtes Gut in Gott ſuchen und finden.

a) Selig in Gott iſt, wer beim Anblicke der herrlichen und wundervollen Natur nicht nur ihrer, ſondern auch ihres Schöpfers ſich freut.

Ich ſah in meiner Jugend eine Bilderfibel. Bei dem Grundlauter O ſtand ein weidender Ochſe und unter dieſem:

Der Ochſe freut ſich nur des Graſes,
Nicht deſſen, der es wachſen läßt.

An dieſes Bild haben mich ſeitdem viele Tauſend Menſchen erinnert. Immer aber mußte ich denken: Es iſt doch recht thieriſch, bei den Gaben Gottes allein ſtehen zu bleiben, ohne das Herz zu dem Geber zu erheben!

Es gibt Naturforſcher, welche tief in die Geheimniſſe der Natur eindringen und doch Gottes dabei faſt ganz vergeſſen. Sie ſind entzückt über die Geſchöpfe; nicht über den Schöpfer. Und doch liegt uns der Gedanke an Gott bei Betrachtung der Natur ſo nahe, ſo nahe!

In allem Sichtbaren wirket eine unſichtbare Kraft. Der im Herbſt erſterbende Baum erwacht im Frühlinge wieder. Woher kommt das? „Von der Wärme und dem dadurch bewirkten neuen Umtriebe der Lebensſäfte.“ — Wer aber gab der Sonne ihr wärmendes Licht und dem Samenkörnchen die Eigenſchaft, einen Baum mit einem Adergewebe hervorzubringen, in welchem die Säfte auf- und abſteigen und

ſich ſo regelmäßig in Theile des Baumes verwandeln? Woher kommt die Verſchiedenheit der Formen und Farben und der Geruchsarten der Blüthen? Die Verſchiedenheit der Formen, Farben, Geruchs- und Geſchmacksarten der Früchte? u. ſ. w. — Von dem Bildungstriebe, der in jedem Pflanzenkeime, ſo wie in jedem Thiere, verborgen liegt, ſagt man. Aber was iſt nun dieſer Bildungstrieb, dieſe unſichtbar und unerklärlich wirkende Kraft? — Sollte man nicht glauben, daß dieſe unſichtbare Körperkraft uns nothwendig eine Stufe weiter hinauf, auf den unſichtbaren und geiſtigen Urheber derſelben leiten müßte?

Die Sonne ſteht im Mittel ihrer Planeten und dieſe laufen um ſie herum in abgemeſſener Bahn. Welche unſichtbare Kraft aber trägt die Sonne? welche ſetzte die Planeten in Bewegung? und welche erhält ſie in ihrem Kreislaufe? — Wer erklärt mir die anziehende Kraft der Himmelskörper unter einander und gegen alles was zu ihnen gehört? ꝛc. ꝛc.

Seht, Kinder, ſo liegt beinahe in Allem was ihr erblickt, etwas Unſichtbares und Wundervolles, das euch an einen geiſtigen Urheber erinnert.

Aber an dieſen denkt nur der mit hohem Wohlgefühle, welcher ſeine Seligkeit in Gott zu ſuchen gewohnt iſt. Nur Er ſieht, hört und fühlt Gottes Gegenwart in der ganzen Natur. (Ap. Geſch. 17, 27.)

Klaus konnte den ganzen Frühling hindurch Blumen ſehen, Nachtigallen ſchlagen hören, die ſchönſten Kornfelder durchwandeln, und ihm kam auch nicht ein froher Gedanke in den Sinn. Wenn er froh werden ſollte, ſo mußten Wein oder Kaffe und Kuchen da ſeyn; — er mußte im Spiele gewinnen, oder den ſchönſten Rock in der Geſellſchaft tragen; — oder es mußte ein einfältiger Menſch gegenwärtig ſeyn, den er verſpotten konnte. — Nur bei dergleichen Anläſſen pflegte Klaus zu lachen.

Einſt ging er über Feld zu Jemanden zu Gaſte, und ſah, wie gewöhnlich, gedankenlos vor ſich nieder. Da fand er ſeinen armen Vetter Karl vor einem wilden Apfelbaume, der eben in voller Blüthe ſtand. Er ſang mit leiſer Stimme den Vers:

„Mich, ruft der Baum in ſeiner Pracht,
„Auch mich, auch mich hat Gott gemacht;
„Bringt unſerm Schöpfer Ehre!

und dabei weinte er vor freudiger Empfindung des allgütigen Schöpfers. „Wie kannſt du dich über einen Baum ſo freuen?" ſagte Klaus mürriſch zu Karln, der ihn nun mit froher Seele begrüßte: „Ei, lieber Vetter!" antwortete Karl, „wenn es nicht wohlfeile Freuden gäbe, wo wollte ich Armer einige hernehmen? Ich kann keine Freuden bezahlen; aber darum hab' ich Gott ſo lieb, daß er auch für uns Arme Freuden bereitet hat; denn ich kann ohne Koſten und ohne Reue fröhlich ſeyn. Aber es iſt eine ordentliche Kunſt, um das zu können." — „Nun, was iſt das für eine?" fragte Klaus. — „Da iſt ſie, wenn du mich hören willſt," antwortete Karl: „Ich ſehe Großes und Kleines, was Gott gemacht hat, recht an, und finde alle Tage etwas Neues und Schönes. Dann denke ich nach: warum und wozu dieſes und jenes da ſey, oder, wozu es nütze. Und wenn ich dabei der Weisheit des Schöpfers zuweilen auf die Spur komme, dann kann ich gleich mit meinen eignen Worten beten, weil ich von der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes ganz durchdrungen bin. Und ſo geh' ich mit Vorſätzen, dem Allgütigen zu gefallen, munter und froh zu meiner Arbeit." —

b) Selig in Gott iſt, wer auch großes Vergnügen in vernünftigen Unterredungen und Belehrungen über Gott und göttliche Dinge und im Gebete zu Gott findet.

So war es bei Karl in der kleinen Erzählung aus dem Rochow'ſchen Kinderfreunde. Mit welchem Wohlgefühle ſprach er von Gott! Mit welcher frohen Herzlichkeit ſang er die Strophe aus dem Gellert'ſchen Liede: „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht! ꝛc."

Ach warum achten ſo viele Menſchen dieſe Freude nicht! Warum können ſo viele nicht begreifen, wie es dem Dichter zu Muthe geweſen ſeyn mochte, als er die Worte ſchrieb:

Wenn ich in Nöthen bet' und ſing',
So wird mein Herz recht guter Ding'!

Welch ſelige Stunden bringt der wahre Freund Gottes in der Kirche zu, die der Religionsverächter ſo gering ſchätzt! Ein Tag in deinen Vorhöfen iſt beſſer denn ſonſt Tauſende, ſagt David (Pſ. 8, 11.). Und wie würde mancher ſogenannte Chriſt, wenn er aufrichtig ſeyn wollte, ſagen müſſen? „Ein Tag bei Spiel und Tanz iſt beſſer, als Tauſend Stunden in der Kirche verlebt!

Aus Mangel an Sinn fur fromme geiſtige Freuden hat auch das Bibelleſen faſt allen Reiz für die meiſten Menſchen verloren

An dieſe rein-geiſtigen Freuden, liebe Kinder, müßt ihr euch jetzt gewöhnen. Ein Kind, dem nicht ſein Morgengebet zum Bedürfniſſe geworden iſt, wie ſein Frühſtück, iſt in der erſten Erziehung verwahrloſet, und wer den frommen kindlichen Sinn nicht in der Jugend ſich zu eigen macht, nimmt ihn ſelten im Alter an.

c) Selig in Gott iſt, wer in jedem frohen Ereigniſſe ſeines Lebens Gottes leitende Hand ſieht.

Die in der heil. Schrift erzählten Begebenheiten ſprechen beſonders dadurch das Gemüth ſo freundlich an, weil Gott in alle ſo ganz unzertrennlich verwebt iſt. Was die frommen Altväter Gutes dachten und fühlten, war ihnen Stimme

Gottes in ihrem Innerſten. Was ſie Gutes genoßen, kam ihnen aus Gottes Hand. Jeder gute Menſch, der ihr Glück förderte, war ihnen ein Geſandter Gottes, ein Engel des Herrn, wie dem jungen Tobias ſein freundlicher Geleitsmann ꝛc. Kurz, bei ihnen hieß es recht, wie Paulus ſagt: In Gott leben, weben und ſind wir.

So ſollt' es auch bei uns noch ſeyn. In jedem frohen Ereigniſſe unſres Lebens ſollten wir Gott, den Freudengeber ſehen. Dieß würde unſre Glückſeligkeit erhöhen und veredeln und uns vor Mißbrauch und Uebermuth ſchützen.

d) Selig in Gott iſt aber auch der Fromme in den Unannehmlichkeiten und Trübſalen des Lebens, wie Vater Gerhard, der oft an Heiterkeit der Seele gewann, wenn einer ſeiner Wünſche ihm fehlſchlug. Und was war es, das dich mit Allem ſo zufrieden machte, guter Vater Gerhard? Dein Glaube: Was Gott thut, das iſt wohlgethan.

Auch der Schäfer von Thalfeld, der Bibelfreund, den ihr hoffentlich nicht vergeſſen habt, gibt ein Beiſpiel eines ſo gottſeligen Gemüthes. Wie reich in Gott war er bei ſeiner Armuth! wie fröhlich in Hoffnung! wie geduldig in Trübſal!

Merkwürdigere Beiſpiele ſtellt uns die heilige Schrift auf, vorzüglich in Hiob's und Tobias's Leben und in der Lebens- und Leidensgeſchichte Jeſu und ſeiner Jünger. Ob ihr auch leidet um der Gerechtigkeit willen, ſo ſeyd ihr doch ſelig! ſagt Petrus in der ſchon angeführten Stelle (1 Petr. 3, 14), und Aſſaph: Wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nicht nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch, Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil (Pſ. 73, 25. 26.).

e) Selig in Gott iſt, wer im Bewußtſein von Gottes Beifall ſein höchſtes Seelenglück findet

Gute Kinder zählen die Liebe ihrer Aeltern unter die höchſten Glücksgüter. Wie wohl iſt es ihnen im Beſitze des älterlichen Beifalls! Wie weh iſt ihnen, wenn ſie dieſen verſcherzt haben! — Welcher Unterthan fände nicht in dem Beifalle ſeines Herrn ein ganz vorzugliches Lebensglück? Welcher härmte ſich nicht, wenn er dieſen Beifall verlöre? — Und Gottes Beifall ſollte uns nicht über alles glücklich machen?

f) Selig in Gott iſt endlich, wer ſchon auf Erden im Vorgefühle des Himmels lebt.

Dieſe Seligkeit in Gott verläßt den Frommen ſelbſt auf dem Sterbebette nicht. Unſer Wandel (Vaterland) iſt im Himmel, ſagt Paulus (Philipp. 3, 20.), und an einem andern Orte: (Röm. 8, 18.) dieſer Zeit Leiden ſind nicht werth der Herrlichkeit, die an uns ſoll geoffenbaret werden. — Das glänzendſte Beiſpiel von einem ſolchen Vorgefühle des Himmels gibt uns der ſterbende Stephanus. Ich ſehe den Himmel offen und Jeſum zur Rechten Gottes! rief er, Trotz des gleichzeitigen Vorgefühls ſeines nahen grauſamen Todes, aus.

Kinder! wünſchet ihr nicht alle ſo ſelig in Gott zu werden? — Was aber hinderte euch, zu dieſer Seligkeit zu gelangen? Zu ihr bedürft ihr kein irdiſches Glück, keinen hohen Stand, keine großen Einſichten; — nur ein Herz, das Gott und Tugend liebt.

Laßt uns zum Schluſſe den hohen Werth der Gottſeligkeit ins Kurze zuſammen faſſen!

Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze und hat die Verheiſſung dieſes und des zukünftigen Lebens (1 Tim. 4, 8.).

1) Sie gewährt uns eine Menge Lebensfreuden, die die Welt nicht geben kann; und dieſe Freuden ſind die reinſten.

2) Sie gibt den irdiſchen Freuden erſt einen wahren Hochgeſchmack.

3) Sie richtet all' unſre Seelenkräfte nach ſittlicher Vollkommenheit hin.

4) Sie beruhigt uns beim Blick in die ungewiſſe Zukunft und in den Unannehmlichkeiten der Gegenwart.

5) Sie iſt das Weſentliche der Religion; denn die Religion iſt nicht bloß Angelegenheit unſrer Erkenntniß, ſondern vorzüglich unſrer Gefühle. Was hilft es euch zu glauben, daß ein Gott ſey, wenn euch dieſer Glaube nicht weiſer, beſſer und mit eurem Schickſale zufriedner macht? Was hilft es euch zu glauben, daß Gott allwiſſend, heilig, gerecht und allmächtig iſt, wenn euch dieſer Glaube keine kindliche Gottesfurcht einflößt? Was hilft es euch zu ſagen: Gott iſt die Liebe, wenn dieſer Glaube euch nicht zur Gegenliebe, zum Gehorſam und kindlichen Danke ſtimmt? Was hilft es euch, an ſeine Weisheit und an alle bisher genannten Eigenſchaften glauben, wenn es euch kein Vertrauen und keine Ergebenheit in ſeine Führungen, keine Seligkeit in Gott einflößt?

6) Die Gottſeligkeit iſt endlich Vorbereitung auf den Genuß der rein-geiſtigen Seligkeit in einer beſſern Welt.

Sollten wir nicht darum täglich zu dem Vater im Himmel beten?:

Vom Dienſt der Eitelkeiten
Befreie, Gott, mein Herz!
Den heißen Durſt nach Freuden
Den lenke himmelwärts.
Ruh kann die Welt nicht geben
Dem Geiſt, der ewig iſt,
Nur der hat Ruh und Leben,
Dem du, Gott, Alles biſt!

21) Gebückt! Gebückt!

oder:

**Mit dem Hute in der Hand
Kommt man durch das ganze Land.**

Als ein Jüngling von achtzehn Jahren kam der in der Folge so berühmt gewordene Benjamin Fränklin *) von einem nach Pensylvanien gemachten Ausfluge in seine Vaterstadt Boston zurück und besuchte den damaligen Prediger Mather, der ihn sehr liebreich aufnahm, und beim Weggehen einen kürzeren Weg aus seinem Hause führte. Die Nebenthür aber war so niedrig, daſs ein erwachsener Mensch sich bücken muſste, um nicht an den Querbalken zu stoſsen. Fränklin sprach während des Fortgehens mit seinem leutseligen Führer und sah daher nicht aufmerksam vor sich hin. — Gebückt! Gebückt! rief auf einmal der Prediger: aber in dem Augenblicke fühlte

*) Benjamin Fränklin (geb. zu Boston in Nordamerika 1706) war zuerst ein armer Buchdrucker; stieg aber durch seinen trefflichen Kopf, durch seine rastlose Thätigkeit und edle Vaterlandsliebe, von einer Ehrenstufe zur andern, und starb am 17. April 1790 als Präsident des Convents von Philadelphia, mit Hinterlassung eines groſsen Vermögens, von dem er einen Theil, durch ein Testament, zu den schönsten Absichten bestimmte. Er ist als Mitstifter der dreizehn nordamerikanischen Freistaaten, als Schriftsteller und als Erfinder der Wetterableiter und der Harmonika (eines musikalischen Instruments, das aus lauter gläsernen Glocken besteht) allgemein bekannt, und sein Nachruhm ist in vieler Hinsicht unsterblich. Er bewies unter andern, wie weit es ein groſser Kopf, auch unter den ungünstigsten Umständen, durch Anstrengung und Beharrlichkeit bringen kann.

schon Fränklin den Balken an der Stirne. „Merk' Er sich den kleinen Unfall! sagte jener. Er ist jung und hat die Welt vor sich. Bück' Er sich auf dem Wege, und Er wird sich manchen harten Puff ersparen."

Diese Sittenlehre machte bei dem jungen Fränklin einen so tiefen Eindruck, daſs er sich ihrer in einem Alter von 79 Jahren noch erinnerte und sie einem Sohne des erwähnten Predigers mit folgendem Zusatz erzählte: „Dieser gute Rath Ihres seligen Vaters, so in Kopf und Herz eingeprägt, ist mir ungemein nützlich gewesen; und noch jetzt fällt er mir gewöhnlich ein, wenn ich sehe, wie der Hochmuth so oft gedemüthigt wird, und wie so Mancher sich unglücklich macht, weil er die Nase zu hoch trägt."

Diese kurze Erzählung sagte Vater Gerhard seinen Enkeln zum Nachschreiben vor. Er hatte mehr als hundert dergleichen gesammelt, die er nach und nach aufschreiben lieſs, weil er glaubte, daſs das Selbstgeschriebene besser im Gedächtnisse hafte. Dergleichen Erzählungen aber hielt er für die wirksamsten Mittel, nützliche Wahrheiten und Lebensregeln nicht nur angenehmer, sondern auch nachdrücklicher zu machen. Mit den allermeisten hatte er ein Sprüchwort verbunden, welches die Sittenlehre der Erzählung in wenigen Worten enthielt. Fehlte nun eines seiner Enkel, oder kam von irgend einem Fehler etwas im Gespräche und gemeinen Leben vor: so pflegte er nur das Sprüchwort, einen Namen oder ein Paar Wörter aus dieser oder jener Erzählung anzuführen, und es that gewöhnlich bessere Wirkung, als die umständlichste Predigt. Ja, die Kinder selbst beredeten sich ihre Fehler mit Sprüchwörtern, oder mit Namen aus ihres Groſsvaters Erzählungen.

Einmal war Kirchweih im Dorfe. Ein Haufe von Bettlern hatte sich zusammen gefunden und strich, unter Bitten und Trotzen, von Haus zu Haus. Eben da das Gedränge des Bettelvolks am ärgsten war, kam ein alter, abgedankter Soldat vor Vater Gerhards Thüre, und bat um ein wenig Mittag-Essen. Noch hatte die gute Hausmutter keinen Bissen ruhig genossen, weil sie alle Augenblicke aufstehn und den Bettlern Brot reichen muſste. Dieſs machte sie unwillig. Ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit sagte sie daher in einem unsanften Tone zu dem Armen: „Marsch! marsch! Hätt' ich vor dem Gebettel Zeit, selbst einen Bissen zu essen! Hier!" — Mit diesen Worten reichte sie ihm ein Stückchen Brot — „Gott vergelt's, Mütterchen!" sagte der Invalide mit gelassener Stimme. „Es galt ja nur eine höfliche Bitte. Ich glaube wohl, daſs man der vielen Bettler endlich überdrüſsig wird." — Diese Bescheidenheit und Genügsamkeit gefiel der wackern Altmutter. Sie schämte sich ihrer Aufwallung und hieſs den Invaliden auf die Treppe sitzen. Verzeiht mir, sagte sie, der Zorn hat mich übernommen; Ihr sollt nun aber vom Beſsten erhalten, das ich habe.

Vater Gerhard hatte indeſs das Gespräch am Tische mit angehört. Seht, Kinder, sagte er zu seinen Enkeln, die eben bei ihm zu Gaste waren, der arme Mann hat durch unser Sprüchlein: gebückt! gebückt! mehr gewonnen, als alle andern durch ihre Grobheit. Aber einen so höflichen Mann, der überdieſs vielleicht fürs Vaterland gestritten hat, dürfen wir nicht auf der Treppe sitzen lassen. Ihm thut's gewiſs wehe, daſs ihn die Mutter so hart angelassen hat. — „Kommt herein in die Stube, alter Kriegsmann!" rief er ihm zu. — Mit einem bescheidenen Gruſse trat der Arme in's Zimmer und setzte sich

auf die Bank. Er war für seine Umstände ganz gut und reinlich gekleidet, hatte eine groſse Schramme im Gesicht und einen lahmen Arm. Auf die Frage: wie er zu diesen Blessuren gekommen sey, hob er an von der schrecklichen Schlacht bei Hochkirchen *), wo er seine Wunden empfangen hatte, zu erzählen. Die Kinder vergaſsen den Nachtisch darüber. — Auf einmal aber wurde die Schlacht durch einen Auflauf auf der Gasse unterbrochen. Alles sah aus den Fenstern. Einige Ortsleute trugen einen halberschlagenen Bettler herein, der vor dem Dorfe mit einem andern flüchtig gewordenen Landstreicher in's Handgemenge gerathen war, und dabei eine so gefährliche Wunde über den Kopf bekommen hatte, daſs er nach Verfluſs von zweimal vier und zwanzig Stunden starb.

Alle bedauerten den Unglücklichen, ob sie ihn gleich als einen ungestümen und groben Bettler kannten; Niemand aber wuſste von seinen übrigen Lebensumständen etwas. Nur der Held von Hochkirchen kannte den Menschen genau. „Solch ein Ende hab' ich dem Raufbolde längst geprophezeiht," sagte er, und wollte so eben dessen Lebenslauf erzählen, als die Mutter mit dem versprochenen Essen herein trat. Der bescheidene Soldat wurde an den Tisch gerufen und die Kinder warteten mit Sehnsucht auf den letzten Bissen, weil sie dann die Lebensgeschichte des Erschlagenen zu erfahren hofften. Der Invalide säumte

---

*) Hochkirchen, ein Dorf in der Lausitz, zwischen Bautzen und Löbau, wo am 14. Oct. 1758 der kaiserliche Generalfeldmarschall von Daun in einer fürchterlichen Nacht-Schlacht die tapfern Preuſsen besiegte, die aber nach zehn Tagen schon wieder triumphirend auf dem Kampfplatze standen.

auch nicht, ihre Neugierde zu stillen, und hob folgendermaſsen an.

„Der Mensch, welcher so jämmerlich zugerichtet vor eurem Hause vorüber getragen worden ist, würde ein wohlhabender und glücklicher Mann seyn, wenn er in der Jugend das Sprüchlein beherzigt hätte:

Mit dem Hute in der Hand
Kommt man durch das ganze Land.

Er ist der Sohn eines Thüringer Fuhrmanns, mit dem er als ein Junge von 12 Jahren schon in der Welt herumzog. Man muſs den Vater gekannt haben, um begreifen zu können, wie der Sohn zu seiner schändlichen Grobheit gekommen ist. Einer meiner Kameraden sprach einmal seinen Vater in den theuern siebenziger Jahren am Thore vor Saalfeld um einen Almosen an. Anstatt ihm etwas zu reichen, oder ihn manierlich abzuweisen, hieb ihn der Bengel mit der Peitsche über den Rücken, und sein Sohn, (der nämliche, den ihr eben gesehen habt, und den man schon damals den groben Jürgen nannte,) lachte aus vollem Halse darüber. Keiner von ihnen dachte, daſs sie vielleicht auch einmal einen so armen Teufel brauchen könnten. Ehe aber sechs Wochen vergingen, erfuhren sie's. Es fiel nämlich ihr Wagen, in der Gegend um Bamberg, in eine tiefe Pfütze und war zum Unstern mit Salz beladen. Das war ein Jammer für die beiden Bursche! Glücklicherweise kam eben mein Kamerad dazu. — Ach Gott, ach Gott! schrie der Fuhrmann ihn an: Um's Himmelswillen helft mir! — Mein Kamerad dachte der alten Sünde nicht mehr und sprang dem Grobian nach Möglichkeit bei. Nachdem er ihm aber wieder aus der Pfütze geholfen hatte, und dieser ihm ein Paar Groschen geben wollte, sagte

mein Kamerad, das Geld ausschlagend: „Künftig, wenn Euch wieder ein armer Mann um ein Almosen anspricht: so weiſet ihn nicht mehr mit Peitschenhieben ab, wie Ihr mir vor sechs Wochen bei Saalfeld gethan habt. Man weiſs nicht, wer einem in der Welt dienen kann.“ — Bei diesen Worten erkannte erst der grobe Fuhrmann seinen Freund in der Noth. Er schämte sich und bot ihm auf's Neue ein Trinkgeld; aber mein Kamerad, Gott habe ihn selig, ging seines Weges und lieſs ihm die ganze Bescherung. — Dieſs wollt' ich nur im Vorbeigeh'n erzählen, weil man aus dem Beispiel sieht, in welcher Schule der grobe Jürge aufgewachsen ist. Art läſst nicht von Art, und der Apfel fällt nicht weit vom Stamme —; Jürge aber wurde noch weit gröber und brutaler als sein Vater.

Im Anfange der achtziger Jahre starb der Alte, und Jürge fing, als ein Bursche von etlich und zwanzig Jahren, selbst an zu fuhrwerken. Vor allem andern wollte er heirathen. Aber kein Mädchen im Dorfe hatte Lust zu ihm, weil er als ein grober Mensch verrufen war und sich seiner Grobheit so wenig schämte, daſs er sich sogar in öffentlichen Schenken damit groſs machte. Seine Unhöflichkeiten und Bengeleien erzählte er nicht nur, sondern vergröſserte sie sogar. Bei dem geringsten Anlasse sagte er: „Komm nur hinter mich! da kommst du gerade hinter den rechten!“ — So vortheilhaft aber, als er selbst von seiner Ungezogenheit dachte, dachten nicht auch andere Leute. Jedermann wich ihm aus, und Niemand war sein Freund. Hatte er irgend in der Nachbarschaft ein Mädchen gefunden, das Lust zu ihm bezeigte: so wurde es immer wieder verhetzt. Endlich bekam er doch eine Frau, aber mit wenig Verstand, und eine schlechte Wirthschafterinn. Was da für eine Ehe heraus kam, läſst sich denken.

Schon in den ersten vierzehn Tagen schimpfte Jürge sie das ganze ABC durch. Er zog darauf ein Paar Wochen mit dem Fuhrwerke herum. Bei seiner Heimkunft fand er das Wenigste, wie er es wünschte. Das Poltern und Lärmen hob also von Neuem an. Die junge Frau, die auf einen freundlichern Willkomm gehofft hatte, nahm sich das doppelt zu Herzen; brach ebenfalls, unter Heulen und Schreien, in Grobheiten aus, und Jürge ging um einen Schritt weiter. Mit Schwielen bedeckt lief sie zu ihren Aeltern und war kaum mehr zu ihm zurück zu bringen. Von der Zeit an war fast keine friedliche Stunde mehr im Hause. So bekam also Jürge um seiner Grobheit willen keine Frau, wie er sie wünschte, und wegen seiner Grobheit konnte er die Fehlerhafte nicht bessern; denn nur ein gutes Wort findet einen guten Ort. Doch, auch mit der beſsten Frau hätt' es ihm nicht geglückt. Mit groben und brutalen Leuten ist kein Haus zu bauen. Wie man in den Wald schreit, so hallt's wieder. — Da kein guter Wille im Hause war: so ging auch die Wirthschaft schlecht, und wer dem groben Menschen hätte helfen können, der half ihm nicht. Mit seinen Knechten wurde er auf allen Reisen uneins. Ein boshafter Kerl, den er einmal geschlagen hatte, und den er bald darauf, weil er selbst unpäſslich war, allein auf die Leipziger Messe schickte, that ihm den Schabernak, und lief ihm unterwegs zu Naumburg davon, ohne dem Wirthe, bei dem er Wagen und Pferde eingestellt hatte, nur zu sagen, wo er her sey. Die Pferde standen über vierzehn Tage, bis endlich Jürge selbst nachlief und sie auskundschaftete. Indeſs war die Lieferung versäumt. Jürge bekam kein Frachtgeld und muſste überdieſs gegen 40 Gulden in dem einzigen Wirthshause bezahlen. Brauchte er Vorspann, so muſste er ihn doppelt ver-

güten, weil er sich durch Grobheiten die meisten Vorspänner zu Feinden gemacht hatte. In den Handelsstädten, wohin er Kaufmannsgut lieferte, lag er oft acht Tage lang still, bis er eine Rückfracht bekam, weil er kein gutes Wort gab; und manchmal mufste er gar, nach langem Harren, den Rückweg leer machen.

Da nun Alles rückgängig wurde: so gab es der Hauskriege täglich mehr, bis es endlich zur Ehescheidung kam. Jürge war auch vor dem Gerichte nichts weniger als höflich. Um so viel lieber glaubte man den Klagen der Frau. Die Scheidung ging also auf seine Kosten. Er mufste das Eingebrachte seiner Frau zurück geben und auch noch ein Kapital für seine beiden Kinder, welche sie behielt, hinterlegen. Diefs machte ihn fertig. Er kam von Haus und Hof und mufste sich als Fuhrknecht verdingen. Wegen seiner Grobheit aber hatte er in Jahr und Tagen wohl vier Herren, und wo er auf einen eben so derben Mann stiefs, als er selbst war, da kamen sie ohne Schlägerei nicht auseinander.

Am wehesten that es ihm, dafs ihm fast Jedermann sein Verderben gönnte. Gleichwohl sprach er von nichts lieber, als von seinen Unfällen, und nie versäumte er, dabei tapfer auf den Beamten zu schelten, unter welchem seine Habseligkeiten waren versteigert worden, indem er behauptete: dafs dieser ihn wie ein Dieb um das Seine gebracht habe. — Nach Jahr und Tagen kam er mit dem Fuhrwerke durch einen Amtsort desselben. Der Beamte, der seine Schmähungen erfahren hatte, liefs ihm auflauren, nahm ihn in Verhaft, und schickte ihn an das Oberamt, wo Jürge seine Beschuldigungen erweisen sollte. Diefs konnte er nicht, und bekam daher, nachdem er sein Bifschen verdiente Baarschaft an Gerichtskosten gewendet hatte,

fünf und zwanzig Prügel zum Abschiede. Dieſs brachte ihn so in Wuth, daſs er drohte, den Oberamtmann todt zu schieſsen. Dieser erfuhr es. Jürge wurde wieder eingeholt, drei Wochen in's Zuchthaus gesteckt und des Landes verwiesen.

Ueber den Händeln war er von aller Montirung gekommen, und den Credit hatte er schon vor dem Zuchthause verloren. Er konnte keinen Herrn finden und muſste betteln.

Daſs er mit dem Bettelstabe nicht bescheidener war, als mit der Peitsche, wiſst ihr selbst. Mit allen Bettelvögten und Ueberreitern bekam er Händel. Wer ihm nicht im Vollauf gab, wurde von ihm unhöflich behandelt und gab ihm das Nächstemal gar nichts. Gegen andere Bettler wollte er den Meister spielen; bezahlte die Meisterschaft aber mehr als Einmal mit einem blauen Auge, und bezahlt sie vielleicht dieſsmal gar mit dem Leben.

So geht es, wenn man mit dem Kopfe durch die Wand und mit Grobheiten durch die Welt will. Es heiſst wohl nicht umsonst:

„Schick' dich in die Welt hinein;
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daſs sich schickt die Welt hinein!"

Merkt euch den Lebenslauf und das Sprüchlein! sagte Vater Gerhard zu seinen Enkeln. Wer's künftig von euch vergiſst, den werd' ich an den groben Jürgen erinnern.

Er gab hierauf dem bescheidenen Invaliden, nachdem derselbe auch seine Hochkircher Schlacht zu Ende erzählt hatte, ein reichliches Almosen. Die Kinder aber thaten noch etwas aus ihrer Sparbüchse hinzu und drückten ihm zum Abschiede dankbar die Hand. Sie wuchsen zu höf-

lichen und gesitteten Menschen heran und ärnten allenthalben die süſsen Früchte ihrer Bescheidenheit.

Materialien zu ein Paar Katechiſationen über Höflichkeit und Unhöflichkeit.

Die gute Lehre, welche Herr Mather zu Boſton dem in der Folge ſo berühmt gewordenen Fränklin zum Abſchiede gab: „Bück' er ſich auf dem Wege und Er wird ſich manchen harten Puff erſparen!" betraf zwar nicht bloß die Höflichkeit, ſondern überhaupt die Beſcheidenheit, welche, vorzüglich in unſerm Zeitalter, vielen jungen Leuten ſehr zu fehlen ſcheint, daher auch die meiſten erſt durch manchen harten Puff ſich bücken und ſchmiegen lernen.

Wir wollen indeß die Gelegenheit beſonders zu einer Unterredung über die Höflichkeit benutzen, weil namentlich auch an dieſer viele junge Leutchen es auffallend fehlen laſſen, und ſelbſt alte, verdienſtvolle, wohl gar ihnen vorgeſetzte Männer, wie ihre luſtigen Jugendfreunde behandeln.

In einem Zeitalter, in welchem die untern Stände den obern durch Kleidung und Stolz immer näher rücken, iſt es doppelt auffallend, wenn mit der verfeinerten Tracht nicht auch verfeinerte Sitten verbunden ſind und ſelbſt die Beobachtung der bekannteſten Höflichkeitsbezeugungen fehlt. Vor allem fragt es ſich:

I. Woher kommt der Name Höflichkeit und was bedeutet er?

Er kommt, wie leicht zu errathen iſt, von Hof her. Unter Hof verſteht man nicht nur den Palaſt, in welchem ein Fürſt wohnt, ſondern auch den Landesherrn ſelbſt nebſt

ſeiner Familie, ſeinen Miniſtern und andern zu ſeiner perſönlichen Umgebung beſtimmten Perſonen.

Da nun die Sitten der Menſchen ſich zuerſt unter den höchſten Ständen verfeinert haben und die niedrigen dieſelben nachahmten, ſo nannte man die verfeinerte Art ſich gegen einander zu betragen, Höflichkeit — hofmäßiges Benehmen.

Die feineren Sitten entwickelten ſich aber bei Hofe zunächſt aus dem Beſtreben, dem Fürſten, der fürſtlichen Familie und den Vornehmſten am Hofe Hochachtung zu beweiſen. Um dazu in jedem Augenblicke Gelegenheit zu haben, ſuchte man die Achtung durch feinen Anſtand, durch Aufmerkſamkeit auf allerlei Geringfügigkeiten und durch erfundne äußere Zeichen in Worten und Gebehrden ꝛc. auszudrücken.

Höflichkeit iſt demnach der äußre Ausdruck unſrer Aufmerkſamkeit und Achtung gegen Andre, beſonders in Geringfügigkeiten.

Unhöflichkeit iſt die Verabſäumung der erwähnten Achtungs- und Aufmerkſamkeits-Bezeigungen.

Grobheit iſt Verletzung der ſchuldigen Achtung durch wirklich beleidigende Reden und Handlungen; daher auch Jürge nicht der unhöfliche, ſondern der grobe Jürge genannt wird.

II. Wodurch erweiſ't man aber Andern Höflichkeit?

Das Weſentlichſte, was die Höflichkeit fordert, lehrt uns ſchon der geſunde Menſchenverſtand mit einem liebreichen Gemüthe verbunden;

Manche Höflichkeitsbezeigung aber muß erſt von Andern gelernt werden, weil ſie bloß auf der Uebereinkunft der Menſchen, dieß oder jenes für Höflichkeit zu halten, beruht.

1) Von der Höflichkeit der Uebereinkunft.

Dieſe beſteht in lauter willkührlich angenommenen Zeichen, die der Perſon, welcher wir unſre Aufmerkſamkeit und Achtung durch ſie andeuten wollen, keinen weſentlichen Vortheil bringen. Gleichwohl ſind auch dieſe willkührlichen Zeichen nicht unwichtig.

An den äuſſern Zeichen der Achtung und Aufmerkſamkeit hängt bei unzählig vielen Menſchen die Achtung und Aufmerkſamkeit ſelbſt. Schafft die Zeichen ab, und die bezeichnete Sache geht mit ihnen verloren.

Dazu kommt, daß wir unzähligemal Andern unſre Achtung und Aufmerkſamkeit gern beweiſen möchten, ohne wahre Veranlaſſung dazu zu finden, und in ſolchen Fällen kommen uns die willkührlichen Zeichen wohl zu Statten. Man findet daher dergleichen unter allen Nationen.

Als Zeichen der Aufmerkſamkeit und Achtung gegen Andre zieht ihr Knaben die Hüte ab und bückt euch; Mädchen machen bloß einen Knicks. Hättet ihr aber das Hut-Abziehen, das Verbeugen und Verneigen nie von Andern geſehen, würdet ihr von ſelbſt darauf verfallen ſeyn? — Und was würde wohl ein Mädchen thun, das unter lauter Mannsperſonen aufgewachſen wäre und nie eine Verneigung von ihren Mitſchweſtern geſehen hätte? — Es würde auch Hut oder Haube abnehmen und ſich vorwärts bücken.

Geſetzt aber Einer von euch ſäße, mit einem großen Hut auf dem Kopfe, gerade vor einem Andern und verdeckte ihm die Ausſicht auf ein Theater, oder auf ſonſt etwas, was dieſer zu ſehen wünſcht; — oder er ſäße neben ihm in einem Wagen und ſtieße ihn mit dem Hute alle Minuten an die Ohren — was würde da der geſunde Menſchenverſtand ſchon ſagen? — „Zieh den Hut ab!“

Glaubt ihr indeß, daß man auf dem ganzen Erdboden ſeine Achtung gegen Andre durch Entblößung des Kopfes bezeige? —

Nein! Wenn in Japan ein Mann von niedrigem Stande einem Vornehmen begegnet, ſo zieht er die Schuhe aus.

Die Neger ſchlagen mit der einen Hand ein Schnippchen und ziehen mit der andern den Kamm aus den Haaren.

Auf Otaheite tüpft der Grüßende, anſtatt zu küſſen, mit ſeiner Naſenſpitze bloß auf die Naſe des Gegrüßten, und dieſer bedankt ſich dadurch, daß er die Hand des Begrüßers ergreift und ſie an Mund und Naſe reibt.

So verſchieden iſt alſo die Uebereinkunft der Menſchen in Anſehung mancher Höflichkeitsbezeigungen.

Auch bei uns grüßt der Soldat anders als der Bürger. Im Dienſte berührt er bloß ſeinen Czacko mit der Hand, ohne ihn abzuziehen oder ſich zu verbeugen, und die gemeine Art des Hut-Abziehens, Verbeugens und Verneigens wechſelt bekanntlich wie die Kleider-Mode.

Könnt ihr mir aber noch mehrere Höflichkeitsbezeigungen nennen, welche bloß durch Uebereinkunft entſtanden ſind und nicht in der Natur der Sache liegen?

Beiſpiele: Man läßt den Vornehmern, oder den Gaſt, wenn er auch nicht vornehmer iſt, beſonders das weibliche Geſchlecht, zur rechten Hand gehn, in das Zimmer voraus treten, bei Tiſche oben an ſitzen ꝛc. (Unter den Perſern iſt die linke Seite die Ehrenſeite.)

Bei Vornehmen erſcheint man in der Regel nicht in Ueberrock und Stiefeln, am wenigſten, wenn man von ihnen zur Tafel geladen iſt.

Gute Freunde empfängt man durch einen ſanften Händedruck, oder man küßt ſie auf Wangen und Lippen; gegen Vornehme darf einer von geringerem Stande das nicht.

Leute von einiger Auszeichnung nennt man im Deutſchen nicht Du oder Ihr, ſondern Sie. Der Hebräer, Grieche und Lateiner nennt Jedermann Du; der Franzoſe,

der Engländer, der Spanier ꝛc. ſagt Ihr, wo wir Sie ſprechen. Welches von dieſen dreien iſt am natürlichſten? Dürfen wir uns aber, weil das Du am natürlichſten und ſprachrichtigſten iſt, über dieſe Regel der Uebereinkunft eigenmächtig hinwegſetzen?

Eben das gilt auch von dem Titelweſen, welches gleichfalls bloß Sache der Uebereinkunft iſt. Wer ſollte nicht glauben, daß Hochedelgeboren mehr ſey, als Hochgeboren, oder Hochehrwürden mehr als Hochwürden?

Wer könnte, ohne es erſt von Andern gelernt zu haben, bloß durch ſeinen geſunden Menſchenverſtand herausbringen, daß man ſich gegen einen angeſehenen Mann, von welchem man doch weder Unterthan noch Diener iſt, unterthäniger oder gehorſamer unterſchreiben müſſe? daß es für unſchicklich gelte, ſich bloß dienſtwillig oder ergeben zu nennen?

Ehehin galt es für auffallende Unhöflichkeit, wenn man nicht bei einem Glaſe Wein auf die Geſundheit der werthen Geſellſchaft, und zwar einzeln und dem Range nach, trank. Wem gebe ſo etwas der bloße Verſtand ein? und warum trank man die ſogenannten Geſundheiten nur in Wein und nicht auch in Thee, Kaffe und Waſſer? — Was thut ein höflicher Mann heute noch, wenn er in Geſellſchaften kommt, wo das Geſundheit-Trinken noch üblich iſt?

Was thut er, wenn er an einem Wege ſitzt und ein Vornehmerer, als er, geht vor ihm über? — oder wenn einer, der nicht zuvor ſchon da war, in die Geſellſchaft tritt? — Iſt dieſes Aufſtehn auch in Gaſthäuſern gewöhnlich?

In allen dergleichen Uebereinkunftsſachen muß ſich alſo der Menſch von guter Erziehung nach den Gewohnheiten des Landes richten.

In der Ungewißheit thue man lieber etwas zu viel, als

zu wenig. Man nenne z. B. einen lieber Sie als Er, wenn man noch nicht weiß, wer er iſt und wie man Leute aus geringeren Ständen in dem Orte anzureden pflegt.

Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Höflichkeitsbezeigungen der Uebereinkunft nicht gegen jeden Stand die nämlichen ſeyn werden. Wenn ich einen Holzhacker anredete: „wollten nicht Ew. Wohlgeboren die Gewogenheit haben und mir ein Klafter Holz ſpalten?“ ſo würde er mir in's Angeſicht lachen. —

Lächerlich iſt es auch, wenn Kinder, welche niemals ihre Aeltern mündlich Sie nennen, dennoch in Briefen es thun; überhaupt, wenn man ſchriftlich einen Ton annimmt, den man mündlich nicht führt; oder wenn man gegen geringere Stände eine Auszeichnung beobachtet, die ſie ſich unter einander ſelbſt nicht beweiſen.

Vorzüglich muß ſich der Geringere in Acht nehmen, nicht jede Art der Höflichkeitsbezeigung der Vornehmen nachzuahmen; denn Manches, was von Seiten des Vornehmen Höflichkeit iſt, gilt nicht auch dafür, wenn es der Geringere beobachtet.

Ein Zollbereiter begegnete einem Hofkammerrath. Beide zogen den Hut ab. Haben Sie doch die Güte ſich zu bedecken, mein lieber Herr Hofkammerrath! ſagte der Zollbereiter, und glaubte ſehr höflich zu ſeyn. Hat er wohl ſchicklich gehandelt? und warum nicht?

Schickt es ſich, daß Leute von den untern Ständen Männern aus höhern Ständen „mein lieber Freund“ anreden? oder ſich Dero aufrichtiger Freund unterſchreiben?

Schickt ſich's, daß der Geringere, wenn er vor Vornehmen von ſeines Gleichen ſpricht, Herr voraus ſetzt? daß man in einem Schreiben an den Landesherrn die Diener desſelben Herr nennt? — oder daß man von ſeinen nächſten

Anverwandten ſo reſpectsvoll redet, z. B. mein Herr Tochtermann, mein Herr Schwager u. ſ. w.? Wäre es anſtändig, Angeſichts des Herrn ſich mit deſſen Bedienten herum zu complimentiren? *)

2) Es gibt aber auch Beweiſe der Achtung und Aufmerkſamkeit gegen Andere, welche die Natur der Sache überhaupt ſchon mit ſich bringt, und dieſe ſind die wichtigſten.

Man darf nur ſeinen Verſtand gebrauchen, ein gutes Herz und ein wenig Sinn für's Schöne haben, um nicht leicht gegen dieſe zu verſtoßen.

Ich werde nun Beiſpiele anführen; ihr aber ſagt mir jedesmal Grund und Urſache, warum dieß oder jenes anſtändig oder unanſtändig, höflich oder unhöflich iſt.

a) Mit Koth oder Schnee an den Schuhen in reine Zimmer gehn? — Auf den Fußboden ſpützen, oder gar ſich auf den Boden ſchneuzen? — Das, vielleicht nicht einmal reine, Sacktuch vor den Augen der Geſellſchaft entfalten und ſich mit Geräuſch die Naſe reinigen; oder mit den Fingern darin bohren? — Rülpſen oder Blähungen von ſich laſſen? — Dem, mit welchem man ſpricht, ſo in's Angeſicht reden, daß ihn der Athem anweht? — Ueber Tiſch nießen und huſten, ohne das Tellertuch (die Serviette) vorzuhalten? — Mit den Fingern in's Salzfaß greifen? — Mit dem Eßlöffel in die Schüſſel fahren? — Aus einem Glaſe trinken und es dem Andern reichen, wenn doch mehrere Gläſer da ſind? — Ein Stück Fleiſch von ſeinem Teller wieder auf die Platte legen? — Mit ſchmuzigen Händen und Kleidern erſcheinen? — Während des Eſſens von

*) Der Lehrer führt mehr Verſtoße dieſer Art nach Bedürfniß an.

ekelhaften Dingen reden? — ſchmatzen — ſchlürfen u. ſ. w.? — In allen dieſen Fällen iſt alſo der Grund hergenommen von Verunreinlichung und verurſachtem Ekel.

Wir fahren weiter fort:

b) Ohne Noth Andre zu früh überlaufen, wenn ſie noch nicht, oder doch kaum aus dem Bette ſind? — Zum Willkomm die Hand zu hart drücken? — Sitzen bleiben, wenn Andre eſſen wollen, ob man gleich nicht eingeladen iſt? — Wo man übernachtet, über die gewöhnliche Zeit aufbleiben, — überhaupt die Hausordnung ſtören? — Ohne anzupochen, oder ſich melden zu laſſen, in's Zimmer treten? — Wenn Andre miteinander im Vertrauen reden wollen, ſich hinzu drängen, oder wohl gar fragen, wovon die Rede ſey? — Bei Tiſche ſich ungebührlich ausbreiten? — Wenn einem ältern oder vornehmern Manne, oder einer Frauensperſon etwas aus der Hand auf den Boden fällt, es ſie ſelbſt aufheben laſſen? — Das Geborgte dem Eigenthümer nicht wieder bringen, ſondern behalten, bis er es ſelbſt holt oder zurück fordern läßt? — Die Thüre nicht zumachen? — Dem, der nach dem Wege fragt, nur kurzen Beſcheid, ohne nähere Auskunft zu geben, oder ohne den Weg ihm zu zeigen? — Dem, der einiger Hülfe bei einer Arbeit nöthig hat, nicht beiſtehn, wenn er es nicht ausdrücklich verlangt? — In allen dieſen Fällen liegt alſo der Grund in der Bequemlichkeit des Mitmenſchen, die man nach Möglichkeit befördern, wenigſtens nicht ſtören ſoll.

c) Ueberlaut lachen und kreiſchen? — Das Wort faſt allein führen? — Andre im Reden unterbrechen und hindern? — Fluchen und Schwören? — Zoten reißen? — Streit anfangen? — Den Bekannten nicht grüßen, oder dem Grüßenden nicht danken? — Von Fehlern ſprechen, die einer aus der Geſellſchaft an ſich hat? — auf körperliche Ge-

brechen mit beſonderer Aufmerkſamkeit hinſchauen? — Scherzen unter Betrübten? — Andre zum Beßten halten und lächerlich machen? — Dem Irrenden wie einem Lügner widerſprechen? — oder was einem nicht anſteht, ohne Befugniß tadeln? — In allen dieſen Fällen leidet auf's Wenigſte das Vergnügen der Geſellſchaft, oder des Einzelnen.

d) Iſt es höflich, dem hungrig und durſtig ankommenden Gaſte nichts vorzuſetzen? — Fordert aber die Höflichkeit auch das Annöthigen? oder eine Bewirthung, die über unſer Vermögen geht? — Warum iſt es unhöflich, von guten Freunden alles zu fordern, was einem anſteht? — ihnen ganze Haufen von unverlangten Geſellſchaften zuzuführen — oder ihnen ſelbſt zu vielen Aufwand verurſachen? — Fordert die Höflichkeit aber auch das kleinſtädtiſche Weigern, wenn einem etwas herzlich angeboten wird? — Warum iſt es unhöflich, zuzugeben, daß ein Aufwand gemacht werde, von dem man gar keinen Gebrauch machen kann oder will? — z. B. ſich wiſſentlich Kaffe machen, oder Wein einſchenken zu laſſen, wenn man doch keinen genießen kann oder darf?

III. Wer ſoll höflich ſeyn? gegen wen ſoll man es ſeyn? warum ſoll man es ſeyn?

1) Auch der allervornehmſte Mann ſoll höflich ſeyn.

a) Je vornehmer er iſt, deſto mehr zählt er ſich zu den gebildeten Ständen; deſto weniger ſteht ihm ein Verhalten an, welches man nur Ungebildeten verzeiht.

b) Der bürgerliche Rang gibt uns zwar gewiſſe Vorrechte vor Andern, auch wohl eine gewiſſe Gewalt über ſie; aber nicht das Recht, grob zu ſeyn. Auch dem Untergebnen iſt man Höflichkeit, nach ſeinem Stande, ſchuldig.

c) Der unhöfliche Vornehme kommt immer in Gefahr, von Niedrigern, welche er grob behandelt, ein Gleiches zu

erfahren. Wie man in den Wald ruft, ſo hallt es wieder. Höflichkeit und Grobheit tragen reichliche Zinſen.

d) Kein Vornehmer erträgt es gleichgültig, wenn ein noch Vornehmerer die Höflichkeit gegen ihn aus den Augen ſetzt. Sollte es dem Geringeren weniger ſchmerzen, wenn er von ihm Unhöflichkeiten erdulden muß?

e) Die niedrigern Stände ſind Wohlthäter an den höhern, ſo gut als die höhern an den niedrigern. Beide ſollen ſich alſo ſchätzen und dieſe Schätzung auch durch Höflichkeit an den Tag legen.

f) Iſt es verantwortlich, dem Manne, der gegen einen geringen Lohn ſo viel ſaure Mühe übernehmen und ſo manche Freude entbehren muß, ſein Loos durch herabwürdigende Behandlung noch mehr zu verbittern?

g) Durch niedrige Behandlung macht der Höhere den Geringen niederträchtig und ſeiner Menſchenwürde vergeſſend, oder erbittert ihn gegen Alles, was vornehm heißt.

h) Gott ſelbſt widerſtehet dem Hoffärtigen (und dem aus Hochmuth Unhöflichen); dem Demüthigen aber gibt er Gnade.

2) Höflich ſoll noch weit mehr der Geringere gegen den Vornehmern ſeyn.

Es iſt ein thörichtes Vorurtheil, daß ſich das Höflichthun für Leute von niedrigem Stande nicht ſchicke; es iſt Unverſtand, wenn dieſe ſich untereinander ſelbſt über Höflichkeit verlachen. Allerdings würden die überfeinen Hofſitten an einem Manne aus den untern Klaſſen affectirt ſcheinen; aber von dieſen Ziereteien iſt auch hier die Rede nicht.

a) Der Niedrige iſt dem Höhern vorzügliche Achtung und Aufmerkſamkeit ſchuldig, das liegt ſchon in der Natur ſeines Verhältniſſes zu ihm.

b) Aus Mangel an Höflichkeit macht mancher Menſch von niedrigem Stande kein Glück in der Welt, denn in ge-

bildeten Häuſern kann man ſo plumpe und ungeſchliffene Menſchen nicht brauchen. Nicht ſelten würden auch die Geſchäfte des Hauſes unter der Plumpheit ſolcher Hausgenoſſen leiden, z. B. in Gaſthäuſern, Handlungshäuſern u. ſ. w. Und wenn auch das der Fall nicht iſt: wer möchte gern einen groben Jürgen nur zum Taglöhner? Durch Höflichkeit gewinnt und durch Grobheit verliert alſo der Niedrige in Anſehung ſeines Fortkommens.

c) Durch Höflichkeit gewinnt er auch ſehr an Achtung bei Vornehmen. Welcher Mann von Anſehen würde ſich z. B. nicht eines vorzüglich höflichen Bauers freuen, und ihn mehr achten als Andre dieſes Standes? Wo Ehre ausgeht, ſagt ein bekanntes Sprüchwort, da geht auch Ehre ein. Nicht des niedrigen Standes, ſondern des ungeſitteten und unhöflichen Betragens willen, mögen Gebildete mit niedern Ständen oft ſo wenig zu ſchaffen haben.

3) Höflich ſollen wir ſeyn nicht nur gegen diejenigen, welche ihre Schuldigkeit gegen uns beobachten, ſondern auch gegen Beleidiger, überhaupt gegen Menſchen, die unſern Unwillen erregen.

a) Wer den Unhöflichen wieder unhöflich behandelt, beweiſ't nur, daß er eben ſo grobe Münze führe, und das iſt keine Ehre. Sokrates grüßte einſt einen jungen Mann, der ihm nicht einmal dankte. Ein Schüler, welcher eben mit ihm ging, hielt ſich über die Unhöflichkeit des Menſchen auf und wunderte ſich, daß Sokrates ſo gleichgültig blieb. „Soll ich böſe darüber ſeyn, verſetzte dieſer, daß ich wohlgezogner bin als er?"

Türenne, ein berühmter franzöſiſcher General im dreißigjährigen Kriege, lag einſt in ſeinem Nachthabit am Fenſter und ſah auf die Gaſſe. Ein Bedienter trat herein, hielt

ihn für einen ſeiner Mitbedienten und ſchlug ihn tüchtig auf die Hinterbacken. Der General wandte ſich plötzlich um und der grobe Spaßmacher fiel auf die Kniee vor Schrecken, bat um Verzeihung und betheuerte, daß er den Herrn für den Georg angeſehen habe. Je nun, auch dieſen hätteſt du nicht ſo hart ſchlagen ſollen, ſprach der General, und darin beſtand die ganze Erwiederung der erlittnen Unhöflichkeit.

b) Durch Unhöflichkeit gegen Beleidiger machen wir gewöhnlich Uebel ärger. Nicht ſelten hat der, über welchen wir zürnen, es anfangs nicht böſe gemeint; wir behandeln ihn aber grob, und nun wird er erſt boshaft.

c) Durch Grobheit verſcherzt man oft ſein Recht. Mancher hat volles Recht, und würde vor jedem Gerichtshofe gewinnen; aber durch Grobheit ſetzt er ſich der Gefahr aus, ſelbſt verklagt zu werden, und von dieſer Seite eben ſo viel zu verlieren, als er durch ſein Recht gewinnt.

d) Grobheit führt, beſonders unter niedrigern Ständen, häufig ſogar zu Thätlichkeiten, wovon der grobe Jürge ein Beiſpiel gibt.

Gewöhnt euch alſo, auch im Zorne höflich zu ſeyn. Ich ſage, gewöhnt euch; denn wenn Höflichkeit nicht zur andern Natur geworden iſt, ſo vergißt man ihrer im Zorne noch weit leichter, als in der Vertraulichkeit.

4) Höflich muß man ſeyn auch gegen ſeine vertrauteſten Freunde und nächſten Anverwandten, folglich auch gegen Mitſchüler.

Es verſteht ſich, daß man weniger Complimente gegen ſo vertraute Perſonen macht; aber an der eigentlichen Höflichkeit, an Achtung und Aufmerkſamkeit, darf es ſo wenig fehlen, als gegen Fremde. Warum?

a) Unhöflichkeit erzeugt Zwietracht, und dieſe iſt doch wohl unter Menſchen, mit denen man in der engſten Verbindung lebt, weit quälender, als unter ſolchen, welche man nur ſelten ſieht?

b) Je mehr Verdienſte Jemand um uns hat, deſto mehr

Recht hat er, Achtung und Aufmerkſamkeit von uns zu fordern, deſto empfindlicher kränkt ihn jede Verletzung derſelben.

c) Je häufiger man umeinander iſt; deſto mehr muß man auf ſeiner Hut ſeyn, um nicht ſich wechſelſeitig zuwider zu werden, was ſo leicht durch Unhöflichkeit geſchieht.

5) Ueberhaupt komme Einer dem Andern mit Ehrerbietung zuvor! (Röm. 12, 20.)

Und warum das?

a) Höflichkeit macht unſerm Verſtande, unſerm Herzen und unſerm Willen gleichviel Ehre; Unhöflichkeit macht uns in dieſer dreifachen Hinſicht Schande; es ſey nun, daß wir gar nicht wiſſen, was die Höflichkeit fordert; oder daß wir nicht ſo viel zartes Gefühl haben; oder daß wir unſern Mitmenſchen recht abſichtlich die gebührende Achtung und Aufmerkſamkeit verweigern wollen.

b) Durch Höflichkeit erwirbt man ſich überall Freunde, und der Vornehmere kann den Geringern bis zur Begeiſterung durch Höflichkeit für ſich einnehmen.

Mit dem Hute in der Hand
Kommt man durch das ganze Land.

c) Durch Höflichkeit erreichen wir daher auch weit ſicherer das Ziel unſrer Wünſche, als durch Grobheit.

Wie Manchem wird ſeine Bitte bloß deswegen abgeſchlagen, weil er ſie nicht höflich vorbrachte! Wie Mancher kann einem Andern gewiſſe Fehler nur darum nicht abgewöhnen, weil er es durch Derbheit erzwingen will! Er erbittert nur, anſtatt zu beſſern.

IV. Wodurch aber erheben wir die Höflichkeit zu einer wahren Chriſtentugend?

Bisher, l. K., haben wir die Höflichkeit bloß als Sache der Klugheit betrachtet; Klugheit allein aber iſt noch keine Chriſtentugend; denn die Kinder der Welt ſind oft klüger in ihrer Art, als die Kinder des Lichts (Luc. 16, 8.). Die Höflichkeit, als Chriſtentugend, fließt aus einer ganz andern Quelle, nämlich aus Menſchenliebe.

Leider! kommt die Höflichkeit nicht immer aus dieſer reinen Quelle. Manche ſind nur aus Heuchelei, Manche nur aus Gewohnheit, Manche bloß deswillen höflich, um ſelbſt deſto mehr Höflichkeit einzuärnten, oder ſonſt einen Vortheil daraus zu ziehen. Die durch ihre Höflichkeit ſeit Jahrhunderten ſo berühmte franzöſiſche Nation hat ſich z. B. bei vielen Veranlaſſungen als die roheſte gezeigt. Wollen wir aber deswillen die Höflichkeit überhaupt für Blendwerk halten? — Nein! nur das wollen wir daraus lernen, daß man der Höflichkeit nicht überhaupt, ſondern nur dann einen ſittlichen Werth beilegen dürfe, wenn ſie wirklich aus Menſchenachtung und Menſchenliebe fließt.

a) Die Menſchenliebe, welche ſich überhaupt freut, Andern Angenehmes zu erweiſen, ſo weit es recht und billig iſt, beobachtet auch gern die Höflichkeits-Formen. Mit Recht ſagt daher ein berühmter Schriftſteller *): Höflichkeit iſt eine auf Geringfügigkeiten merkende Menſchenliebe.

b) Menſchenliebe bewahrt vor Selbſtſucht und Hochmuth, (die Liebe blähet ſich nicht. 1 Cor. 13, 4) und ſo verhütet ſie alle Grobheiten, die vom Hochmuthe ausgehn. Der vornehme Menſchenfreund verachtet Leute von niedrigerm Stande nicht, und beweiſ't ihnen, als Menſchen, die auch Gottes Kinder ſind, gern Achtung und Aufmerkſamkeit. Er fühlt es dankbar, wie ſehr ſein Glück und die Annehmlichkeit ſeines Lebens von den Armen und Niedrigen im Volke, beſonders von ſeinen Untergebenen, abhänge.

c) Die Menſchenliebe läßt aber auch in den Armen und Niedrigen keinen Neid, keine Mißgunſt gegen Geehrtere und Reichere aufkommen. Gern erweiſ't er ihnen die üblichen Höflichkeitsbezeigungen, wenn er nicht mit Gewalt empört wird, während ſo mancher Andre, aus Neid und Mißgunſt, abſichtlich und ohne zureichenden Grund die Geſetze der Höflichkeit gegen die Höhern verletzt.

---

*) Jean Paul.

d) Menſchenliebe läßt ferner den Zorn nicht leicht zu heftigem Ausbruche kommen, und ſo unterbleiben tauſend Unhöflichkeiten und Grobheiten, die der heftige Zorn ausſtößt.

e) Menſchenliebe gibt der Höflichkeit eine ganz eigene Anmuth, und ein Menſchenkenner unterſcheidet leicht die aus wahrer Liebe kommende Höflichkeit von gedankenloſen, oder heuchleriſchen Höflichkeits-Formen, die wohl auch ein Liebloſer beobachtet.

f) Menſchenliebe läßt uns endlich nicht ſtehn bleiben bei bloßen unnützen Zeichen der Achtung und Aufmerkſamkeit; ſie treibt uns vielmehr an zur Dienſtfertigkeit und Gefälligkeit, alſo zur echten und praktiſchen Höflichkeit.

Wißt ihr nun, warum ſelbſt die Religion des alten und neuen Bundes Höflichkeit zur Pflicht macht? (2 Moſ. 20, 12. 3 Moſ. 19, 32. Tob. 4, 3 u. 4. Matth. 19, 19. Röm. 13, 7. Eph. 6, 2. Phil. 2, 3. 1 Petr. 2, 17.)

V. Die Höflichkeit muß ſich äuſſern:

1) In Mienen. — Es gibt Menſchen, die durch mürriſche, ſpottende, verachtende und zürnende Mienen mehr Unhöflichkeit erweiſen, als durch Worte. Eine beſcheidne und freundliche Miene ſagt oft weit mehr als die Zunge.

2) Höflich müſſen wir ſeyn auch im Tone. — Das bloße Ja und Nein kann ſo verſchieden ausgeſprochen werden, daß es im einen Falle höflich, im andern unhöflich und grob klingt. (Mehr Beiſpiele.)

3) Höflich müſſen wir ſeyn in unſern Ausdrücken. — Alles was ſchmuzig und ekelhaft, was unverſchämt und beleidigend klingt, müſſen wir meiden. Gibt es wohl keinen feineren Ausdruck für den Widerſpruch, als: das iſt nicht wahr? keinen feineren für eine Forderung, als: ich will? — Wie könntet ihr z. B. ein Paar Aepfel, oder ſonſt etwas von euren Aeltern höflicher fordern, als mit den Worten: ich will Aepfel, oder gib mir Aepfel?

(Der Lehrer führt mehr ſolche Beiſpiele an.)

Wer demnach ſeine Sprache ausbildet und ſich eine gewiſſe Gewandtheit in Ausdrücken erwirbt, hat einen großen Vorſprung in der Kunſt, höflich zu ſeyn. Mancher meint es lange nicht ſo grob, als er ſpricht. Bei ihm heißt es wohl recht, wie das Volk zu ſagen pflegt: nimm meine Grobheit für Höflichkeit auf.

4) Höflich müſſen wir ſeyn in Gebehrden. Das ſteife Eintreten in ein Zimmer, ohne ſchickliche Verbeugung; das ungeſittete Hinrekeln auf den Stuhl; das Aufſtemmen der Ellenbogen und das Stützen des Kopfs auf die Hand, oder das Auflegen der Stirne auf beide Hände in Kirchſtühlen; das Fechten mit der Hand, wobei der, mit welchem wir reden, die Naſe zurückziehen muß; das Ballen der Fauſt gegen den, mit welchem man zürnet; das Schnippchen ſchlagen u. ſ. w. wie beleidigend iſt das für einen feiner fühlenden Menſchen!

5) Höflich müſſen wir endlich auch ſeyn in unſren Handlungen.

Wer ſich nach andrer Menſchen Geſchmack und Wunſch, auch in den unſchuldigſten Dingen, nicht bequemen will; wer ſich andern gleichſam abſichtlich beſchwerlich macht; wer nicht Hand und Fuß regt, wo er helfen, nicht dient, wo er dienen könnte, andre drängt, ſtößt, tritt, beſchmutzt u. ſ. w. iſt praktiſch unhöflich.

Glaubt ihr nun, liebe Kinder, daß ich es gut mit euch meine, wenn ich euch nicht nur zur Tugend und Gottſeligkeit, ſondern auch zur gutherzigen Höflichkeit zu erziehen ſuche? Haltet ihr es nun noch für Stolz, wenn ich namentlich auch gegen mich ein höfliches Betragen von euch fordere? — Nein! Wie man einen Knaben gewöhnt, weil er jung iſt, ſo läßt er nicht davon, wenn er alt wird.

Höflich und beſcheiden ſeyn
Stehet Jung und Alten fein.

Handbuch
für
Volksſchullehrer
beim Gebrauche des Denkfreundes.

Zweite Abtheilung,
enthaltend: die Lehre vom menſchlichen Körper mit eingeſtreuten Geſundheitsregeln,

von

Joh. Ferd. Schlez.

Betrachtung des menschlichen Körpers.

Eine nützliche Belehrung; zugleich Uebung und Schärfung aller Denkkräfte.

Kann wohl auf Erden dem Menschen etwas wichtiger seyn als der Mensch? — so dachte Herr Richard, und belehrte daher seine Schuljugend nicht nur über das Geistige im Menschen, sondern auch über das Körperliche desselben.

Das freute den gleichgesinnten Prediger des Orts und etliche Nachbarn; die meisten aber waren der unmaſsgeblichen Meinung, daſs man solche menschliche Weisheit aus der Schule verbannen und lieber, wie ehehin, bloſs an Bibel und Katechismus sich halten sollte.

Am geschwätzigsten darüber war der Dorfmüller Ambach. Die Kinder, sagte er, sind ohnehin fleischlich genug gesinnt. Lehrt sie doch das Geistliche und macht keine Doctoren aus ihnen!

Das hörte Herr Richard und nahm sich vor, ihm und seinen Nachbetern bei der ersten schicklichen Gelegenheit das Maul zu stopfen. — Im Herbste gab er den fahrenden Dorfsnachbarn eine kleine Frohnzeche. Meister Ambach war auch da, und Richard setzte sich traulich zu ihm. Bald lenkte er das Gespräch auf den Mühlenbau,

und Meister Ambach war so recht in seinem Elemente, als er Gelegenheit fand, sein ganzes Mühlwerk vor der Versammlung zu zergliedern. Vom Wasser- und Kammrade an bis zum Rührstecken hinab lieſs er nichts unerörtert, was nur einigermaſsen dazu dienen konnte, das Kunst- und Sinnreiche der Mahlmaschine recht auseinander zu setzen.

Wozu aber, mein lieber Meister Ambach, rief endlich Herr Richard mit scheinbarem Erstaunen aus, wozu nützt es Ihm, das alles zu wissen? Fast scheint es, Er will aus einem Müllermeister ein Mühlarzt werden. —

Was? Mühlarzt? versetzte Meister Ambach. Das alles muſs ein tüchtiger Müller eben so gut wissen! Wär' es nicht Spott und Schande, Jahr aus und ein mit einer Maschine zu arbeiten, ohne sie genauer zu kennen? Und wie wollt' ich denn das Werk mit Vorsicht gebrauchen, und kleinen Mängeln abhelfen, wenn ich nicht so viel verstände?

Bravo! sagte Herr Richard. Aus eben dem Grunde erklär' ich auch meinen Kindern den kunstreichen Bau des menschlichen Körpers. „Wär' es nicht Spott und Schande" (sag' ich zu ihnen) „Jahr aus und ein mit den Händen dieser herrlichen Maschine zu arbeiten, mit ihren Zähnen zu mahlen, mit ihrem Magen zu verdauen, mit ihrer Lunge zu athmen, mit ihren Füſsen zu gehn, mit ihren Augen zu sehn, mit ihren Ohren zu hören, mit ihrer Zunge zu sprechen und zu schmecken, mit ihrer Nase zu riechen und mit allen ihren Theilen zu fühlen, ohne sich näher um die wunderbare Beschaffenheit dieses göttlichen Meisterstücks zu kümmern? Wie könnt ihr euren Körper mit Vorsicht gebrauchen und schonen, oder bei kleinen Uebeln berathen, wenn ihr ihn auch nicht einmal oberflächlich

kennt? Jeder verständige Müller ist mit seiner Mühle bekannt, weiſs vorsichtig mit ihr umzugehen und Kleinigkeiten an ihr wieder herzustellen — und ihr solltet in Ansehung der Kunstmaschine, in der ihr lebt und webt, und aus der ihr erst im Sterben herausgeht, unwissender bleiben? Nein, das darf und soll nicht seyn!“ — — und ihr glaubt nicht, liebe Nachbarn, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit die Kinder mir zuhören; wie viel Veranlassung sich da findet, durch allerlei Fragen über Mittel und Endzweck, über Ursache und Wirkung, ihren Beobachtungsgeist und alle Denkkräfte zu wecken, und wie gerührt wir oft von Gottes Macht, Weisheit und Güte sind, wenn wir am Schlusse einer solchen Unterhaltung mit einander anstimmen:

Dir Gott sey Preis und Dank gebracht,
Dich rühme Harf' und Psalter! etc.

Die ganze Versammlung verstummte, und Niemand wagte es mehr, ein Wort einzuwenden gegen Richards Belehrung vom Baue des menschlichen Körpers.

Ein Wort geredet zu seiner Zeit, ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen. Spr. Sal. 25, 11.

Der menschliche Körper.

Ehe wir den Knochenbau des menſchlichen Körpers, von welchem hier zuerſt die Rede ſeyn wird, näher betrachten, laßt uns zuvor, liebe Kinder, das mit Fleiſch bekleidete Gerippe beſchauen und das in die Augen Fallende deſſelben ſtückweiſe nennen; denn es wäre fürwahr Schande, wenn ihr nicht einmal die äuſſern Theile eures Körpers zu nennen wüßtet, da ihr doch von jedem Bauer und Handwerker ver-

langt, daß er die Namen aller Theile ſeiner Werkzeuge kennen ſoll.

Der ganze Körper wird bekanntlich eingetheilt in Kopf, Rumpf und Gliedmaßen.

Alle äuſſerlich ſichtbaren Theile des Körpers ſind doppelt vorhanden, die in der Mitte liegenden allein ausgenommen; aber ſelbſt an dieſen ſind die beiden Hälften einander gleich. Das gibt dem Körper Ebenmaß, Schönheit und Gleichgewicht. Ueberdieß würden manche Theile, wären ſie nur einfach vorhanden, halb unbrauchbar ſeyn, z. B. Ein Bein, Ein Arm, Eine Hand u. ſ. w.

I. Zuerſt laßt uns den Kopf betrachten.

Die obere Wölbung des Kopfes nennt man Schädel; den Mittelpunkt dieſer Wölbung: Wirbel, weil da die Haare in einem Kreiſe oder Wirbel ſich drehen. Der Theil ober der Stirne heißt Vorderhaupt, und der hinter der Stirne: Hinterhaupt. Dieſe Theile des Kopfes ſind in der Regel mit krauſen oder ſtracken, weichen oder harten Haaren bedeckt. Die Hauptfarben der Haare ſind: ſchwarz, braun, roth und blond in verſchiedenen Abſtufungen. Im Alter werden ſie ſämmtlich grau.

Die Stirne (gewölbt oder platt, hoch oder niedrig, ſchmal oder breit, glatt oder gefurcht) iſt ein Theil des Geſichtes. An dieſem bemerken wir die tief oder flach liegenden Augen mit der blauen, braunen oder grauen Regenbogenhaut, welche das ſchwarze Seheloch, oder die Pupille, umgibt. Das, was um den farbigen Ring zu ſehen iſt, heißt daß Weiße des Auges; der Winkel deſſelben an der Naſe: der innere; der gegen die Schläfe zu: der äuſſere Augenwinkel. Als Deckel der Augen dienen das obere und das untere Augenlid*); an beiden ſind Stachelhaare,

*) In der engliſchen Sprache, welche aus der deutſchen größtentheils

welche wir Augenwimpern nennen. Ueber den Augen, quer an der Stirne hin, laufen die Augenbramen oder Augenbraunen, (mehr oder weniger gewölbt, ſtarkbuſchig, oder dünn behaart). An beiden Seiten der Augenbraunen ſind die Schläfe.

In des Geſichtes Mitte herab erhebt ſich die Naſe. Die oberſte Stelle derſelben, zwiſchen den Augen, heißt die Naſenwurzel; herabwärts der Naſenrücken. Er iſt bald gerade, bald mehr bald weniger aus- oder einwärts gebogen. Bei manchen Menſchen ſteht die Naſe mit der Stirne in einer ſolchen Verbindung, daß an der Naſenwurzel faſt gar keine Vertiefung iſt; bei andern iſt die Einbeugung mehr oder weniger ſtark. Die beweglichen und weichen Theile an beiden Seiten der Naſenlöcher heißen Naſenblätter, oder Naſenflügel, die Scheidewand zwiſchen beiden, der Naſenſteg, welcher, nebſt den Naſenflügeln, an der Naſenſpitze ſich endet. Dieſe iſt entweder ſtumpf, oder mehr und weniger zugeſpitzt, aufwärts geſtülpt, abwärts gebogen, oder gerade ausſtehend.

Zur rechten und linken Seite des Kopfes ſehen wir die Ohren. Ihr oberſtes Ende ſteht gewöhnlich mit den Augenbraunen, und ihr unterſtes Ende mit der Naſenſpitze in gleicher Linie. Das Aeußere des Ohres nennt man die Ohrmuſchel, und den Fortſatz nach unten, in welchen man Ringe zu hängen pflegt, das Ohrläppchen.

Am Munde bemerken wir die Ober- und Unterlippe, bald breit und aufgeworfen, bald ſchmal und dünn. Beide verbinden ſich in dem rechten und linken Mundwinkel. — Die am meiſten in die Augen fallenden Vorderzähne heißen

---

abſtammt, iſt das Wort Lid noch in der Bedeutung, in welcher es hier gebraucht wird (Deckel), vorhanden.

Schneidezähne, an deren Seite die Eckzähne und weiter hinterwärts die Backenzähne folgen.

Unter dem Munde kommt das bald ſpitzere, bald rundere, bald mehr oder weniger hervorſtehende, bald gerade herablaufende Kinn, zuweilen mit einem Grübchen in der Mitte.

Die beiden Seiten unter den Augen bis ans Kinn herab heißen Wangen oder Backen und ſind gewöhnlich bei geſunden Europäern und andern weißhäutigen Menſchen roth gefärbt. Auch in den Backen findet man zuweilen Grübchen, Backengrübchen.

Der ganze Kopf iſt eyförmig; jedoch bei dem einen länglicher, bei dem andern runder (langes, — ovales, — rundes Geſicht).

Der Kopf ruht auf dem Halſe. Unter dem Kinn iſt die Kehle, an welcher man einen etwas vorſtehenden Theil der Gurgel, den Krüps oder Adamsapfel (den Kehlkopf) bemerkt. Den hintern Theil des Halſes nennt man Anke, Genick und Nacken.

II. Wir kommen nun auf den Rumpf.

In der obern Hälfte des Rumpfes bemerken wir vorne die Bruſt mit den beiden Brüſten, und unterhalb derſelben, zwiſchen beiden, das Bruſtbein mit dem Herzgrübchen.

Unter dem Herzgrübchen, wo der Magen liegt, und ſich links hinüberkrümmt, fängt der Bauch, und zwar die obere Bauchgegend, an. Sie reicht bis gegen den Nabel, dann kommt die untere Bauchgegend. Da wo der Bauch, wenn man ſitzt, ſich an die Schenkel anſchmiegt, nennt man ihn die Leiſte, daher man auch Leibesſchäden, welche da austreten, Leiſtenbrüche nennt. Zu beiden Seiten unter den Rippen iſt die Weiche.

Den hintern Theil des Rumpfes nennt man den Rücken.

Zu oberſt an demſelben ſind die beiden Schulterblätter. Ueber dem Geſäße (oder den Hinterbacken) ſind die Lenden. Vom Halſe an läuft das Rückgrat herab und endet zwiſchen den Hüften.

III. Es folgen nun die Gliedmaßen zur Rechten und Linken, nämlich Arme und Beine. Die Arme nennt man die obern, die Beine die untern Gliedmaßen.

An den Armen bemerken wir den Oberarm mit Einer Röhre und den zweiröhrigen Unterarm mit den ſtarken Armmuskeln, welche gleichſam die Wade des Armes ausmachen. Wo der Oberarm ſich an den Körper anſchließt, iſt die Achſel; unter ihr die Achſelhöhle. Wo er mit dem Unterarme ſich verbindet, iſt hinten der Ellenbogen; vorne die Ellenbeuge oder der Ellenbug.

Die Hand iſt am Handgelenke (an der Handwurzel), wo ſich der Armknöchel befindet, mit dem Vorder- oder Unterarme verbunden. An ihr unterſcheiden wir die Mittelhand (welche inwendig die flache Hand, oder der Handteller, und auswendig der Handrücken heißt) und die 5 Finger, nämlich den Daumen, den Zeigefinger, Mittelfinger, den Ringfinger und den kleinen oder Ohrfinger. Den äußerſten Theil der Finger, mit dem wir beſonders fein fühlen, nennt man die Fingerſpitze. Die Rückſeite der Fingerſpitzen iſt mit einem Nagel bedeckt.

Die unteren Glieder beſtehen aus dem mit der Hüfte verbundenen einknochigen Oberſchenkel, und aus dem zweiknochigen Unterſchenkel. Wo beide zuſammenhangen, iſt vorne die Knieſcheibe; hinten die Kniekehle. Unter der Knieſcheibe das Schienbein, unter der Kniekehle die Wade.

Am Fuße bemerken wir zu beiden Seiten die Fußknöchel

oder Knorren; oben den Fußrücken; unten die Fußſohle mit dem Fußballen; hinten die Ferſe; vorne die fünf Zehen mit ihren Nägeln. Die erſte, gegen innen gekehrte, Zehe nennt man die große Zehe; die dritte: Mittelzehe, und die äußerſte die kleine Zehe. Die beiden übrigen beſtimmt man nach ihren Nachbarn. Alle Beugungen der Glieder heißen Gelenke.

An Größe ſind die Menſchen ſehr verſchieden; doch hat man noch keinen volljährigen kleiner als zwei Fuß und keinen größer als 9½ Fuß gefunden. Die von ſeltner Kleinheit nennt man bekanntlich Zwerge, und die von außerordentlicher Größe: Rieſen. Indeß gibt es kein Land von lauter Zwergen oder Rieſen bevölkert, obgleich ein Erdſtrich größere, der andre kleinere Menſchen hervorbringt. Im tiefſten Norden gelangen z. B., wie ſich ſchon vermuthen läßt, die Menſchen nicht zu dem anſehnlichen Wuchſe, wie unter milderem Himmel. Die Eskimo's, in den mitternächtlichſten Gegenden Amerika's, ſind ſelten über vier Fuß hoch; die Patagonier hingegen, im mittäglichen Amerika, größtentheils ſechs bis ſieben Fuß.

Der engliſche Zwerg Jeffery Hudſon*), welcher im Jahre 1682 ſtarb, war in ſeinem vier und zwanzigſten Jahre kaum volle zwei Fuß hoch. Der Herzog von Buckingham ließ ihn bei einem Gaſtmahle, welches er der königlichen Familie gab, in einer kalten Paſtete auf die Tafel bringen. Da man den Deckel öffnete, hüpfte das Menſchchen heraus, ergriff ein Glas und trank auf's Wohlſein der hohen Herrſchaften. Einmal bekam er mit einem gewiſſen Croft Händel und forderte dieſen auf einen Zweikampf heraus. Croft,

*) ſprich Dſcheffery Hodſen.

des unmächtigen Zwergleins ſpottend, brachte anſtatt der Piſtole eine Clyſtirſprütze mit. Hudſon, darüber erbittert, ſchoß nach ihm und traf ihn ſo gut, daß Croft todt zur Erde fiel.

Bebe *) (geboren 1740, geſtorben 1764), Hofzwerg des pohlniſchen Königs Stanislaus, wog bei ſeiner Geburt nur zwei Loth über ein Pfund, und wurde, weil er ſich in einer Wiege gleichſam verloren hätte, in einem mit Schafwolle gefütterten Holzſchuhe gewiegt. Er wurde 33 Zolle lang; aber von ſeinem zwanzigſten Jahre an ſehr verwachſen und ungeſtaltet. Jungfer Stöber aus Fürth bei Nürnberg, durchaus wohlgeſtaltet, maß nur 28—30 Zolle und wurde in den ſiebziger Jahren zur Schau herumgeführt.

Der bekannteſte Rieſe, den man in Deutſchland geſehen hat, iſt Bernhard Gilly aus dem Tridentiniſchen gebürtig. Er war 9½ Fuß lang und ließ ſich in den ſechziger Jahren des verfloßnen Jahrhunderts für Schaugeld ſehen. Ein Mann von gewöhnlicher Größe konnte, mit ausgeſtreckter Hand, kaum ſein Kinn erreichen.

So verſchieden die Menſchen an Größe ſind, ſo verſchieden findet man ſie auch an Dicke und Gewicht. Ein Mann von gewöhnlicher nicht unanſehnlicher Dicke wiegt bekanntlich ungefähr anderthalb Centner. Man findet aber Menſchen von mehr als 6 Centnern. Der Opernſänger Nicolini **) in Dresden, ſechs Fuß und vier Zolle hoch, war um den Leib neun Fuß und um die Schenkel drei Fuß dick. Sein Gewicht belief ſich auf ſechsthalb Centner. Vor vielen Thüren mußte er umkehren, weil ſie für ſeinen Umfang

---

*) Sein wahrer Name war Ferry. Liebkoſende Spielerei gab ihm den Namen Bebe.

**) ein Caſtrat.

zu eng waren. Vor allen baufälligen Häuſern und Treppen nahm er ſich wohl in acht, und ließ diejenigen, mit welchen er ſprechen wollte, lieber auf die Hausfluhr kommen.

Der Engländer Eduard Bright *) wog 616, und Daniel Lambert, der dickſte Mann in Großbritannien, 700 engliſche Pfunde.

Von der Verſchiedenheit der Hautfarbe wird in der Folge die Rede ſeyn. Die Hauptabſtufungen ſind: ſchwarz, braun, kupferfarb und weiß.

Und nun laßt uns mit Herrn Richard den kunſtreichen Knochenbau des menſchlichen Körpers betrachten.

Kinder! Ich stehe hier aufrecht vor euch, sagte Herr Richard. Meine Beine tragen den ganzen Rumpf nebst dem Kopfe und den obern Gliedmaſsen. Was gibt wohl meinen Schenkeln, meinem Rücken und dem ganzen Körper diese Vestigkeit?

Die Knochen!

riefen die Kinder, und Richard fuhr fort:

Die Knochen sind also vorhanden, um das Fleisch (dessen einzelne Bündel Muskeln genannt werden), nebst allen übrigen weichen Theilen des Leibes, zu stützen; zugleich aber auch edlere und zarte Theile, z. B. das Gehirn, das Rückenmark, die Lunge, das Herz, den Magen, die Leber und die Milz vor Verletzung zu bewahren. Sie sind sämmtlich gefühllos.

Am Menschen zählt man etwa 250 einzelne, gröſsere oder kleinere, Knochen, die unausgetrocknet, bei einem Erwachsenen von gewöhnlicher Statur, 40 bis 50 Pfunde wiegen, und also beiläufig den 3ten Theil seines Gewichtes ausmachen.

---

*) ſprich Breiht.

Ausgetrocknet wiegen ſie kaum die Hälfte ſo ſchwer.

Uebrigens laßt euch die Menge der Knochen nicht befremden; denn ihr müßt wiſſen, daß gar viele Knochen ein Ganzes zu ſeyn ſcheinen, welche aus mehrern Stücken beſtehen, wie z. B. der Hirnſchädel. Betrachtet ihr einen Todtenkopf genauer, ſo bemerkt ihr an ihm mehrere ſogenannte Näthe, wo die Hirnſchale aus Stücken zackig zuſammengefügt iſt. Am Kopfe allein zählt man 64 einzelne Knochen, nämlich 8 Schädelknochen, 14 Geſichtsknochen, 32 Zähne, 2 Backenknochen und 8 Gehörknöchelchen.

Das Rückgrat hat 24 Wirbelknochen, nämlich 7 Halswirbel, 12 Rückenwirbel mit Rippen (deren man alſo auf beiden Seiten 24 zählt) und 5 Lendenwirbel. Sieben Rippen auf jeder Seite ſchließen ſich an das Bruſtbein, und fünf (die ſogenannten kurzen oder falſchen Rippen) bloß an die obern Rippen an, weil hier die Gedärme freie Ausdehnung haben müſſen. Da wo das Rückgrat aufhört, breiten ſich die Hüftknochen aus. Sie bilden mit einigen andern die Figur eines Beckens und heißen Beckenknochen.

Die Hand und Handwurzel enthält 29 Knochen; beide Hände demnach 58. Nun werdet ihr nicht mehr zweifeln, daß man am ganzen menſchlichen Körper über 250 Knochen zählen könne.

Die Form der Knochen iſt sehr verschieden. Einige sind langgestreckt und theils röhrenförmig, wie die Schenkel- und Armknochen, theils breitgedrückt, wie die Rippen; andre sind platt, wie die Schulterblätter, die Hüftknochen, die Kinnladen und der Hirnschädel; noch andere sind kurz, und theils zackig, wie die 24 Wirbelknochen, an denen die Rippen vest sitzen *); theils rund-

*) Nämlich an zwölfen derselben, an den sogenannten Rückenwirbeln.

lich-eckig, wie die Knochen in der Hand- und Fuſs-Wurzel etc.

Inwendig sind die Knochen theils hohl, theils mit einem löcherigen Knochengewebe durchwachsen, alle sind mit Mark gefüllt, durch welches sie stark und geschmeidig erhalten werden. Aussen hat sie der Schöpfer mit einer dünnen, aber vesten, sehnigen Beinhaut umgeben. Diese Beinhaut ist mit höchst feinen Aederchen durchflochten, die an unzähligen Orten durch kleine Löchelchen und Ritze mitten durch die vestesten Knochen bis auf das Mark dringen und Nahrungsstoff absetzen.

Im Alter verſtopfen ſich die feinen Gefäße der beiden Knochenhäute (der äuſſeren Beinhaut und der inneren Markhaut); es fehlt an Nahrungszufluß; die Knochen werden ſpröde, zerbrechen leichter und heilen oft gar nicht wieder zuſammen, oder doch weit langſamer als bei jüngern Perſonen.

Wären unsere Knochen ganz dicht, von harter Beinmasse, so würde ihnen nicht nur der stete Zuflufs von Nahrungssäften fehlen, sondern ihr Gewicht würde so lästig seyn, dafs wir sie kaum schleppen und beugen könnten.

Wären ſie um ſo viel dünner und folglich eben ſo leicht als ſie wirklich ſind: ſo würden ſie allzu zerbrechlich ſeyn, dem Körper ein ſchwächliches Anſehen geben und für die Menge von Muskeln, welche an ihnen veſt ſitzen ſollen, nicht Raum genug darbieten.

Da wo die Knochen Gelenke bilden, sind sie mit einer Knorpelplatte und mit einer immer schlüpfrigen Feuchtigkeit überzogen. Warum? — damit sie sich nicht aneinander reiben, sich abnützen und die Bewegungen erschweren. Damit sie aber auch nicht von einander weichen, sind sie mit zähen, dehnbaren und sich wieder zusammenziehenden (elastischen) Gelenkbändern und Kapseln an einander bevestigt.

An Kindern sind die Knochen überhaupt knorpelartiger als an Erwachsenen, und manche Knochen, die späterhin ein Ganzes ausmachen, nur durch Knorpel zusammengefügt, daher man auch Kindern leicht die Knochen zerbrechen und verrenken kann, wenn man sie unvorsichtig herumschleudert. Läſst man sie zu schwere Lasten tragen, so werden sie gern krummrückig. Eben diese Folge hat häufig auch das gewaltsame Schnüren und Zwängen; desgleichen, wenn man Kinder immer auf dem rechten oder linken Arme trägt und nicht zwischen beiden Armen abwechselt. Ueber dem Tragen der Kinder auf Einem Arme werden die tragenden und getragenen Kinder nicht selten beide krummrückig.

Auch erwachsene Personen müssen vorsichtig seyn, um nicht an ihrem Knochenbaue zu verunglücken. Ein bloſser Sprung auf die ausgestreckten Füſse kann allein, durch zu heftige Erschütterung des Knochenmarkes, unheilbare Knochengeschwüre, oder Zerbrechung der Knochenköpfe verursachen.

Ihr klettert gern; — Bedenkt den Werth gerader Glieder!
Man bricht sie gar zu leicht und heilt sie oft nicht wieder.

Zu heftige Erſchütterung des Gehirns und Rückenmarks hat zuweilen ſogar plötzlichen Tod zur Folge; daher man nicht mit ſteifen Füßen auf die Ferſe, ſondern auf die Zehen niederſpringen und durch Beugung des Fußes und der Kniee die Erſchütterung mildern muß.

Wie zweckmäſsig der ganze Knochenbau sey, könnt ihr vorzüglich an der menschlichen **Hand** wahrnehmen, mit der wir die gröbsten wie die künstlichsten Arbeiten verrichten können, indem sie zu beiden gleich geschickt ist. — Warum ist wohl bei den meisten Menschen die linke Hand

ungeschickter als die rechte? — Thut man wohl, daſs man die Linke so vernachläſsiget? — Warum nicht?

Ich muß euch doch hier eine von dem berühmten Fränklin (den ihr aus dem erſten Abſchnitte des Denkfreundes kennt) herrührende, ſcherzhaft klingende, aber ernſtlich gemeinte, Bittſchrift an die Oberaufſeher des Erziehungswesens vorleſen. Hier iſt ſie!

„Ich wende mich an alle Kinderfreunde, und beſchwöre ſie, einen Blick des Mitleids auf mein unglückliches Schickſal zu werfen, und die Vorurtheile auszurotten, deren Opfer ich bin. Wir ſind ein Paar Zwillingsſchweſtern, und die zwei Augen des Menschen ſind einander nicht ähnlicher, noch im Stande, ſich beſſer mit einander zu vertragen, als meine Schweſter und ich, wenn unſre Aeltern nur nicht ſo partheiiſch wären und den nachtheiligſten Unterſchied zwiſchen uns machten. Ich ward von Kindheit an gezwungen, meine Schweſter als ein Weſen höherer Art zu betrachten. Man ließ mich ohne den geringſten Unterricht aufwachſen, indeß man an ihrer Erziehung nichts ſparte. Sie erhielt Lehrer, die ſie im Schreiben, Zeichnen, in der Muſik und andern Künſten unterrichteten; rührte ich hingegen von ungefähr einen Pinſel, eine Feder oder Nadel an, ſo bekam ich einen derben Verweis, und mehr als einmal, wegen Ungeſchicklichkeit und Mangel an Anſtand, Schläge. In manchen Fällen, ich leugne es nicht, nahm mich meine Schweſter in Geſellſchaft; aber auch da ſpielte ſie immer die erſte Rolle, rief mich nur im Nothfall zu Hülfe, oder ließ mich bloß an ihrer Seite figuriren.

Glauben Sie jedoch nicht, meine Herren, als gäbe mir bloß Eitelkeit dieſe Beſchwerden ein — Nein; meine Unzufriedenheit hat eine wichtigere Veranlaſſung. In unſrer Familie iſt es ſo hergebracht, daß die ganze Sorge für den

Erwerb des Unterhalts auf meiner Schweſter und mir liegt. Sollte nun meine Schweſter von einer Krankheit befallen werden — und ich melde Ihnen bei dieſer Gelegenheit im Vertrauen, daß ſie dem Chiragra, der Gicht, dem Krampf unterworfen iſt, anderer Zufälle zu geſchweigen — was würde ſodann das Schickſal unſrer armen Familie ſeyn? Würden unſre Aeltern es nicht bitterlich bereuen müſſen, unter zwei vollkommen gleichen Schweſtern einen ſo großen Unterſchied gemacht zu haben? Ach! wir würden im Elende verſchmachten; denn ich ſelbſt wäre nicht im Stande auch nur einen Bettelbrief zu kritzeln, da ich ſchon bei dieſer Vorſtellung, die ich hier die Ehre habe, Ihnen zu überreichen, mich fremder Hülfe bedienen mußte. Haben Sie die Güte, meine Herren, unſern Aeltern die Ungerechtigkeit einer ausſchließenden Zärtlichkeit und die Nothwendigkeit fühlbar zu machen, ihre Sorgfalt und Zuneigung unter alle ihre Kinder gleich zu vertheilen.

Ich bin mit der tiefſten Ehrerbietung,

Meine Herren,

Ihre

gehorſame Dienerinn —

(und nun, wie wird wohl die Unterſchrift heißen?)

„die linke Hand.“

König Friedrich II. bekam einmal in ſeinem Alter ſo heftige Gichtſchmerzen an der rechten Hand, daß er mit der linken zu ſchreiben gezwungen war. „Warum,“ ſagte er zu dem zu ihm eintretenden Profeſſor Thiebault, „warum verſäumt man doch, Kinder mit beiden Händen ſchreiben zu lehren? Was für ein Vorrecht hat denn die rechte Hand vor der linken, daß wir ſie allein unſrer Aufmerkſamkeit würdigen? Welch eine Laſt, in einem Alter von mehr als 60 Jahren ſo etwas noch lernen zu müſſen!“ — Das Schrei-

benlernen mit der linken Hand möchte indeß unterbleiben; aber unbegreiflich iſt es mir, warum doch Handwerksleute nicht auch die linke ſo weit abrichten, um mit ihr, nöthigen Falls, handthieren zu können, da ihnen ſo viele Fälle vorkommen, in welchen man mit der rechten nicht wohl beikommen kann, auch oft die rechte, durch ſtundenlangen Gebrauch des Beils, der Säge oder eines andern Werkzeugs, bis zur Lähmung ermüdet, während die linke faſt müſſig iſt und mit der rechten wohl abwechſeln könnte, wenn ſie nicht zu ungeſchickt wäre. Freilich müßten dann auch manche Werkzeuge doppelt (für dieſe und jene Hand) vorräthig ſeyn. Kann man doch bekanntlich mit einer auf die rechte Hand eingerichteten Lichtſcheere, kaum das Licht putzen.

Von der Handwurzel, welche aus kleinen beweglichen Knöchelchen besteht, laufen 5 dünne Röhren mit Gelenken aus. Vier derselben sind, bis zum ersten Gelenke, durch Fleisch mit einander verbunden und bilden die Grundlage der flachen Hand. Der Daumen ist um ein Glied kürzer; da aber sein unterstes Gelenk nicht mit den übrigen Fingern verbunden und von ihnen unabhängig ist: so hat er doch eben so viel frei-bewegliche Glieder. (Wie viel also?) Wer kann mir aber sagen, warum der weise Urheber den Daumen so weit rückwärts gesetzt hat? — —

Richtig! Stände der Daumen, wie die groſse Zehe der Füſse, mit den übrigen Fingern in gleicher Reihe: wie viel würde dann dem Kunstgeschicke unsrer Hand fehlen! So aber können wir, vermittelst des umgreifenden Daumens, alles weit vester halten und allen Fingern, wo sie es bedürfen, zu Hülfe kommen; auch ist der Daumen stärker als die vier übrigen Finger, um ihnen gleiche Kraft entgegen setzen zu können.

Jeder Finger hat seinen eigenen Namen. Nennt mir einmal alle fünf! — — Warum heiſst der zunächst am Daumen: Zeigefinger? Warum der darauf folgende: Mittelfinger? der nach diesem kommende: Gold- oder Ringfinger? und der kleinste: Ohrfinger? — Warum gab der weise Schöpfer den Fingerspitzen ein so zartes Gefühl? — wozu nützen uns die Nägel? — — Sie sind nicht knochen-, sondern hornartig. Es gibt aber auch Knochen, die eben so wenig mit Haut bedeckt sind als die Nägel? — Welche?

Zu den Knochen gehören auch die 32 Zähne des Menschen. Was von diesen über die Kinnlade hervorragt, nennt man Hals und Krone; was in ihr eingeschlossen ist, Wurzel. Die Krone ist nicht, wie die übrigen Knochen, mit einer weichen Beinhaut, welche durch das Beiſsen sich sogleich abnützen würde, sondern mit hartem Schmelz überzogen, weil ohne diese Glasur die Zahnkronen (vom Speichel und von scharfen Speisen angegriffen und morsch gemacht) jede Farbe und jeden Geschmack der Speisen annehmen und frühzeitig in Stücke zerfallen würden, wie man an jedem Gebisse bemerken kann, das den Schmelz verloren hat.

In jeder Kinnlade stecken 4 Schneidezähne (warum nennt man sie so?), 2 Eck- oder Augenzähne (warum nennt man sie so?) und 10 Backen- oder Stockzähne (warum nennt man sie so?).

Die 20 ersten wachsen zweimal, (man nennt sie Milchzähne, weil sie schon hervorzubrechen anfangen, so lange die Kinder vorzüglich von Milch leben,) die übrigen wachsen nur Einmal. Die Milchzähne, die vom siebenten Jahre an, auch schon früher, auszufallen anfangen, haben bekanntlich ganz seichte Wurzeln. Unter diesen bilden sich in-

deſs neue **bleibende** Zähne mit tiefen Wurzeln, von welchen die Milchzähne allmählich ausgestoſsen werden.

Stecken dieſe aber ſehr veſt, ſo müſſen ſie herausgenommen werden, damit der nachſchiebende Zahn keine falſche Richtung bekommt. Es gibt Menſchen, deren ganzes Vordergebiß krumm und lahm ſteht, weil ſie in der Kindheit zu feig waren, um ſich die zu veſt ſitzenden Milchzähne ausnehmen zu laſſen, oder weil ihre Aeltern glaubten, daß dieſes in keinem Falle nöthig ſey, weil es in den meiſten Fällen unnöthig iſt.

Die neuen Zähne erscheinen nun gröſser als die alten. — Wozu nützt das? — Habt ihr nicht bemerkt, wie an sechs-, siebenjährigen Kindern die Schneidezähne, welche anfangs ganz eng aneinander schlossen, weiter von einander stehn? Wenn nun die Kinnlade noch länger fortwüchse und die Zähne blieben immer im Wachsthume zurück: so würden die Lücken so groſs werden, daſs die Zähne viel von ihrer Haltbarkeit verlieren und zum Beiſsen sehr ungeschickt werden müſsten.

In den Zahnwurzeln, deren die Vorderzähne und die beiden ersten Backenzähne bekanntlich nur Eine, die übrigen Backenzähne aber mehrere haben, ist ein kleines, inwendig sehr glattes Löchelchen. Durch dieses dringt, nebst einem belebenden Nerven, eine Schlagader, welche dem Zahne beständig Lebenssäfte zuführt, und als Blutader durch den nämlichen Weg wieder herausgeht. Im Alter verstopft sich gewöhnlich die kleine Oeffnung, der Zufluſs von Säften mangelt und die Zähne sterben ab. Man verdirbt sie aber auch frühzeitig durch den Genuſs zu heiſser oder zu kalter Nahrungsmittel, besonders durch zu schnellen Wechsel zwischen heiſs und kalt; durch Vernachlässigung der nöthigen Reinhaltung derselben; durch Beiſsen und Biegen zu harter Sachen, und

durch Stochern mit Instrumenten, die härter als die Zähne sind. (Mit was darf man daher zwischen den Zähnen nicht stochern? Ist es rathsam, Nüsse aufzubeiſsen, Draht mit den Zähnen zu biegen, und überhaupt die Zähne statt Hammer und Zange zu gebrauchen?) Auch häufiges Tabakrauchen, zu viel Säuren und Süſsigkeiten verderben die Zähne. Kinder schaden denselben besonders durch das Beiſsen und Abschrapfen des Zuckers. Das beſste und wohlfeilste Zahnpulver ist: fein gestoſsne Lindenkohle.

Wer aber dieſes, ſo wie jedes Zahnpulver, recht anwenden will, muß zuerſt den feuchten Finger in das Pulver tauchen und die Zähne nicht nur auswendig, ſondern auch inwendig ſtark damit reiben; dann aber mit einem Zahnbürſtchen — nicht, wie gewöhnlich, längs der Zahnreihe hin, ſondern vom Zahnfleiſche nach der Krone zu, äußerlich und inwendig bürſten. Anfangs blutet das Zahnfleiſch bei dieſem Verfahren; es blutet aber in der Folge nicht mehr und wächſt immer veſter an die Zähne an.

Das Zahnweh hat seinen Sitz in den Zahn-Nerven, und entsteht entweder aus einem Drucke, den das zu häufig eindringende Blut auf den Nerven macht (in welchem Falle warme Fuſsbäder nützlich sind); oder aus einer Verkältung, nach vorhergegangener Erhitzung (wogegen nichts dienlicher ist als Schwitzen, und besonders Erwärmung des Zahns mit einem Absude von Rosmarinblättern, Essig und Wasser); oder das Zahnweh kommt von der auf den Nerven eindringenden Luft. Dies ist der Fall bei hohlen Zähnen. Gegen diesen Schmerz ist das beſste Mittel, Abtödtung des Nervens durch Ausbrennen, oder das gänzliche Ausziehen des Zahnes.

Aber nicht gegen jedes Zahnweh hilft das Ausziehen. Mancher ließ ſich zwei, drei geſunde Zähne nach einander ausnehmen und der Schmerz dauerte immer fort. Es ge-

hört daher genaue Unterſuchung dazu, um richtig zu beurtheilen, ob der Schmerz von einem ſogenannten Fluß, oder von kranker Beſchaffenheit des Zahnes herrühre. Nur im letzten Falle darf man zum Ausbrechen des Zahnes ſchreiten. Das aber kümmert die Pfuſcher meiſtentheils wenig. Um ein Paar Groſchen zu verdienen, nehmen ſie auch das geſundeſte Gebiß heraus.

Das Ausziehen der Zähne fordert überdieß mehr Geſchicklichkeit, als man gewöhnlich glaubt. Pfuſcher drücken oft über Einem kranken Zahn, zwei geſunde Zähne ledig; reißen Stücke von der Zahnlade aus, oder zerſprengen ſie, woraus höchſt gefährliche Geſchwüre entſtehen können, über welche die halbe Kinnlade, wohl gar das Leben, verloren geht.

Auch gegen die ſchmerzſtillenden Mittel und gegen das Putzen und Reinigen der Zähne, von herumziehenden Quackſalbern, muß man ſehr mißtrauiſch ſeyn. Nichts iſt leichter, als einen gelben Zahn auf einige Zeit weiß zu machen; aber das geſchieht durch ätzende Mittel, welche nicht nur das Zahnfleiſch, ſondern auch den Schmelz der Zähne angreifen. Eben ſo ſind die Tropfen gegen das Zahnweh, die man auf Baumwolle träuft und in den ſchmerzenden Zahn legt. Sie betäuben nur auf ganz kurze Zeit einen Schmerz durch den andern, und verderben auch die benachbarten Zähne.

Habt ihr alſo Zahnübel: ſo vertraut euch nicht jedem Stümper an und laßt euch nicht, um etliche Groſchen zu ſparen, von jedem Barbier Zähne ausnehmen. Mir fällt darüber ein Geſchichtchen ein.

Ein Bauer ließ ſich von einem Dorfbarbier einen Zahn ausreißen. Er mußte ſich zu dem Ende auf den Boden ſetzen, und der Tauſendkünſtler ſchleppte ihn zweimal die Stube auf und ab, bis es ihm endlich gelang. Gleichwohl

verlangte er für das ſaure Stück Arbeit nicht mehr als drei Batzen. Nach einiger Zeit fuhr der Bauer in die Stadt und bekam auf dem Wege ſo fürchterliche Zahnſchmerzen, daß er ſich nicht überwinden konnte, ſo lange zu warten, bis er zu ſeinem Zahndoctor wieder nach Hauſe kam. Er lief alſo zu einem geſchickten Wundarzte, der mit einem einzigen Ruck den ſchadhaften Zahn ihm aushob. Vergnügt griff Hans in die Taſche und fragte: was bin ich ſchuldig, Herr Doctor? — Zwölf Batzen, antwortete dieſer. J du mein Gott! zwölf Batzen? verſetzte Hans: Unſer Barbier ſchleppte mich vor einiger Zeit um drei Batzen zweimal die Stube auf und ab, und für das einzige Drückerchen ſoll ich Ihm zwölf bezahlen?

Die sämmtlichen Knochen (ausgenommen die Kronen und Hälse der Zähne) sind bekanntlich nicht nur mit Haut, sondern gröſstentheils auch mit **F l e i s c h** bekleidet. Das Fleisch besteht aus lauter feinen Fasern, wie ihr am gekochten, besonders am geräucherten Fleische sehen könnt. Diese zarten, mit Fett, Adern und Nerven durchwebten Fleischfasern sind in etwa 500 Bündel oder

M u s k e l n

getheilt. Jeder dieser Bündel ist mit einem häutigen Wesen, dem sogenannten Zellgewebe, welches oft viel Fett enthält, umgeben, damit keiner mit dem andern zusammenwachsen kann, was den freien Gebrauch der einzelnen Muskeln hindern würde. Die Muskeln, zum Theil rundliche, zum Theil breitgedrückte, band-artige Fleischbündel, sind mit ihren beiden Enden theils aneinander selbst, gröſstentheils aber an die Knochenhaut zweier verschiednen Knochen angewachsen, und dienen dazu, allen Theilen des Körpers Bewegung zu geben. Ihr müſst nämlich wissen, daſs die Fasern dieser Muskeln in der Mitte locker aneinander

liegen, an beiden Enden aber ganz fest zusammen kleben und in die sogenannten Flechsen oder Sehnen auslaufen. Diese Sehnen sind gelbweisse, glänzende, rundliche oder platte, sehr zähe Stränge, durch welche die Muskeln, wie ihr eben gehört habt, an den Knochen, oder zunächst an der Knochenhaut, bevestigt sind. Blähen wir nun die Muskeln in ihrer lockern Mitte auf, so werden sie kürzer; läſst die Anschwellung nach, so werden sie wieder länger. Ohne Hülfe der Muskeln könnten wir nicht stehen, nicht gehen, kein Glied und kein Auge rühren, nicht sprechen, nicht schlingen, nicht kauen, nicht verdauen; kein Herzschlag und kein Athemzug würde Statt finden.

„Wie kann aber das Verlängern und Verkürzen der Muskeln so viele Bewegungen hervorbringen?“

Ein einziges Beispiel wird es deutlich machen. Oben an unserm Schulterblatte und am Oberarmbeine sind Muskeln mit dem einen Ende und mit dem andern an den zwei Röhren des Vorderams, nahe am innern Ellenbogen, vestgewachsen. Blähen wir nun diese Muskeln auf: so werden sie kürzer und heben also den Vorderarm empor. Läſst die Aufblähung nach, so sinkt der Arm wieder herab. Begreift ihr es?

Indeß müßt ihr nicht etwa glauben, daß blos auf der einen Seite der Glieder Muskeln zum Emporheben vorhanden ſeyen. Eben ſolche Muskeln finden ſich auch auf der entgegengeſetzten Seite zum Zurückziehen, damit wir den gebogenen Arm auch mit Gewalt abwärts drücken können. Jene nennt man Beug-, dieſe Streck-Muskeln. Im geſunden Zuſtande halten ſich die einander entgegengeſetzten Muskeln ſo lange das Gleichgewicht, bis wir abſichtlich der einen oder der andern das Uebergewicht geben. Sind aber bei Ver-

wundungen die Muskeln — z. B. an der Vorderſeite des Oberarms — durchſchnitten worden, ſo bekommen die hintern Muskeln die Herrſchaft allein und der Arm bleibt ſteif und ausgeſtreckt. Begreift ihr auch das?

„Ja! wie geht es denn aber zu, daſs meine Arm-Muskeln sich sogleich aufblähen, wenn ich den Arm zu heben verlange?"

Die Seele, liebe Kinder, steht mit den Nerven, von denen wir in der Folge reden wollen, in einer unbegreiflichen Verbindung; die Nerven aber sind durch alle Muskeln in zahlloser Menge verbreitet, und sie sind es eigentlich, welche die Muskeln in Bewegung setzen. Werden sie abgeschnitten, so ist das Glied gelähmt. Ohne sie wäre kein Leben, keine Bewegung, keine Empfindung. Dies ist aber auch Alles, was ich euch auf die Frage: wie wirkt denn der Geist auf die Muskeln? antworten kann; denn der Zusammenhang unseres Geistes mit den Nerven ist uns so unbegreiflich, als die Beschaffenheit des Geistes selbst.

Laſst uns also bloſs bei dem Erkennbaren stehen bleiben, bei der Kraft und Schnelligkeit unsrer Muskeln! — Welche Gewalt üben nicht unsre Backenmuskeln aus! — welch' schwere Lasten hebt und trägt ein starker Mann! Durch Uebung haben es manche von Natur starke Menschen zu einer eben so übermenschlichen Stärke gebracht, wie Simson. Der Wettkämpfer Milo trug einen ganzen Ochsen durch die Rennbahn, und Kleomedes riſs in einem Anfalle von Raserei eine groſse Säule in einem Erziehungshause um; das Gebäude stürzte zusammen und gegen 60 Kinder wurden erschlagen. (Vergleicht B. d. Richter 16, 29. 39.) König August der Starke brach neue

Hufeisen entzwei und wickelte ein halb Dutzend zinnerne Teller wie Pappdeckel zusammen.

Der hier genannte Wettkämpfer Milo (aus Kroton in Griechenland gebürtig) ſoll den Ochſen, den er durch die Rennbahn trug, durch einen bloßen Fauſtſchlag in's Genick zu Boden geſtreckt haben.

Gleiche Stärke wie Milo bewies auch im Dec. 1824 ein Däne Namens Chriſtianof, der, mit einem geſchlachteten, 7 Centner ſchweren Ochſen auf dem Rücken, um den Königsplatz zu Kopenhagen herum ging.

Der durch ſeine Stärke berühmte Engländer Thopham hob ſein Pferd über einen Schlagbaum, für deſſen Eröffnung er Sperrgeld geben ſollte, tödtete gleichfalls einen Ochſen durch einen einzigen Fauſtſchlag, und zerriß einen Strick, an welchem man 200 Centner aufhängen konnte. In einer Schenke erregte ein Stallknecht, mit dem er in der Küche war, durch Händelſucht ſeinen Unwillen. Flugs wickelte er ihm einen ſtarken Bratſpieß wie eine Halsbinde um den Hals und gab dadurch den Helden dem allgemeinen Gelächter preis; nahm ihm aber auch, als dieſer ruhig zu ſeyn verſprach, ganz gutmüthig das eiſerne Halsband wieder ab. Alle jungen Leute ſollten öfters, aber vorſichtig, ihre Kraft üben und durch Uebung ſtärken.

Ein Laſtträger in Marſeille trägt gewöhnlich 4 Centner; mancher wohl 6 Centner. Das ſey jedoch nicht zur Nachahmung, ſondern nur als Beweis geſagt, wie weit es eine kräftige Natur durch Uebung bringen kann.

Ein kräftiger Körper gewährt dem Geiſte großes Wohlgefühl, leiſtet uns und Andern in unzähligen Fällen herrliche Dienſte und rettet zuweilen unſer und andrer Menſchen Leben aus der Todesgefahr. Aber nur um des nützlichen,

und nicht um des ſchädlichen Gebrauches unſrer Kräfte willen, ſollen wir ſtark zu werden ſuchen.

Was von Kleomedes oben erzählt wird, trug ſich auf der Inſel Stampalia im Archipelagus zu.

Als Beiſpiel von Kraft und Schnelligkeit der Muskeln zugleich muß ich auch noch ein Paar berühmte Fußgänger anführen. Philippides, ein atheniſcher Taglaufer, ging in zwei Tagen von Athen bis Sparta, dreißig Meilen weit. Der Laufer der Herzogin Amalie von Weimar, Namens Focke, lief in 54 Stunden 22 Meilen von Weimar nach Karlsbad, hin und zurück, alſo 44 Meilen in 2 Tagen, 6 Stunden. Der Laufer am Darmſtadter Hofe, Peter Bajus, legte ſchon mehrmals 2 Meilen Wegs in Einer Stunde zurück.

Und welch unglaubliche Sprünge kann der Menſch, der ſich im Springen geübt hat, machen! Jeder geſunde Menſch kann ſo hoch als ſeine Hüften und höher noch ſpringen lernen. Viel weiter reicht der Sprung in die Weite. Ein Isländer, Skarphedin, ſprang, ohne Stab, über einen 12 Ellen breiten Fluß, und mit dem Stabe ſchwingt ſich jeder Geübte leicht über einen Graben von dieſer Breite.

So bewundernswürdig, wie die Kraft unsrer Muskeln, ist auch ihre Schnelligkeit. Nur ein Paar Beispiele davon! Wie schnell schlieſsen sich unsre Augendeckel bei jeder Gefahr, die dem Auge droht! Mit welcher Flüchtigkeit bewegt der Clavierspieler seine Finger! Wie viel tausend Buchstabenlaute bilden unsre Sprachwerkzeuge in einer Viertelstunde! und gleichwohl fordert fast jeder Buchstab eine besondere Muskelbewegung.

Zu gleicher Zeit reden noch unsre Muskeln eine ganz eigene Zeichensprache; denn durch sie drücken wir alle Gemüthsbewegungen aus. Daſs man Liebe, Mitleid, Zorn,

Verachtung, Scham und Verlegenheit auf unserm Gesichte lies't; daſs unser ganzer Körper durch Gebehrden ausspricht, was wir denken und reden, kommt einzig und allein von der Einwirkung der Seele auf unsre Muskeln.

Die Veränderungen, welche unſre Muskeln bei jeder Gemüthsbewegung machen, laſſen allmählig ſo bleibende Spuren zurück, daß man den meiſten Menſchen ihre Gemüthsart mit großer Wahrſcheinlichkeit aus dem Geſichte leſen kann. Auch Geiſtesfähigkeiten und Bildung leuchten gewöhnlich aus den Augen und Geſichtszügen hervor; daher man ſagt: der Mann hat ein geſcheides, ein ſchlaues und witziges, oder dummes Anſehen; er ſieht ſpöttiſch, oder gutmüthig, oder zornig, ſchwermüthig, leichtſinnig u. ſ. w. aus. Leute, welche ſich gut auf das Geſichtleſen verſtehen, nennt man *Phyſiognomen* und ihre Kunſt *Phyſiognomik*. Der Ausdruck *Phyſiognomie* (Geſichtsbildung, Geſichtszüge) iſt euch hoffentlich ohnedieß bekannt. Das Eigenthümliche dieſer Geſichtszüge rührt größtentheils von einerlei oft wiederkehrender Einwirkung unſrer Nerven auf die Muskeln her.

Aber nicht alle Muskeln stehen unter der Botmäſsigkeit des Willens. Gerade die wichtigsten warten nicht auf sein Geheiſs, z. B. die Herz-Muskeln und diejenigen, welche zum Athemholen beitragen. Warum wohl? — Weil sie nicht nur im Zustande des Wachens, sondern auch des Schlaſens, nicht nur wenn wir daran denken, sondern auch wenn wir nicht daran denken, thätig seyn müssen.

Merkwürdig iſt es, daß alle nur einfach vorhandenen Organe, wie Herz, Magen und Lunge, beſtändig und ohne unſre Willkühr fortwirken, die doppelt vorhandenen aber, Augen, Ohren, Arme und Beine erſt auf das Commando

der Seele warten. Dieſe Werkzeuge ſind daher im Schlafe unthätig und müſſen es wohl deßwillen ſeyn, weil ſie ſich im Wachen mehr als die obengenannten anſtrengen, alſo auch der Erholung mehr bedürfen als jene.

Das Herz,

ein birnförmiger, aus höchst reizbaren Muskelfasern bestehender hohler Körper liegt, mit seiner Spitze gegen die linke Seite der Brusthöhle gekehrt, in einem häutigen Sacke, von beiden Lungenflügeln umschlossen. Eine Scheidewand theilt den hohlen Raum desselben der Länge nach in zwei sogenannte Herzkammern, deren jede, nach obenzu, eine kleinere Nebenhöhle oder Vorkammer hat, welche mit der Hauptkammer, vermittelst einer geräumigen Oeffnung, in Verbindung steht.

Jede Hauptkammer hat nun einen auswärts führenden Pulsaderstamm, und jede Vorkammer zwei einwärts führende Blutaderstämme. (Die auswärts treibenden Adern nennt man nämlich Schlag- oder Pulsadern, und die zurückleitenden, Blutadern.) — So oft sich demnach unser Herz zusammenzieht, so oft sprützt das Blut durch die Pulsaderstämme beider Hauptkammern hinaus; so bald es sich wieder erweitert, strömt es durch die Blutaderstämme in die Vorkammern und von da sogleich in die Hauptkammern zurück, und dieser Kreislauf geht fort, so lange wir leben.

Um euch das recht zu verdeutlichen, habe ich hier eine Zeichnung an die schwarze Tafel gemacht. Das Herz ist so abgebildet, als könnte man inwendig hinein sehen; der gedoppelte Umlauf des Blutes aber ist ringförmig vorgestellt. Es versteht sich indeſs, daſs das in der Wirklichkeit anders ist; denn es müssen ja groſse Aeste der Hauptaderstämme sich in die beiden Beine und Arme, und eine

Menge kleiner Aeste durch alle Theile des Körpers ausstrecken. Hätt' ich das aber im Bilde anschaulich machen wollen, so würd' es euch nur verwirren.

Hört nun, unter ſteter Beſchauung des Bildes, auf die Erklärung!

Die vordere Herzkammer mit ihrer Nebenkammer habe ich mit den Buchſtaben A und B, und die hintere Herzkammer, nebſt ihrer Nebenkammer, mit den Buchſtaben C und D bezeichnet. Aus der vordern Hauptkammer B, wo die Lungenſchlagader ausgeht, ſtrömt das Blut durch die Lunge in die hintere Nebenkammer C; gelangt von da durch eine geräumige Oeffnung in die damit verbundene hintere Hauptkammer D; ſtrömt hierauf, vermittelſt der großen Herzſchlagader und ihrer unzähligen Veräſtelungen, durch den ganzen Körper und nimmt ſeinen Rückfluß in die vordere Neben-

kammer A; tritt dann wieder durch eine Oeffnung der Kreuz-Scheidewand in die Hauptkammer B, und ſo geht es mit jeder Zuſammenziehung (Syſtole) und Erweiterung (Diaſtole) des Herzens im Kreislaufe fort.

„Warum aber verengt und erweitert sich unablässig das Herz? —"

Ihr wiſst doch, daſs, wenn uns Jemand in die flache Hand kitzelt, wir unwillkührlich die Hand zusammen ziehen? Warum? Weil der Reiz uns empfindlich ist. Einen ähnlichen Reiz bringt das einströmende Blut in dem Herzen hervor. Es zieht sich kräftig zusammen, drückt das Blut in die Pulsadern hinaus, verlängert sich dabei und stöſst mit der Spitze gegen die Rippen, und das ist der Herzschlag, den wir fühlen. Ist das Blut hinaus gepreſst, so läſst die Zusammenziehung nach, das Herz erweitert und verkürzt sich wieder; aber in dem Augenblicke strömt auch neues Blut durch die einwärts führenden Blutadern in die Kammern; es erfolgt ein neuer Reiz und ein abermaliges Zusammenziehen. — Begreift ihr es nun?

„Ja, o ja! aber wie kommt es denn, daſs das Blut beim Zusammenpressen des Herzens nur durch die Pulsadern, und nicht auch durch die Blutadern hinaus sprützt?"

Der Grund, liebe Kinder, liegt in besondern Ventilen. Alle vier Aderstämme haben nämlich Klappen. An den Pulsadern öffnen diese sich auswärts, an den Blutadern einwärts. Jene lassen zwar Blut hinaus, aber nicht herein; diese herein, aber nicht hinaus. Ich will es euch durch ein allbekanntes Küchengeräth begreiflich machen. Ihr kennt doch Alle die Einrichtung des Blasebalgs? Oeffne ich ihn, so hebt sich das Ventil am untern Brettchen und die Luft dringt ein. Drücke ich ihn zusammen, so strömt die Luft wieder

hinaus; aber nicht durch die nämliche Oeffnung, durch welche sie eindrang. Diese schlieſst sich, und die Luft muſs einen andern Ausweg suchen, nämlich durch die Röhre. Solche, wenn gleich anders geformte, Ventile, haben auch die Blutaderstämme der beiden Herzkammern. Sie lassen das Blut bloſs herein, aber nicht hinaus; während die Ventile der Pulsaderstämme das Blut bloſs hinaus, aber nicht wieder zurück lassen. — So gleicht also das Herz einem künstlichen Druckwerke, welches dazu bestimmt ist, das Blut in Bewegung zu setzen, selbst aber durch das nämliche Blut in Bewegung gesetzt wird. Eine solche Maschine kann keine Menschenhand fertigen; denn wir vermögen keiner Maschine Reizbarkeit zu geben.

Nur uneigentlich kann man alſo den Körper Maſchine nennen; denn er hat Lebenskraft, welche allen Maſchinen fehlt, nämlich: Muskelkraft, Nervenkraft, bildende Kraft und natürliche Heilkraft.

Die Muskeln haben Reizbarkeit und die Nerven Empfindlichkeit. Die Nerven wirken alſo nicht etwa auf die Muskeln ſo, wie das Seil mit dem Gewichtſteine auf die Uhrwelle und auf die damit verbundenen Räder wirkt. Das Seil empfindet nicht und die Uhrwelle und das ganze Getriebe wird nicht aufgereizt, ſondern nur, vermittelſt des daran ziehenden Gewichtes, mechaniſch umgedreht.

Die Uhr hat keine bildende Kraft; ſie hat ſich nicht ſelbſt ausgebildet, ſondern die Hand des Künſtlers hat es gethan; der thieriſche Körper aber bildet ſich ſelbſt aus. Er bereitet z. B. das Blut, er ſcheidet aus ihm Alles, was zu ſeinem Wachsthume und zu ſeiner Erhaltung nöthig iſt, und verwandelt es in Theile ſeines Weſens. Um alle Gelenke ſchlüpfrig zu erhalten, bereitet er ſelbſt das Oel und ölet ſich ſelbſt ein ꝛc.

Die Uhr kann ihre abgenützten oder zerbrochenen Theile nicht ſelbſt wieder erſetzen; das aber kann der Körper; er er hat **Wiederherſtellungskraft**. Bei manchen Thieren iſt dieſe auſſerordentlich. Am Krebſe wachſen z. B. abgeriſſene Scheeren wieder nach. So ſtark iſt ſie beim Menſchen nicht; aber doch — welch entſetzliche Wunden ſchließen ſich allmählich wieder mit Haut und Fleiſch! Ganze Stücke Knochen wachſen wieder nach. Das Vorderglied eines Fingers wird abgehauen, und nicht ſelten erzeugt ſich eine Art von Nagel an dem zweiten Gliede.

Die in Unordnung gerathene Uhr kann ſich nicht ſelbſt wieder in Ordnung bringen. Anders iſt es bei dem menſchlichen Körper. In unzähligen Krankheiten hilft die **natürliche Heilkraft** ohne alle ärztliche Kunſt wieder zur Geſundheit. Der Körper ſtößt den Krankheitsſtoff aus eigner Kraft aus und ſtellt die geſtörte Ordnung wieder her. Kein Arzneimittel kann helfen, wenn nicht die natürliche Heilkraft des Körpers mitwirkt. —

Wie lange könnte ich noch fortfahren, um euch den großen Unterſchied zwiſchen dem menſchlichen Körper und einer Maſchine recht anſchaulich zu machen!

Von den Adern

könnt ihr euch keinen richtigeren Begriff machen, als wenn ihr sie euch vorstellt, wie 4 nahe zusammen ins Kreuz gesetzte Bäume. Ihren Standort wollen wir hier mit Buchstaben andeuten:

A	C
B	D

Unter diesem in zwei Halbbögen eingeschloſsnen Raume müſst ihr euch nun das Herz mit seinen 4 Kammern, unter dem senkrechten Striche die Scheidewand des Herzens, und

unter den wagrechten Puncten die mit einer Thüre gleichsam versehene Abtheilung der Vor- und Hauptkammern denken. Aus den beiden Hauptkammern B und D kommen die Puls-Aderstämme, und in A und C wurzeln die Blut-Aderstämme.

Nun denkt euch ferner die Zweige der in's Kreuz einander gegenüberstehenden Bäume nicht nur untereinander verflochten, sondern an den Endspitzen so verwachsen, daſs der Saft aus einem Stamme in den andern (aus D in A und aus B in C) übergehen kann.

Durch den Stamm B stiege demnach der Saft empor, vertheilte sich in eine Menge Reiser, ginge von diesen in die Reiser des Stammes C über und sänke in demselben bis zur Wurzel herab. Im Stamme D stiege er wieder aufwärts und gelangte durch dessen Zweigspitzen in die Reiser des Stammes A, und durch diesen gleichfalls bis in die Wurzel. Denkt euch das fortgesetzte Getriebe recht lebhaft, so habt ihr ein deutliches Bild unsres Blut-Umlaufs. — Am Herzen sind gleichsam die dicken Stämme; diese theilen sich in eine Menge Aeste und endlich in unzählige Zweige. An den Zweigen krümmen sich die Adern wieder rückwärts und werden allmählich dicker, bis sie wieder Aeste und endlich ein Paar Stämme bilden, die das von dem Herzen empfangene Blut demselben wiedergeben *).

Mit dieser Vorstellung wollen wir nun das Bild an der schwarzen Tafel vergleichen. Sehen nicht auch die da abgebildeten Adern wie Bäume aus, welche an den Aesten verwachsen sind und in einem gemeinschaftlichen Boden wurzeln?

---

*) Seite 373 habt ihr schon gelesen und auf der folgenden im Bilde gesehen, daſs das Blut eigentlich durch zwei Blutaderstämme in die Vorkammern zurückkehrt.

Das in ihnen rollende Blut beſteht aus dreierlei Beſtandtheilen: aus gelblichem Blutwaſſer — aus rothen, eiſenhaltigen Blutkügelchen und aus gerinnbarer Lymphe, welche den Hauptnährſtoff enthält. Daß das Blutwaſſer einige Stunden nach der Aderläſſe von dem eigentlichen Blute ſich ſcheidet, iſt euch ohne Zweifel bekannt. Eben ſo ſondert es ſich auch nach unſrem Tode in den Adern ab. Im lebenden und geſunden Zuſtande aber wird es durch den beſtändigen Herzſchlag und durch den dadurch bewirkten Aus- und Rückfluß in gehöriger Miſchung erhalten.

Indeſs flieſst doch nicht alles Blut wieder rückwärts; denn die Pulsadern haben Millionen kleine Aestchen mit offenen Spitzen. Diese setzen an allen Orten und Enden Säfte ab, welche theils weggeschafft werden sollen, theils zum Wachsthum und zur Erhaltung des Körpers dienen. Da aber diese Pulsaderspitzen zu enge sind, als daſs sie die rothen Blutkügelchen durchlassen könnten: so sind die in ihnen enthaltenen Säfte farblos.

Einige öffnen sich an der Oberhaut und dünsten beständig aus. Wird diese Ausdünstung an der Oberfläche des Körpers nicht sogleich verflüchtigt, so schlägt sie sich als Wasser nieder, und dann haben wir die Erscheinung des Schweiſses; Andre enden sich in den Augendrüsen und schwitzen das Wasser aus, welches die Augen immer feucht erhält und auch in Thränen herab rinnt; Andre ergieſsen sich in die Speicheldrüsen; Andre sondern den Urin aus dem Blute ab und leiten ihn in die Blase; noch andre erhalten den Magen und die Gedärme schlüpfrig und helfen durch ihren auflösenden Saft zur Verdauung; und unzählige sind geschäftig, allen Theilen des menschlichen Körpers beständig neue Nahrung zuzuführen.

Nun merkt aber: auſser den bisher genannten Adern haben wir noch eine dritte Art feiner Aederchen, die sogenannten **Saugadern**. Viele derselben öffnen sich an der äussersten Haut in unsichtbaren Mündungen und saugen beständig Nahrung aus der Luft ein, daher auch gesunde Luft, Bäder und Einreibungen so vortheilhaft auf unsern Körper wirken, und krankhafte Ausdünstungen, Wuthgift etc. so leicht eingesogen werden und anstecken.

Bei Erwähnung der Wuth, muß ich Einiges hinzuſetzen. Nach aller Erfahrung entſteht bei Menſchen die Wuth nie ohne Anſteckung. An Hunden aber bricht ſie zuweilen von ſelbſt aus, daher man auch die bei ihnen erſcheinenden Vorzeichen der Wuth kennen lernen muß, um ſich vor verdächtigen Hunden in Acht nehmen, oder ſie unſchädlich machen zu können; denn Unglück verhüten iſt beſſer, als Unglück wieder gut machen.

Hält man eine Wahrnehmung irriger Weiſe für ein Zeichen, daß das Thier **nicht** wuthkrank ſey: ſo iſt der Nachtheil noch größer, als wenn man, eben ſo irrig, eine andere Wahrnehmung für einen Beweis der wirklich im Ausbruche begriffenen, oder ſchon ausgebrochenen Wuth anſieht.

Ihr wißt ohne Zweifel Alle, daß man die Wuthkrankheit auch die **Waſſerſcheu** nennt. — Warum? — Würdet ihr demnach einen Hund, als der Wuth verdächtig, todt ſchießen, wenn er noch Waſſer ſäuft oder durch's Waſſer ſchwimmt? — Nein! — Daraus aber, l. K., könnte großes Unglück entſtehn, denn ihr hättet euch auf ein ſehr trügliches Kennzeichen verlaſſen. Kein wüthender Hund iſt eigentlich waſſerſcheu; wohl aber verliert er in der Regel, wie faſt alle kranken Thiere, den Appetit und verſchmäht alſo Flüſſigkeiten eben ſo wie trockne Nahrungsmittel. Wird er aber vom Durſte gepeinigt, ſo nimmt er auch, obgleich

etwas mühſam (weil ihm das Schlucken ſchwer fällt) Waſſer zu ſich. Uebrigens leckt er gern am Waſſer und andern kalten Dingen, um die Zunge zu kühlen. Wird er an ein Waſſer gejagt, oder ſieht er jenſeits etwas, das ihn ſehr aufreizt, ſo ſchwimmt er auch hinüber.

Eben ſo irrig iſt es auch, wenn man einen Hund nicht für wuthkrank hält, weil ihm kein Speichel aus dem Maule läuft. Dieſes Zeichen ſtellt ſich nur in der ſogenannten ſtillen Wuth zugleich mit der Krankheit ein; in der Tollwuth aber erſt in den letzten Tagen. Bei der ſtillen Wuth iſt nämlich der Hund am ganzen Leibe abgeſpannt, läuft daher nicht, wie der tollwüthige, herum, ſondern legt ſich in einen dunkeln Winkel, der Unterkiefer ſinkt ihm ganz gelähmt herab und die Zungenſpitze hängt ihm aus dem Maule. Daher kann er weder den Speichel hinabſchlingen, noch Nahrung zu ſich nehmen. Alles fällt und fließt ihm wieder aus dem Maule. Wird er aber ſtark gereizt: ſo kehrt ihm doch die Muskelkraft der Kinnladen auf Augenblicke zurück, er beißt um ſich und muß daher gleichfalls mit großer Vorſicht behandelt werden.

Irrthum iſt es ferner, wenn man einen Hund deswegen nicht für wuthkrank hält, weil er noch ſeinen Herrn kennt und ihm gehorcht und nachfolgt. Auch der Wuthkranke kennt ihn und folgt ihm in lichteren Stunden.

Eben ſo wenig iſt das Aufwärtstragen des Schwanzes ein ſichres Merkmal, daß keine Wuth vorhanden ſey. Das Hängen und Einziehen des Schwanzes iſt überhaupt kein ausſchließliches Zeichen der Wuth; denn es findet bei jedem ernſtlich kranken, oder geängſtigten und verfolgten Hunde ſtatt. Die von der Tollwuth befallnen aber tragen ihn anfangs gewöhnlich wie im geſunden Zuſtande.

Schließlich verlaſſe ſich auch Niemand auf den Irrwahn,

daß Hunde nur im Sommer und nicht in kalten Jahreszeiten, Hündinnen aber und verſchnittene Hunde, nur wenn ſie gebiſſen worden ſind, wüthend werden. Das ſogenannte Wurmſchneiden (das Ausſchneiden einer kleinen Sehne unter der Zunge) iſt ohnedieß kein Vorbauungsmittel. Alle Hunde ſind ohne Ausnahme und zu allen Jahreszeiten für die Wuth empfänglich.

Ihr lernt daraus, daß man bei keiner Hundekrankheit, wenn ſie nicht bloß ein äußeres Uebel iſt, ſicher ſeyn ſoll, am wenigſten wenn der Hund ſich ganz anders als gewöhnlich beträgt, unruhig umher läuft, ſich bald in dieſen, bald in jenen Winkel verkriecht, und, ohne zu knurren, um ſich beißt. Mag er dann immerhin noch trinken, in's Waſſer gehn, keinen Schaum vor dem Munde haben, und den Schwanz hoch tragen.

Das verdächtigſte Kennzeichen liegt in der Stimme. Bei wuthkranken Hunden verändert ſich dieſelbe gleich im Anfange; ſie wird rauh und heiſer und ihr Bellen beſteht nicht in abgeſetzten Schlägen, ſondern iſt ein Mitteldinq zwiſchen widrigem Heulen und Bellen, wobei der Hund gewöhnlich die Schnauze empor hebt, wie manche Hunde bei Muſik und Glockengeläut. Iſt dieſes rauhe und heulende Bellen mit den ſchon genannten Vorzeichen verbunden, ſo iſt der förmliche Ausbruch der Wuth höchſt wahrſcheinlich, und man thut am beßten, das Thier ungeſäumt zu tödten. Erſt im höchſten Grade der Wuth, den man nicht abwarten ſollte, ſtellen ſich folgende Kennzeichen und Zufälle zuſammen ein: Das Thier kennt ſeinen Herrn gar nicht mehr; ſchäumt; hält den Mund beſtändig offen; ſtreckt die Zunge ganz bleifarbig heraus; die Augen werden roth und fließend; die Haare ſträuben ſich; der meiſt angeſchwollne Kopf hängt gegen die Erde, und die Spitze des Schwanzes

iſt zwiſchen die Beine gezogen; der Hund knirſcht dabei mit den Zähnen; verliert die Stimme faſt ganz; ſucht immer zu flüchten, und läuft wild, ohne Aufhalt, und ohne auf dem Wege zu bleiben, umher. Alles was ihm in den Wurf kommt, fällt er, ohne einen Laut von ſich zu geben, an; ſchnappt und beißt nach Allem; geſunde Hunde fliehen vor ihm, wagen es ſelten ihn anzubellen, und ſind muthlos, wenn er ſie anfällt. — Gegen das Ende wirft ſich der wüthende Hund öfters zu Boden; ſteht ſchwach wieder auf; ſchäumt immer heftiger; bekommt Zuckungen und ſtürzt endlich plötzlich todt zur Erde. Dieſe letztere heftige Aeuſſerung der Wuth dauert ſelten länger als 3—4 Tage. —

So wie man die erſten dieſer Wahrzeichen bemerkt, muß man ſchon den Hund ſorgfältig einſperren und bei weitern Anzeigen tödten.

Hat aber gleichwohl Jemand das Unglück, von einem wüthenden Thiere gebiſſen zu werden: ſo kommt das Meiſte auf ſchleunige Vorkehrung an, daß das Wuthgift nicht von den Saugadern aufgenommen und in die Blutmaſſe gebracht wird. Da man gar oft keinen verſtändigen Arzt ſogleich bei der Hand hat, ſo ſollte Jedermann wiſſen, was im erſten Augenblicke zu thun ſey.

Alles was das Wuthgift auf der Stelle einſaugt, wegſchafft oder verhärtet, ehe es in unſre Säfte übergeht, iſt nützlich. Man reibe daher ſogleich Schießpulver in die Wunde und zünde es an. Noch ſichrer iſt es, wenn man die Wunde mit einem glühenden Eiſen ſorgfältig ausbrennt; aber es muß ungeſäumt geſchehen. Thorheit iſt es, wenn man irgend einem Eiſen eine beſondre Kraft zuſchreibt und meilenweit nach demſelben läuft. Den durch das Brennen entſtandenen Schorf nimmt man zur größern Vorſicht darauf wieder ab, wäſcht die Wunde mit Salzwaſſer und verbindet

ſie noch mit einem Blaſenzuge. Oder man ſchneidet, wenn die Wunde klein iſt und der Ort es erlaubt, die Wunde mit einem ſcharfen Meſſer ganz aus, oder erweitert ſie durch kleine Einſchnitte, daß eine ſtärkere Blutung erfolgt, wäſcht ſie darauf mit lauwarmem Salzwaſſer, oder mit verdünnter Seifenſiederlauge mehrmals aus; taucht Wundfäden (aus linnenen Läppchen gezupft) in dieſes Waſſer und verbindet damit die Wunde, bis man Spaniſchfliegen-Pulver herbeigeſchafft hat, welches man mit gleich viel Kochſalz in die Wunde reibt. — Der Erfahrung zufolge hat man über dieſem Liebesdienſte keine Anſteckung zu fürchten, wofern man nur an den Fingern ſelbſt keine Wunde hat; denn nur wenn das Wuthgift in Wunden kommt, iſt es anſteckend. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß man nach der Berührung, Auswaſchung oder Verbindung einer Bißwunde ſeine Hände ſorgfältig waſchen muß. Geht der Biß nicht durch die Haut, ſo daß man nur eine gequetſchte Stelle da wahrnimmt, wo der Hund angepackt hat: ſo iſt es genug, wenn man den Ort mit Seifenſiederlauge oder ſtarkem Salzwaſſer wäſchet und dann Spaniſchfliegen-Pflaſter darauf legt. Für die weitere Behandlung des Gebiſſenen muß ein Arzt und für Erhaltung eines guten Muthes Jedermann ſorgen, der um den Gebißnen iſt; denn Angſt und Bangigkeit vermehrt überhaupt, und in dieſem Falle beſonders, die Gefahr.

Weniger gefährlich iſt der Biß giftiger Schlangen in unſerm Vaterlande. Unter den innländiſchen iſt bloß die europäiſche Natter (oder gemeine Otter) und die Kreuzotter giftig; aber nicht leicht ſtirbt Jemand an ihren kleinen Bißwunden, und wenn man ſogleich auf der verwundeten Stelle einige Einſchnitte macht und die Wunde mit Urin oder laulichem Salzwaſſer wäſcht, dann etlichemal mit Baumöl beſtreicht, dieſes über Kohlen wohl einziehen läßt und dar-

auf mit im Baumöl getauchten Wundfäden verbindet, ſo hat es gar keine ſchlimme Folgen.

Wir fahren indeß, nach dieſer Einſchaltung, zu welcher mich die Erwähnung der Einſaugungsgefäße an der Oberfläche des Körpers veranlaßt hat, im Denkfreunde weiter fort.

Noch viel gröſser ist die Menge offener Saugaderspitzen in dem Magen und in den Gedärmen, wo sie unablässig aus den aufgelös'ten Nahrungsmitteln die beſsten Säfte, den sogenannten Milchsaft, einsaugen. Nicht minder finden sich unzählige Saugadermündungen im Zellengewebe und überall, wo Pulsaderspitzen ihre Säfte in Ueberfluſs absetzen. Auch diese Säfte werden von ihnen wieder eingesogen und dem Blute auf's Neue zugeführt.

Ihr müſst nämlich wissen: die sämmtlichen Saugadern stehn eben so, wie die Aeste der rothblütigen Adern, miteinander in Verbindung und vereinigen sich nahe am Herzen in Einen starken Stamm, welcher die eingesogenen farblosen Säfte in die Blutadern, durch diese in das Herz und so weiter fort durch den ganzen Körper führt. Ihr seht also, liebe Kinder, daſs wir eigentlich diesen weniger bekannten, feinen, an ihren Mündungen offenen Aederchen den Zufluſs und die Mittheilung aller Nahrungssäfte verdanken, und daſs sie daher eben so wichtig sind, als die allbekannten Schlag- und Blutadern.

Die sämmtlichen Adern bestehen nicht, wie es scheint, aus einer einzigen schlauchartigen Haut, sondern aus mehreren übereinander liegenden feinen Häuten: die Pulsadern aber sind am stärksten, weil sie, so oft das Herz frisches Blut in sie sprützt, sich gleichfalls zusammenziehen müssen, um das in ihnen schon vorhandene, in den immer enger werdenden Adern weiter fortzuschaffen, bis es in die rückwärts-

führenden und allmählich sich wieder erweiternden (in die sogenannten Blutadern) kommt, wo es keiner Nachhülfe mehr bedarf; daher auch die Blutadern nicht pochen (pulsiren). Die Schläge der Pulsadern (die man deſswillen auch Schlagadern nennt) fühlt man am deutlichsten an den Schläfen, an den beiden Seiten des Halses und an der Handwurzel, wo sie ganz nah unter der Haut liegen. Die meisten stärkern Pulsadern liegen indeſs tief und von Muskeln bedeckt, damit sie nicht so leicht verletzt werden können. — In der ersten Kindheit schlägt der Puls wohl 120 mal in einer Minute; im dritten Jahre nur etwa 96 mal; im 25sten Jahre 75; im 50sten 70, und im 70sten Jahre nur etwa 60 mal. Dieſs gilt jedoch nur vom gesunden Zustande des Menschen und ist nicht allzu genau zu nehmen. — Wie oft schlägt also der Puls in einer Stunde, wenn er in jeder Minute 120 — 96 — 75 — 70 — oder 60mal pocht? — Bei mittlerer Schnelligkeit des Pulses soll das Blut den Weg durch alle Theile des Körpers in jeder Stunde 24mal zurücklegen. Wie oft also in 24 Stunden? — *)

Der Umlauf des Blutes leistet uns einen fünffachen Dienst. Er befördert erstlich die Mischung des Blutes, 2tens, er verhütet das Gerinnen und Faulwerden desselben; 3tens, er sondert untaugliche Säfte ab; 4tens, er gibt uns Wärme, und verbreitet endlich 5tens die nährenden Theile bis in's Innerste und Aeusserste des Körpers. Aber welch ein Wunder Gottes, daſs im gesunden Zustande immer die angemeſsnen Säfte in den so verschiedenartigen Theilen ausgeschieden werden! Wie unerklärbar ist der Bildungstrieb, vermöge dessen jede Verwandlung der Speisen in Theile unseres Körpers, den

*) Nach Andern ist diese Angabe viel zu hoch.

strengsten Gesetzen folgt! Welch ein Wunder ist die Verwandlung selbst!

Ein erwachsener Mensch hat gewöhnlich 24 bis 28 Pfunde Blut. Nicht immer ist ein schneller Puls, oder Andrang des Blutes gegen den Kopf ein Beweis von Vollblütigkeit. Man sollte daher auch nicht sogleich zum Blut-Abzapfen schreiten.

Eigentlich iſt bei Vollblütigkeit der Puls nie ſchnell, wenn nicht ein andrer Reiz mitwirkt; vielmehr iſt er langſam, voll und etwas hart. Aber auch dieſer Puls (ſelbſt in Verbindung mit Andrang des Blutes nach dem Kopfe) kann ohne Vollblütigkeit ſtatt finden; daher ſind im letzten Falle bloß ableitende Mittel, z. B. Fußbäder und kalte Ueberſchläge auf dem Kopfe, rathſamer, als eine Aderläſſe, welche ſogar bei wahrer Vollblütigkeit nicht immer nothwendig iſt.

Die Vollblütigkeit hebt sich oft viel besser durch Mäſsigkeit im Essen und Trinken und durch viele Leibesbewegung, als durch Aderlassen; denn das abgezapfte Blut ist gar bald wieder ersetzt. Dickes und zähes Blut verdünnt man am beſsten durch Wassertrinken, Mäſsigkeit und Bewegung. Wer zu oft und zu viel Blut abzapfen läſst, bekommt endlich Nervenschwäche, Bleichsucht, Wassersucht, Schwindsucht. Zur rechten Zeit kann eine Aderlässe vom Tode retten; zur Unzeit angewandt aber in's Grab stürzen. Man sollte daher lieber einen geschickten Arzt, als den Kalender fragen, ob eine Aderlässe gut oder nicht gut sey. Hundstage, Mondsbrüche, himmlische Zeichen, Tag- und Nachtgleichen u. s. w. haben keinen Einfluſs darauf. — Nur Blutadern (zurückführende Adern), nicht Pulsadern, dürfen geöffnet werden; die Meinung aber, daſs die Oeffnung gewisser Adern in gewissen Fallen vorzüglich wirksam sey, ist Aberglaube.

Wie manche Flüſſe auf ihrem Laufe verſchiedene Namen erhalten, ſo auch die Adern, als z. B. am Kopfe die Stirnader; am Halſe die Droſſelader; am Arme die Medianader; an der Hand die Salvatellader; am Fuße die Gicht- und Roſenader ꝛc. Bei Tollheit öffnet man zuweilen die Stirnader; an Erſtickten, Erhenkten ꝛc. die Droſſelader; bei heftigen Bruſtbeklemmungen, oder wenn man den Fuß nach der Aderläſſe nicht ſchonen kann, eine Ader am Arme; übrigens iſt es am ſicherſten, eine Fußader zu wählen, weil hier die Adern am dickſten, folglich am leichteſten zu treffen und am wenigſten mit einer Pulsader zu verwechſeln ſind.

Jede schnelle Reibung macht Hitze. Auch das Blut erhitzt sich während seines schnellen Umlaufs. Um ihm nun beständig frische Lebensluft *) zuzuführen und schädliche Ausdünstungen desselben abzuleiten, wieſs ihm Gott seinen Weg durch

die Lungen

an. Das Blut hat nämlich vom Herzen aus einen doppelten Kreislauf. Den ersten von der rechten oder vordern Hauptkammer durch die Lungen in die linke oder hintere Vorkammer; den zweiten von der linken Hauptkammer, in welche es aus der Vorkammer kommt, durch den ganzen Körper in die rechte Nebenkammer; dann wieder in die anstoſsende Hauptkammer u. s. w. **)

Die Lunge ist ein schwammiges, aus zahllosen häutigen Zellchen bestehendes, von einer Menge zarter Aeder-

---

*) oder, wie man sie jetzt gewöhnlich nennt, Sauerstoffgas.

**) Man vergleiche das Seite 338 eingerückte Bild. Der Kreislauf B — C geht durch die Lungen; der Kreislauf D — A durch den ganzen Körper.

chen und wenigen Nerven durchflochtenes Gewebe, welches mit der Mundhöhle, vermittelst der *Luftröhre*, zusammenhängt. Erweitert sich die Brusthöhle, so dringt die Luft von selbst durch die Luftröhre ein, wie durch die Klappen-Oeffnung eines aufgezogenen Blasebalgs. Nahe vor dem Anfange der Lunge theilt sich die Luftröhre in zwei starke Aeste, weil die Lunge aus zwei sogenannten Flügeln besteht, deren jeder alle Minuten wohl 16 mal mit frischer Luft versorgt seyn will. Die Luftröhre (welche man mit dem hinter ihr liegenden Schlunde nicht verwechseln darf) besteht auf der Vorderseite aus lauter Knorpel-Ringen, wie ihr deutlich am Halse fühlen könnt, und nimmt in dem sogenannten Kehlkopfe durch eine schmale Ritze, die sich erweitern und verengen läſst, die Luft auf.

Je enger dieſe Ritze iſt, deſto höher iſt der Ton, wie beim Weibe; je weiter, deſto tiefer, wie bei der Baßſtimme des Mannes. Je tiefer wir den Kehlkopf und mit ihm die Stimmritze abwärts ziehen, deſto mehr kann ſie erweitert werden und deſto tiefer klingt der Ton. Je höher der Kehlkopf emporgezogen wird, was ihr äußerlich am Halſe fühlen könnt, deſto höher wird die Stimme.

Daß die Natur in der Regel dem Manne die Baßſtimme verliehen habe, zeigt ſchon der Umſtand, daß der Kehlkopf (der ſogenannte Krüps oder Adamsapfel), in welchem ſich die Stimmritze befindet, bei Männern größer als bei Frauen iſt und weiter unten ſitzt.

Da aber über diese Ritze (*Stimmritze*) alle Speisen und Getränke weggleiten müssen: so hat der weise Schöpfer den Kehlkopf mit einem *Deckel* versehen, welcher beim Schlucken jedesmal niedergedrückt wird. Ohne diese Vorrichtung würden wir bei jedem Bissen Brotes in Gefahr seyn, zu ersticken; denn die Lunge duldet nicht

das kleinste fremde Körperchen. Mit Gewalt, unter krampfhafter Hemmung des Athems, sucht sie es wieder auszustoſsen, und gelingt ihr das nicht in kurzer Zeit, so müssen wir ersticken. Es ist daher höchst gefährlich, kleinen Kindern, die sich nicht zu helfen wissen, andre, als zu Brei gekochte Speisen zu geben, oder sie mit Bohnen und dergl. Dingen spielen zu lassen, die sie in den Mund nehmen und leicht in die Luftröhre bringen können.

Auch an zu großen Biſſen, welche **bloß** im **Schlunde** ſtecken bleiben, kann man erſticken; denn da die Luftröhre nur an der vordern Seite Knorpel hat: ſo preßt ein zu großer Biſſen in dem hinter ihr liegenden Schlunde die weiche Haut derſelben ſo ſtark einwärts, daß beinahe keine Luft mehr durchdringen kann. Das würde freilich nicht ſeyn, wenn die Knorpelringe um die ganze Gurgel herumliefen; dafür aber hätte der Schlund dann nicht genug Raum zur Ausdehnung. Der Gefahr, an zu großen Biſſen zu erſticken, kann man ja zuvorkommen, wenn man dergleichen den kleinen Kindern nicht gibt, und was man ſelbſt genießt, hinreichend kaut.

Die Lungen nebst dem Herzen liegen, von dem Magen und den übrigen Eingeweiden abgesondert, in der Brusthöhle. Ein hautförmiger Muskel, das sogenannte **Zwerchfell**, ist unter ihnen, in der Gegend des Herzgrübchens, quer über gespannt. So oft wir Athem holen senkt sich das Zwerchfell gegen den Magen hinab und zugleich heben sich die Rippen empor, um der Lunge den nöthigen Raum zur Ausdehnung zu verschaffen; alle Luftbläschen füllen sich mit frischer Luft, und das Blut der feinen Aederchen nimmt aus ihr das Beſste zu sich. Ist das geschehen, so fühlen wir den Drang, die übrige Luft wieder auszustoſsen. Das

Zwerchfell steigt wieder empor, die Rippen senken sich, die übrige Luft strömt aus, und zugleich mit ihr der unreine, warme Dampf, welcher sich aus den feinen Aederchen vom Blut abgesondert hat.

Laſst uns nun die Vortheile, welche die Lungen uns gewähren, in's Kurze zusammenfassen:

1) Ohne sie würden wir nicht im Stande seyn, einen Ton von uns zu geben; denn zum Sprechen, Singen etc. ist die Lunge so unentbehrlich, als der Blasebalg zum Orgelspiel; daher auch alle lungenlose Thiere (Fische, Insecten und Würmer) stumm sind.

Diejenigen Inſecten, welche gleichwohl einen Laut hören laſſen, bringen ihn nicht durch Lungen, ſondern auf andre Weiſe, wie z. B. die Grille durch ſchnelle Reibung der Flügel auf den Springfüßen, hervor.

2) In der Lunge nehmen die Adern den edelsten Theil der eingeathmeten Luft, die sogenannte Lebensluſt auf, ohne welche kein thierischer Körper bestehen kann. Essen und Trinken können wir tagelang entbehren; wird aber die Luft unsrer Lunge nur einige Minuten ganz entzogen, so ist es um unser Leben geschehen.

3) Eine Menge unreiner Dünste, welche das erhitzte Blut aus den feinsten Pulsadern von sich stöſst, werden durch das Ausathmen weggehaucht. Wie beträchtlich diese Aushauchung, verbunden mit der Ausdünstung der ganzen Oberfläche des Körpers, seyn müsse, erhellt besonders aus der Beobachtung, daſs ein Mensch, der täglich 4 Pfunde Speise und Trank zu sich nimmt, nur 2 Pfunde durch die gewöhnlichen Ausleerungen wieder von sich gibt, und gleichwohl nach Jahr und Tagen an seinem Gewichte zuweilen mehr ab- als zugenommen hat. — Wie viel hätte er in

365 Tagen an Gewicht zunehmen müssen, wenn täglich 2 Pfunde Nahrungssäfte zurückgeblieben wären?

4) Die von dem Ein- und Ausathmen beständig in Bewegung gesetzte Lunge befördert endlich auch den Kreislauf des Blutes.

Dieß Niederſinken wirkt auch ſehr wohlthätig auf die Bewegung des Darmkanals, beſonders beim Stuhlgange, wobei wir durch Einathmen der Luft einen Druck auf die vollen Gedärme vermittelſt des Zwerchfelles hervorbringen.

Wenn ihr das bisher Gesagte gefaſst habt, liebe Kinder, so könnt ihr daraus allerlei Regeln für die Erhaltung eurer Gesundheit abziehen:

1) Soll die Lunge beim Einathmen aufschwellen, so muſs sie freien Spielraum haben. Jedes langwierige Zusammenkrümmen und jedes harte Widerlegen der Brust gegen einen vesten Körper, besonders eine zu enge Bekleidung, ist daher schädlich; denn es wird dadurch das freie Anschwellen der Lunge gehindert. (Bei welchen Arbeiten krümmt man die Brust zusammen? Bei welchen legt man sich gegen harte Körper? Auch in der Schule habt ihr ein Geschäft, bei welchem sich Viele zu hart gegen die Tafel legen? Welches?)

Auch ein zu ſehr gefüllter Magen hindert den freien Spielraum der Lunge; daher wir unmittelbar nach dem Eſſen, beim Laufen, Tanzen ꝛc. uns engbrüſtig fühlen.

2) Sind die zahllosen Aederchen in der Lunge so fein, daſs man sie zum Theil mit bloſsem Auge nicht einmal unterscheiden kann: so folgt daraus, daſs ein zu heftiger Andrang des Blutes schädlich seyn müsse, indem er die feinen Adern leicht zersprengen, oder bis zur Entzündung erhitzen kann. Beides geschieht besonders durch unmäſsi-

ges Tanzen, durch zu heftigen Zorn und durch unmäſsig lautes und langes Singen und Sprechen, wodurch nicht selten ein Blutsturz, oder eine Lungenentzündung und ein darauf folgendes Lungengeschwür erzeugt wird. Aehnliche Folge hat auch häufig der unmäſsige Genuſs hitziger Getränke.

Nicht minder ein langwieriger und vernachläſſigter Katarrh, welcher durch Entzündung der Schleimhaut in der Luftröhre nicht ſelten Vereiterung veranlaßt. Man ſollte daher nicht jeden Katarrh für eine Kleinigkeit achten. Iſt er mit ſtarkem Huſten verbunden, ſo kann er Blutſpeien erregen.

Da die meiſten Katarrhe von unterdrückter Ausdünſtung herrühren: ſo iſt auf alle Fälle Wiederherſtellung der Ausdünſtung das Beßte, und dieſe bewirkt man am wohlfeilſten, wenn man ſich warm anzieht, beſonders die Bruſt und die Füße warm hält und vor Schlafengehen ein Paar Taſſen Hollunderthee (Fliederthee) trinkt. Bewegung in milder und reiner Luft iſt im Katarrh mehr nützlich als ſchädlich. Uebrigens muß man während deſſelben Wein, Branntwein und ſtarkes Bier, ſtark geſalzne, zähe und klebrige Speiſen meiden und ſich beſonders an ſchleimige Suppen und an Wurzelgewächſe halten. Auch Fußbäder vor Schlafengehn ſind nützlich.

Iſt der Huſten ſehr trocken: ſo thut es gute Dienſte, wenn man den Dampf von warmem Waſſer, in welchem Leinſamen abgekocht iſt, öfters einathmet. Allbekannt iſt es, daß in ſolchen Fällen Candiszucker, beſonders geſtoßen und mit Eigelb vermengt, Süßholzſaft, oder auch eingekochter Saft von gelben Rüben, Fenchelthee ꝛc. ſehr nützlich ſind.

3) Vorzüglich schädlich ist es, wenn man aus zu groſser Wärme plötzlich in die Kälte tritt, oder mit einem kalten Trunke die Hitze löschen will. Warum? — — Durch die plötzliche Kälte ziehen sich die feinen Blutgefäſse der

Lunge schnell zusammen; es folgt ein Stocken, welches zuweilen Lungengeschwüre, zum wenigsten einen Katarrh veranlaſst, der, wenn er mit starker Entzündung verbunden ist, das Leben kosten kann. Das beſste Mittel dagegen ist, wieder hergestellte Ausdünstung durch Hollunderthee.

Wärme und Kälte, wenn beide nicht das Maſs überschreiten, sind indeſs an und für sich so schädlich nicht; beide werden es erst durch zu schnellen Wechsel. Aus dem Grunde lieſs auch Gott Sommer und Winter nicht unmittelbar auf einander folgen, sondern machte einen allmählichen Uebergang von einem zum andern durch den Herbst und Frühling.

4) Da die eingeathmete Luft das Blut in der Lunge erfrischen soll: so versteht sich von selbst, daſs die Luft um ein Merkliches kühler seyn müsse als das Blut. Der entsetzliche Qualm von Ofenhitze, in welchem so viele Menschen den gröſsten Theil des Jahres zubringen, ist also schon aus diesem Grunde höchst nachtheilig; er wird es aber noch weit mehr, weil er die Ausdünstung zu sehr befördert, also den Körper schwächt, und für die Verkältung empfänglich macht.

Nach Reaumurs (ſpr. Romürs) Thermometer ſind uns 15 bis 10 Grade Wärme am zuträglichſten. Doch kommt in dieſer Hinſicht viel auf die Gewohnheit an. Der Grönländer befindet ſich in einem Wärmegrad wohl, der dem Neapolitaner Kälte zu ſeyn dünkt. Kleine Kinder brauchen mehr Wärme als Erwachſene, und Schwächliche mehr als Starke.

5) Die rechte Temperatur zwischen Wärme und Kälte der Luft ist indeſs nicht allein genug, um sie uns zuträglich zu machen. Noch weit mehr kommt auf die Bestandtheile der Luft selbst an. — Die in unserm Dunstkreise

verbreitete Luft ist nämlich aus mehreren ganz verschiedenen Luftarten zusammengesetzt. Nicht aber jede Luftart ist uns gesund, sondern nur die sogenannte Lebensluft. Von dieser ist unter die groſse Luftmasse gerade so viel gemengt, als unsere Lunge bedarf. Anders aber verhält es sich in verschlossenen Zimmern. — Ihr habt wohl Alle schon gehört, daſs Leute, die sich in tiefe, verfallne Brunnen oder Gewölbe hinabgewagt haben, bloſs an der darin befindlichen Stickluft gestorben sind. Sonst schoben einfältige Leute auf einen Basilisken die Schuld. Alle Weinländer wissen, daſs, wenn viel Most im Keller gährt, alle Luftlöcher geöffnet werden müssen, ehe man hinein geht, weil man in der aus der Gährung sich entwickelnden sogenannten fixen Luft *) leicht ersticken kann. Bergleute scheuen nichts so sehr, als böse Luft in ihren Schachten. In solchen, für uns Menschen ungesunden oder gar tödlichen Luftarten brennt nicht einmal ein Licht, daher man auch durch eine in alte Brunnen hinabgelaſsne Laterne am beſsten erfahren kann, ob man sich in ihren Dunstkreis wagen dürfe oder nicht. Löscht das Licht aus: so ist es ein Zeichen, daſs der Mensch in der Stickluft umkommen würde.

Zwar findet man in der allgemeinen freien Luft immer auch diese, der thierischen Natur schädliche, den Pflanzen aber nützliche, Luftarten; ihre schädliche Wirkung wird indeſs durch die untergemengte Lebensluft aufgehoben. Nicht so in verschlossenen Zimmern! Hier kann leicht durch Kohlen- und Lichtdämpfe, durch Ausdünstungen des frischen Kalks, des Firnisses, der Ofenschwärze, des in der Ofenröhre verschütteten Fettes, der Wäsche, stark riechender Blu-

*) welche von Scheidekünstlern jetzt Kohlensaures Gas genannt wird.

men etc. die Luft mit schädlichen Theilen so überladen werden, daſs das Biſschen Lebensluft nicht mehr zureicht, die ungesunden Luftarten zu überwiegen.

Dazu kommt noch: wenn viele Menschen in einem verschlossenen Zimmer beisammen sind, so athmen sie, wie ihr gehört habt, allmählich die vorhandene Lebensluft ein und nehmen sie in ihr Blut auf; die nicht tauglichen Luftarten aber stoſsen sie, vermengt mit den aus dem Blute der Lunge abgesonderten, erhitzten und ungesunden Theilen, wieder aus. Auf die Weise entzieht Jeder dem Andern die Lebensluft und hilft die zurückbleibenden, ohnedieſs schädlichen Luftarten, noch mehr verpesten.

Es ist daher eine groſse Thorheit, um eines Rothbrüstchens oder andern Vögelchens willen, oder aus Furcht, mit der frischen, gesunden Luft auch etwas Kälte in's Zimmer zu lassen, alle Fenster verschlossen zu halten, oder wohl gar zu verkleben. Geht nur des Morgens in eine Schlafkammer, in welcher mehrere Menschen die Nacht über geathmet und ausgedünstet haben: gewiſs ihr prallt vor der matten Luft, welcher fast alle Spannkraft und Lebensluft entzogen ist, beinahe zurück. In heiſsen Sommern erwachen wir daher oft mit einer ganz eigenen Bangigkeit, die nicht eher nachläſst, als bis wir durch ein Fenster der freien Luft Zugang verschafft haben.

Zum Beweise, wie in einem verschloſsnen, mit Menschen überfüllten Zimmer allmählich die Luft ganz und gar unbrauchbar werde, und wie die darin befindlichen Menschen bloſs durch ihr Athmen und Ausdünsten sich wechselseitig tödten können, will ich euch ein schreckliches Beispiel aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts erzählen:

Zu Calcutta in Bengalen (in Ostindien) hatten Eng-

länder die Einwohner des Landes sehr gegen sich erbittert. Eine kleine englische Veste, das sogenannte Fort William, wurde daher im Sommer 1756 von dem bengalischen Nabob (oder Statthalter) angegriffen und erobert, und die englische Besatzung, welche in 169 Mann bestand, Abends 8 Uhr in ein einziges, nur auf einer Seite mit zwei kleinen Fensterchen versehenes, Gefängniſs gesperrt, in welchem sie kaum zum Stehen Raum genug fand. Die armen Gefangenen fingen bald an heftig zu schwitzen, wodurch die Luft des Gefängnisses noch heiſser, und von unreinen Dünsten ganz überfüllt wurde. Um neun Uhr des Abends bekamen die Gefangenen schon einen so peinigenden Durst, daſs einige wüthend davon wurden, und andere in dieser ersten Stunde der Einkerkerung unter Verzuckungen den Geist aufgaben. Endlich wurde ihnen durch ein vergittertes Fenster Wasser in die aufgehaltenen Hüte gegossen. Vor Begierde darnach drängten sich aber alle in solcher Raserei nach dem Fenster, daſs viele der Vordern erdrückt und zertreten wurden. Das Meiste von dem Wasser wurde verschüttet, und was die Gefangenen wirklich genossen, löschte ihren brennenden Durst nicht. Um zwölf Uhr war schon die Hälfte dieser armen Leute todt. Als Morgens um 6 Uhr der Kerker geöffnet wurde, fand man nur noch 23 in höchst elenden Umständen am Leben.

Aus dieser auffallenden Geschichte könnt ihr lernen, daſs es nicht gesund sey, in Spinnstuben, Wirthshäusern und andern zahlreichen Gesellschaften, ohne Zutritt der freien Luft, lange beisammen zu sitzen.

Warum aber beſteht nicht die ganze Luftmaſſe aus Lebensluft?

a) Weil diejenigen Geſchöpfe, welche andre Luftarten

fordern, dann umkommen müßten; denn wie es viele Nahrungsmittel zur Auswahl gibt, ſo auch viele Luftarten;

b) Weil in lauter Lebensluft ſich unſre Lebenskräfte zu ſchnell verzehren würden. Die vermiſchte Luft, wie wir ſie gewöhnlich im Freien finden, verdient daher nur den Namen Lebensluft im eigentlichen Wortſinne;

c) Weil beim erſten Feuerfunken alles in Flammen auflodern würde. Selbſt Stahl brennt in purer Lebensluft (dephlogiſtiſirter Luft) in lichten Flammen, wenn man z. E. an eine in einem Korkſtöpſel beveſtigte Uhrfeder einen brennenden Schwamm ſteckt und ſie in eine mit ſolcher Luft gefüllte Glasflaſche (Bouteille) bringt.

Vorzüglich muſs in Krankenzimmern für reine Luft geſorgt werden, um Ansteckung der Gesunden zu verhüten und die Wiedergenesung der Kranken zu befördern. Die Luft aber wird nicht durch Wachholderrauch und andre Dämpfe gereinigt. Dies geschieht einzig und allein durch's Oeffnen der Fenster, welches aber freilich mit Vorsicht geschehen muſs, daſs nicht Zugluft den Kranken anwehe.

Sollte man in einer Krankenſtube, Trotz des übeln Geruchs, keine Fenſter öffnen dürfen, ſo thut man am beßten, wenn man eine flache Schale mit Eſſig auf den warmen Ofen ſtellt, damit ſich der Eſſig als Dampf verflüchtigt und die andern Dünſte verdrängt, verzehrt oder überwiegt. Im Sommer kann man das auf einem Kohlenfeuer bewirken, doch darf man die Kohlenpfanne nur kurze Zeit im Zimmer laſſen, damit nicht durch die Kohlen die Lebensluft verzehrt werde.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daſs zur Reinhaltung der Luft auch Reinhaltung des Zimmers und Wegschaffung alles dessen gehöre, was die Luft feucht und stinkend macht. Das beständige Ausdünsten der sogenannten Blasen (Wassertöpfe) hinter den Oefen ist namentlich ungesund.

Besonders muſs ich euch auf die Schädlichkeit der Lampen-Dämpfe aufmerksam machen. In manchen Gegenden hört man ungewöhnlich viel über Engbrüstigkeit klagen. Forscht man dem Grunde nach, so findet er sich meistentheils in der Gewohnheit, Lein-Oel zu brennen. In einer niedrigen Stube flammen da, oft halbe Winternächte durch, 3—4 Oellampen an eben so viel Webstühlen. Eine dieser Lampen würde schon der Lunge und Nase beschwerlich fallen. Denkt euch nun den Nachtheil für die Lunge, wenn man von so vielen Lampen den Qualm nicht nur während der Arbeit, sondern sogar auch im Bette noch einathmen muſs! Die Flammen allein verzehren schon viel Lebensluft; und hier kommt noch der abscheuliche Fettdampf dazu! Muſs da die Lunge nicht allmählich verderben? Man sollte daher, bloſs um der Lunge willen, Trichter anzubringen suchen, durch welche die Lichtdämpfe sogleich abgeleitet werden, wenn man auch übrigens gegen solch einen Rauchfang von Arbeits- und Schlafstube nichts einzuwenden hätte.

Ach die unglücklichen Menschen! So viele Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens müssen sie aus Armuth entbehren; und die Annehmlichkeiten, die sie unentgeltlich haben könnten, verschmähen sie aus Unwissenheit!

Was übertrifft das Vergnügen, aus freier Brust frische Luft zu schöpfen und Berg auf und ab mit leichtem Athem zu steigen! Wem aber verdanken wir dieses Wohlgefühl?

Wer leitet meines Blutes Lauf?
Wer lenkt des Herzens Schläge?
Wer regt die Lung' und schwellt sie auf,
Damit ich athmen möge?
Gott ist es, der dieſs alles thut!
Preis, Schöpfer dir! dir wallt mein Blut,
Mein Herz schlägt dir, o Schöpfer!

Eines höchstwichtigen Lebenswerkzeuges, ohne welches alle andern verschmachten müſsten, fuhr Richard fort, haben wir noch nicht gedacht. Es ist die allgemeine Garküche,

der Magen
nebst den übrigen Verdauungswerkzeugen.

Wie die Pflanzen an dem Nahrungsstoffe, den ihre Blätter aus der Luft einsaugen, nicht allein genug haben, sondern eines reichlichern Zuflusses durch die Wurzeln bedürfen: so muſs auch der menschliche Körper, ausser den nährenden Theilen, welche Haut und Lunge von der Luft aufnehmen, noch einen kräftigern Nahrungs-Zufluſs durch den Magen erhalten.

Dieser länglichrunde Sack im obersten Theile der Bauchhöhle, hart unter dem Zwerchfelle, welches die Eingeweide der Brusthöhle von den Eingeweiden der Bauchhöhle scheidet, ruht auf den unter ihm liegenden Gedärmen, und liegt mit seinem rechten Ende an der Leber, mit dem linken aber an der Milz, welche, wie wir in der Folge hören werden, zur Verdauung mitwirken.

Er hängt mit der Speiseröhre und den Gedärmen zusammen und ist im Grunde nichts anderes als die oberste und weiteste Ausdehnung des langen Schlauches, durch welchen die Speisen vom Munde bis zum After gelangen. Die Oeffnung, durch welche die Speisen in den Magen hinein kommen, findet sich nahe am Ende seines linker Hand liegenden weiteren Theiles und heiſst der Magenmund; die Oeffnung aber, durch welche die Speisen in die Gedärme dringen, ist am enger zulaufenden und rechts liegenden Ende des Magens, und heiſst der Pförtner.

Die Gedärme liegen wurmförmig in einander gewunden. Zieht man sie in eine gerade Strecke: so sind sie

sechsmal so lang als der ganze Mensch; betragen folglich bei einem Erwachsenen — — wie viel ungefähr?

Und warum iſt wohl der Darmkanal ſo lang? — Damit alle Speiſen durchaus verdaut und von den unzähligen Darmfaſern, welche die Nahrungsſäfte in das Gekröſe bringen, wo es von Saugadern aufgenommen und dem Blute zugeführt wird, auf dem langen Weg durch die Gedärme recht ausgeſogen werden.

Daſs sie nicht durchaus einerlei Weitschaft haben, sondern an einigen Stellen dicker, an andern dünner sind, habt ihr gewiſs an den Gedärmen der Schlachtthiere bemerkt. Nach der verschiednen Form, Lage und Dicke geben nun die Aerzte dem geschlängelten Darmkanal von einer Strecke zur andern verschiedne Namen. Das dünne Gedärme, welches am Magen anfängt, ist viel länger als das dicke. Zunächst am Magen heiſst es der Zwölffingerdarm, weil seine Länge nur etwa zwölf Fingerbreiten beträgt; diesem folgt der Leerdarm, und dann das letzte enge Stück, der Hüftdarm. Von da an erweitert sich das Gedärm und heiſst nun Dickdarm oder auch Blinddarm, welcher sich in den zum After führenden Mastdarm endet. Daſs die Speisen vom Magen aus bis zu dem Ausleerungskanal fortrücken, wird besonders durch Muskelfasern, von welchen die Gedärme abwechselnd gequetscht werden, bewirkt.

Wenn ihr aber nicht bloſs die verschiedne Form und Dicke, sondern auch die natürliche Lage der Gedärme an Schlachtthieren beobachtet habt: so muſs es euch so vorgekommen seyn, als ob in der Art und Weise, wie sie neben und über einander liegen, gar keine Regel statt fände. Das ist aber nicht so. Sie haben vielmehr ihre gesetzliche Lage, in welcher sie nicht sowohl durch die Bauchhaut und

durch das sogenannte Netz, als vielmehr durch eine eigne Fetthaut, die man das Gekröse nennt, zusammengehalten werden. Durch dieses Gekröse werden sie so gut untereinander verbunden, daſs nicht leicht eine Verschlingung vorgehen kann. Geschieht dieſs aber doch: so stocken die Speisen und treten am Ende durch den Mund wieder heraus, so daſs der Mensch eines elenden und schmerzhaften Todes sterben muſs. — Weit häufiger kommen die sogenannten Darmbrüche vor. Durch zu schweres und unvorsichtiges Heben, besonders bei ausgespanntem Leibe, durch zu starkes Emporlangen, heftiges Springen, Schreien, Singen, Husten, Niesen, Brechen u. s. w. wird das Gedärm zu sehr ausgedehnt. Die dünnern Stellen der Bauchhaut können nicht mehr genug Widerstand leisten; die Gedärme treten aus, und nur durch langes Tragen beschwerlicher Bruchbänder können junge Personen wieder geheilt werden. Bei Alten ist gewöhnlich keine Heilung mehr möglich. Sie nehmen ihre Gebrechlichkeit mit in's Grab.

Es iſt unzeitige Schamhaftigkeit, wenn man Brüche ſo lange verhehlt, bis man durch die höchſte Noth zum Geſtändniſſe gezwungen wird. Je frühzeitiger man Hülfe ſucht, deſto gewiſſer findet man ſie. Freilich aber muß man bei Sachverſtändigen Hülfe ſuchen und nicht etwa bloß durch ſympathetiſche Mittel oder durch elende Bandagen ſich ſelbſt helfen wollen. In den neuern Zeiten hat man elaſtiſche Bruchbänder von Stahl erfunden, die weit weniger beſchwerlich zu tragen ſind, als die ledernen, welche man ehehin hatte, und gleichwohl viel gewiſſer helfen, beſonders wenn die gebrechliche Perſon noch jung iſt und bei Zeiten ſie anlegt.

Vernachläſſigte Leibesſchäden haben oft ſchreckliche Folgen. Die Gedärme treten immer weiter aus, der Unrath ſtopft ſich an der Zuſammenſchnürung der Bauchhaut; tritt

zuweilen unter dem ſchmerzlichſten Erbrechen aus dem Munde heraus; der Brand kommt dazu und der unglückliche Menſch muß des elendeſten Todes ſterben.

Kinder! seyd vorsichtig und meidet den thörichten Stolz mancher jungen Leute, die durch unmäſsiges Heben und Tragen sich auszeichnen wollen.

In meinen jüngern Jahren kannte ich einen baumstarken fränkischen Bauerbursch. Bei allen Gelegenheiten lieſs er seine Stärke sehen. Einmal tanzte er mit einem ungewöhnlich dicken Bauermädchen, das er während des Walzers alle Minuten mächtig empor schwang. Die ganze Gesellschaft bewunderte seine Stärke. Das reizte den Goliath, noch eine auffallendere Probe seiner Muskelkraft zu geben. Er nahm *zwei* Tänzerinnen zugleich, packte sie während des Reihens zusammen und schwang — —; aber in dem Augenblick sank er in Ohnmacht zur Erde, und ehe 24 Stunden vergingen, lag der unverwüstlich geglaubte Mensch auf der Bahre. — Welch ein warnendes Beispiel für Alle, die durch ähnliche Wagestücke eine übermenschliche Stärke zu zeigen versuchen!

Nun nur noch ein Paar Worte über das *Verdauungsgeschäft*. — Gewöhnlich spricht man: der Magen *kocht* die Speisen. Eine Hitze, wie sie zum Kochen gehört, wird indeſs hoffentlich Niemand im Magen suchen.

Zur Verdauung wirken gemeinschaftlich:

1) Die Zähne, welche durch das Zermalmen der Verdauung vorarbeiten;

2) Der Speichel, welcher sich im Munde schon mit den Speisen vermengt und eine ganz eigene auflösende Kraft besitzt;

3) Der gleichfalls sehr auflösende Magensaft, mit wel-

chem die Speisen von den Aderspitzen der Magenwand beständig angefeuchtet werden, und die späterhin dazu kommende Galle nebst dem Bauchspeicheldrüsensaft;

4) Die Wärme des Magens und der Gedärme;

5) Die in den genoſsnen Nahrungsmitteln enthaltene Luft;

Luft und Wärme erzeugen bekanntlich verſchiedne Arten von Gährung, wodurch die öligen, ſalzigen, geiſtigen, wäſſerigen und erdigen Theile nicht nur geſchieden, ſondern auch aus ihnen ganz neue Dinge hervorgebracht werden, die gar nicht in ihnen enthalten zu ſeyn ſcheinen, wie z. E. beim Branntweinbrennen. Wer ſollte in dem Brotkorne einen ſo ſtarken Geiſt ſuchen, wie der iſt, den man daraus verfertigt? Eben ſo hilft die Gährung auch in unſerm Körper unbegreifliche Verwandlung der genoſſenen Speiſen und Getränke in Theile unſers Körpers erzeugen. Zur Verdauung wirkt aber auch mit —

6) Das beständige sanfte Reiben, welches theils durch die Muskelkraft der Magenhaut selbst, theils durch den Druck des Zwerchfells während des Athemholens, theils durch das Niederschlingen der Nahrungsmittel und durch die Bauchmuskeln bewirkt wird.

Wir müssen uns jedoch nicht vorstellen, als ob die ganze Verdauung im Magen vollendet würde. Nein, nur angefangen wird sie da.

In dem Zwölffingerdarm mischt sich erst, wie ich im Vorbeigehen schon erwähnt habe, die in der Milz vorbereitete, und in der Leber abgesonderte Galle, nebst dem sogenannten Bauchspeicheldrüsensafte, zu den halb verdauten Speisen, und beide helfen die Auflösung und Scheidung der Speisen gar vollenden.

Die Leber, welche dem Magen zur Rechten liegt, iſt,

wie ſchon geſagt, dazu beſtimmt, aus dem Blute die Galle zu ſcheiden und in die Gallenblaſe zu leiten. Iſt der Magen voll, ſo drückt er an dieſe Blaſe, daß ſich aus ihr ein Theil in den Zwölffingerdarm ergießt. Geſchieht das in zu großer Menge, ſo tritt die Galle bis in den Magen, und in dem Falle iſt ſie ſchädlich. Indeß muß man nicht glauben, daß alle Galle, welche man bei'm Erbrechen von ſich gibt, in dem Magen ſchon geweſen ſeyn müſſe; denn durch die Gewalt des Erbrechens wird ſie oft erſt dahin gebracht. Iſt zu wenig Galle vorhanden, ſo kann man oft auch durch bittre Heilmittel ihre verdauende Kraft einigermaßen erſetzen.

Bewunderungswürdiger als die Verdauung der Speisen, ist indeſs die Verwandlung derselben in Saft und Blut. Die ersten Werkzeuge dieser Verwandlung sind die unzähligen durch Magen und Gedärm verbreiteten Saugaderspitzen, welche das ihnen Anständige (den sogenannten Milchsaft) aufnehmen und den Gekrösdrüsen zuführen, wo es von neuen Saugadern aufgenommen, in die Blutadern gebracht, von diesen durch den ganzen Leib vertheilt, abgesetzt und in Theile unsers Körpers verwandelt wird. Könntet ihr es wohl glauben, wenn Jemand sich rühmte, er wisse Brot und Wasser in Fleisch, Blut, Knochen, Nägel, Haut und Haare zu verwandeln? — Gewiſs nicht! — Und doch geht diese wunderbare Verwandlung tagtäglich in unserm Körper vor, und unser Magen ist es, in welchem diese Verwandlung ihren Anfang nimmt.

Um aber eurem Magen sein Verdauungsgeschäft nicht zu erschweren, oder gar unmöglich zu machen, müſst ihr unter andern folgende Regeln beobachten:

1) Ueberfüllt den Magen nicht. Allzuviel ist ungesund! Zu voll gepfropft kann er die Speisen nicht gehörig untereinander mengen; der Magensaft, der nachher sich zumischende Gekrösdrüsensaft und die Galle reichen nicht zur Auflösung hin; die Speisen gehen groſsentheils unverdaut wieder ab und geben also wenig Milchsaft, folglich keine Nahrung. Nicht zu gedenken, daſs die übertriebene Ausspannung des Magens (um derenwillen das Zwerchfell beim Athmen sich nicht tief genug herabsenken kann) den freien Gebrauch der Lunge hindert, den gesunden Blutumlauf stört und uns zu allen ernstlichen Kopf- und Handarbeiten, selbst zu einem ruhigen Schlafe, ungeschickt macht.

2) Eſst nicht zu hastig und arbeitet dem Magen durch tüchtiges Kauen und Vermischen der Speisen mit Speichel vor. Gut gekaut, ist halb verdaut, sagt man im Sprüchworte.

3) Trinkt nicht zu viel unter und gleich nach dem Essen, um nicht den auflösenden Magensaft zu sehr zu verdünnen und unwirksam zu machen. Raucht auch, wenn ihr gröſser werdet, keinen, oder doch nicht zu viel Tabak, um nicht den zur Verdauung so nöthigen Speichel euch mit Gewalt abzuzapfen und wegzuspützen.

Wer beim Tabakrauchen viel Speichel auswerfen muß, ſollte ſich's daher ſchlechterdings abgewöhnen, und junge Leute ſollten es gar nicht anfangen. Die meiſten gewöhnen ſich, der Natur zum Trotz, an das Tabakrauchen, weil ſie es für etwas männlich Großes halten. Schon aus ökonomiſchen Abſichten ſollte man ſich aber nicht an den theuern Rauch gewöhnen, da man nicht weiß, ob man nicht einſt an wahren Bedürfniſſen des Lebens Noth leiden wird. Wie würde mancher Tabaksraucher erſtaunen, wenn er die Summe

vor ſich ſähe, welche ihm Pfeifen, Tabak und überflüſſiges Getränk, das er nur um des Rauchens willen zu ſich nehmen mußte, in ſeinem Leben gekoſtet haben! Wenn ich auf jeden Tag nur einen einzigen Groſchen rechne, ſo macht es in zwanzig Jahren ſchon über 365 fl.

Wie thöricht iſt's, ſich Vieles nöthig machen,
Das theuer iſt und deß man nicht bedarf!

4) Macht euch nach dem Essen gelinde Bewegung. Gleich darauf sitzen, oder zu schwer arbeiten, ist der Verdauung hinderlich. Am schädlichsten ist starke Anstrengung des Geistes unmittelbar nach Tische.

5) Glaubt nicht, dafs Branntwein auf das Essen der Verdauung in allen Fällen förderlich sey. Er hindert sie vielmehr oft. Kein Getränk befördert die Verdauung so sehr, als Wasser. Kinder sollten überhaupt gar keinen Branntwein trinken. Dieses flüssige Feuer hindert das Wachsthum, erzeugt Schärfe, Hautkrankheiten, Trockenheit und Steifigkeit der Fasern, Husten, Engbrüstigkeit und Lungenkrankheiten, und, was das Schlimmste ist, eine schreckliche Abstumpfung des körperlichen und geistigen Gefühls.

Auch über das leidige Branntweintrinken muß ich die nämliche Bemerkung machen, wie über das Tabakrauchen. Wer täglich nur 6 kr. in Branntwein unnöthiger Weiſe vertrinkt, verſchwendet alle Jahre 36½ und in zwanzig Jahren über 730 fl.

Branntwein ſollte ſchlechterdings nur als Arznei gebraucht werden und nicht als tägliches Getränk. Konnten die Menſchen vor einigen Jahrhunderten, wo man den Fruchtbranntwein noch gar nicht kannte, dieſes nun leider! zum Bedürfniß gewordene Getränk im gemeinen Leben ganz entbehren und dabei geſund und ſtark bleiben, warum nicht

auch jetzt noch? — Hat man aber einmal die Natur an dieſes heftige Reizmittel gewöhnt, ſo iſt man kraftlos und zu allem untüchtig, bis man die ſchlummernden Lebensgeiſter mit Branntweingeiſt geweckt hat. Daraus entſteht am Ende gänzliche Erſchöpfung. Der Krankheiten gar nicht zu gedenken, in welche die Berauſchung ſtürzt. In Krankheiten aber ſind die ausgepichten Branntweintrinker doppelt übel daran; denn ſie ſind gegen andre Reizmittel, alſo auch gegen Arzneien, ſo abgeſtumpft, daß letztere beinahe gar nichts mehr fruchten.

Wie recht hat daher ein berühmter Arzt, wenn er ſagt: die geiſtigen Getränke würgen mehr als das Schwert und ergreifen beide Geſchlechter. Sie freſſen die Güter durch Unordnung und verderben die Tugend der Menſchen. Kurz, ſie füllen die Kirchhöfe mit voreiligen Leichen, ſie füllen die Gefängniſſe, die Blutgerüſte und — die Hölle.

Damit wird indeß der mäßige Genuß des Branntweins, als Heilmittel, nicht verworfen; nur tägliches Getränk ſoll er nicht werden, und Kinder müſſen ſich deſſelben ganz und gar enthalten; denn durch das Branntweinnippen lernen ſie das ſchädliche Branntweintrinken. Erwachſen kann man aber nach dem Genuſſe ſchwer verdaulicher Speiſen, oder nach Ueberladung des Magens, einen Schluck rein abgezogenen Branntwein zur Beförderung der Verdauung zu ſich nehmen.

6) **Sucht euer Gemüth so viel möglich in heiterer Stimmung zu erhalten. Heitere Seelenstimmung befördert die Thätigkeit aller Lebenswerkzeuge, also auch die Verdauung und Verwandlung der Speisen in Saft und Blut. Die Einflüsse des Geistes auf den Körper sind eben so groſs, als die des Körpers auf den Geist.**

7) **Endlich braucht es wohl keiner Erwähnung, daſs**

man auch in der Wahl der Speisen die goldne Regel nicht vergessen dürfe: Prüfe, was deinem Leib gesund ist, und was ihm ungesund ist, das gib ihm nicht. Obst und Wein sind z. E. denen ungesund, die an Magensäure leiden, obgleich beides an und für sich nicht schädlich ist und gesunden Mägen sehr wohl bekommt. Es gibt aber auch Nahrungsmittel, die fast auf alle Menschen nachtheilig wirken.

Unverdaulich und die Säfte zäh machend sind z. B. alle zu klebrigen Speisen und diejenigen, welche sich schon während des Kauens zusammenballen; z. B. unausgekochter, kleisterartiger Brei, frischgebacknes Brot etc. Besonders unverdaulich sind die warmen dünnen Kuchen, die man so häufig aus Brot-Teig in der gröſsten Ofenhitze bäckt.

Unverdaulich sind ferner alle zu fetten Sachen; desgleichen die Pilze oder Schwämme, und, wie sich von selbst versteht, alle zu harten Körper, z. E. Steine von Kirschen, Pflaumen etc.

Solltet ihr aber glauben, Kinder, daſs es gleichwohl Menschen gibt, die um's Geld, oder zur Stillung ihrer unmäſsigen Eſslust, die allerunverdaulichsten Sachen, z. E. Kieselsteine zu sich nehmen?

Ein solcher Mensch starb im Jahre 1771 zu Ihlefeld. Er war aus Passau gebürtig und hieſs Joseph Kolnicker. Seine Mutter und Groſsmutter verschluckten schon, um den zu sehr ausgeweiteten Magen zu füllen, Kieselsteine. Das that auch der junge Kolnicker. Als er einmal nach Holland reisen muſste, und auf dem Wege erfuhr, daſs er da keine Kieselsteine antreffen würde, nahm er aus Deutschland ein ganzes Säckchen voll mit und schleppte es auf dem Rücken bis nach Holland.

Ueberhaupt war er ein Vielfraſs und soll einmal binnen 8 Stunden 2 ganze Kälber zu sich genommen haben.

Wollt ihr wohl auch solche Kolnickers werden? — Was für Nachtheile haben die Vielfresser von ihrer Gefräſsigkeit in Ansehung ihrer Gesundheit? ihrer Arbeit? und ihres Vermögens? — Wodurch könnt ihr alle nach und nach Vielfresser werden?

Noch mehrere Geſellſchaftsſtücke zu unſerm Kolnicker könnt' ich anführen; aber nur von Einem Freſſer will ich euch noch erzählen, gegen den Kolnicker ein wahrer Stümper war. Er ſtarb im Jahre 1754 zu Wittenberg und iſt unter dem Namen Freßkahle bekannt. Wenn er bei gutem Appetit war, ſo leerte er nicht nur die größte und vollſte irdene Schüſſel aus, ſondern verzehrte zum Nachtiſche die Schüſſel ſelbſt, die er mit großem Geräuſch, wie ein Kettenhund Knochen, zuſammen biß. Ratten, Mäuſe, Eulen, Raupen und Heuſchrecken waren ihm Leckerbiſſen. Einem polniſchen Bärenführer fraß er einmal ſeinen Dudelſack auf. Der Bärenführer erſchrack darüber ſo, daß er nicht das Herz hatte, ihm den Schmauß aus den Zähnen zu reißen, ſondern, aus Furcht ſelbſt gefreſſen zu werden, voller Entſetzen davon lief. Bemerkenswerth iſt es, daß dieſer Freſſer dennoch das 79ſte Jahr erlebt hat. Sein eigentlicher Name war Jakob Kahle.

Wäre aber auch das übermäßige Eſſen für Niemand ungeſund und ſchimpflich, ſo ſollte man die ökonomiſchen Nachtheile bedenken. Manche Familie geht in Armuth zu Grunde, bloß über ihrer Gefräßigkeit, denn Ein Menſch nimmt ſo viel zu ſich, als vier — fünf andere. Auch bei mäßigem Genuſſe braucht ein Menſch alljährlich 10—12 Centner.

Und doch: nicht die Menge deſſen, was wir genießen, ſondern das, was in Saft und Blut übergeht, nährt uns.

Manche eſſen wenig und werden ſtark an Fleiſch und Kraft; andre eſſen viel und ſind mager und kraftlos. Vielfreſſer, ſagt ein gemeines Sprüchwort, werden nicht geboren, ſondern erzogen. Dankt es daher euern Aeltern, wenn ſie euch zur Mäßigkeit anhalten.

Man ſoll aber nicht nur mäßig eſſen, ſondern in manchen Fällen ſogar faſten, d. i. ſich wenigſtens einen ganzen Tag lang aller Speiſen enthalten und nachher noch etliche Tage fort nur äußerſt wenig zu ſich nehmen. Beſonders gut iſt das, wenn man durch Uebermaß den Magen verdorben hat, Drücken im Magen, keine Eßluſt, oder wohl gar Ekel gegen alle Nahrungsmittel empfindet. In dieſem Falle ſagt uns ja das eigne Gefühl, daß wir dem Magen Zeit laſſen ſollen, unſern begangnen Fehler wieder gut zu machen und die Hinderniſſe der Verdauung allmälig wegzuſchaffen.

Bei geſundem Leibe hingegen iſt das Faſten ſchädlich. Schon das Uebelriechen des Athems bei unnöthigem Faſten zeigt, daß die Säfte des Magens faulig zu werden anfangen, und eben ſo bekannt iſt es, daß auf Hungersnoth gern Faulfieber folgen. Um des Abendmahls willen faſten, iſt Aberglaube, über welchem oft alle Andacht verloren geht.

Oft befreit ſich der Magen gewaltſam von ſchädlichen Dingen durch das Erbrechen. In dieſem Falle muß man es durch lauliches geſalznes Waſſer oder durch Camillenthee erleichtern und eine kurze Zeit unterhalten. Kommt es aber zu oft, ſo iſt warmes Bier mit viel Zimmet dienlich; noch dienlicher ſind zuweilen ein Paar Löffel voll Citronenſaft, oder ein warmer Ueberſchlag über den Magen. Dauert es gleichwohl fort, ſo muß man die Hülfe des Arztes unverzüglich ſuchen. Wer einen Leibesſchaden hat, iſt bei ſtarkem Erbrechen in größter Gefahr. — Brechmittel ſollte überhaupt Niemand ohne Vorwiſſen des Arztes nehmen.

Ein ſehr gemeines Magenübel iſt das Sodbrennen, oder das ſogenannte Drückwaſſer, wodurch ſich der Magen von ſchädlichen Säuren zu entledigen ſucht. Das bewährteſte Mittel dagegen beſteht in ein Paar Löffelchen voll feiner Berg-Magneſia, welche man, ſo oft ſich das Sodbrennen durch Vorwehen anmeldet, oder vor Schlafengehn, in ein halbes Weinglas voll Waſſer gerührt, einnimmt. So wie ſie in den Magen kommt, verſchlingt ſie die Säuren und mit dieſen verbunden wird ſie zu einem gelinden Abführungsmittel. Sucht man indeß den Magen nicht darauf zu ſtärken: ſo kommt das Uebel immer wieder von Neuem. Eins der erprobteſten Stärkungsmittel iſt der Biſchoff. (So nennt man rothen Wein mit Pomeranzen oder Pomeranzen-Eſſenz.) Hat man dieſe nicht, oder kommt einem der Biſchoff zu theuer: ſo läßt man Pomeranzenſchalen in Coignak (ſtarkem Weinbranntwein) ausziehen und trinkt von dieſem einen Eßlöffel voll unter ein Gläschen Wein gemengt ein Paarmal des Tags, am beßten vor dem Mittageſſen und gegen Abend.

Auch durch Laxiren ſucht ſich der Magen öfters ſelbſt zu helfen und künſtlich ſucht man es durch Abführungsmittel zu bewirken. Ehehin glaubte man, daß man ohne allen weitern Grund von Zeit zu Zeit purgiren und den Magen ausfegen müſſe. Das war aber Thorheit. Zur rechten Zeit hingegen iſt es nützlich; nur muß man nicht von jedem Schachtelträger die Laxire nehmen; denn zu heftig wirkend können ſie ſogar den Tod bringen. Der Grund, warum beim Laxiren der Stuhlgang ſo wäſſerig iſt, liegt darin, daß die Sauggefäße des Magens und Gedärms die ſchon eingeſaugten Säfte aus dem Gekröſe wieder rückwärts fließen laſſen.

Das natürliche Laxiren entſteht nicht immer aus Schärfen und Unreinigkeiten des Magens, ſondern häufig auch

aus Erkältung. Im Herbſte beſonders entſteht aus derſelben nicht ſelten auch die Ruhr. Ganz vorzüglich muß man ſich alſo vor Erhitzung und Erkältung hüten, wenn die Ruhr um ſich greift. Man muß namentlich den Unterleib und die Füße warm halten und überhaupt nach Erhitzung alle ſchnelle Abkühlung meiden. Wer ſich, naß von der Arbeit, auf den kühlen Boden legt, die Leibesbedeckung aufreißt, ſich der Zugluft ausſetzt, in Keller und andre kühle Orte lauft ꝛc., darf nicht fragen, wo heftiger Schnupfen, Huſten, Gicht, Rothlauf, Leibſchmerzen, Durchfall und Ruhr herkommen. Wer oftmalige ſchmerzhafte Reizungen zum Stuhlgange und dabei Zwang, Fröſteln, Ekel und allgemeines Uebelbefinden hat, der ſollte nicht verſäumen frühzeitig den Arzt zu fragen. Die Ruhr iſt im Anfange ſelten gefährlich, aber ſie wird es durch Vernachläſſigung und falſche Behandlung. Liegt man bei Ruhrkranken in Einem Bette, oder hält man nicht alles, auch die Luft, um ſie her möglichſt rein: ſo iſt die Ruhr anſteckend.

Da wir bisher des Magens und der Gedärme gedacht haben, so fallen mir darüber die natürlichen Ausleerungen überhaupt ein. Unter diese gehört auch der **Urin**. Nur mit ein Paar Worten muſs ich euch sagen, welche Bewandtniſs es mit ihm habe.

Die von den Saugadern aufgenommenen Säfte müssen, um durch so feine Röhrchen dringen zu können, sehr wässerig seyn. In dieser Beschaffenheit aber würden sie unser Blut allmählig zu dünn und zu wenig nahrhaft machen. Daher sorgte die Natur dafür, daſs ein Theil dieser wässerigen und salzigen Theile wieder abgeschieden werde. Das geschieht zwar durch die beständige Ausdün-

stung und durch den eigentlichen Schweiſs; aber die Ausdünstung allein würde nicht hinreichen. Darum gab uns der weise Schöpfer noch ganz eigne Absonderungswerkzeuge in den nahe am Rückgrate im Unterleibe liegenden Nieren. In ihnen scheiden sich die scharfen Feuchtigkeiten vom Blute und gehen durch besondre Ableitungskanäle in die tief unten, im sogenannten Becken, liegende Harnblase. Ist in dieser eine gewisse Menge vorhanden: so entsteht ein Reiz, und wir fühlen einen Drang, den Urin zu lassen. Damit dieser aber nicht beständig flieſse, so ist die Urinblase mit einem eignen Schlieſs-Muskel versehen, den wir durch einen Druck öffnen.

Langes gewaltsames Verhalten des Urins ist ungesund, und kann wohl gar Veranlassung zu der schrecklichen Krankheit des Blasensteins geben. Indeſs muſs man sich doch frühzeitig gewöhnen, den Urin nicht bei jedem kleinen Reize flieſsen zu lassen, weil man sonst nicht einmal im Schlafe sicher ist, das Bett zu benetzen.

In Krankheiten hilft sich die Natur häufig durch den Schweiſs. Auch im Urine bemerkt man oft sehr deutlich nicht nur die Absonderung der Krankheitsmaterie, sondern auch allerlei Veränderungen, aus welchen man auf die Beschaffenheit der Krankheit schlieſsen kann. Selbst die geschicktesten Aerzte sehen daher zuweilen nach dem Urine. Die Harnpropheten aber, welche bloſs das Uringlas zum Leitstern ihrer Curen machen, und den Kranken gar nicht zu sehen verlangen, sind — Betrüger. Zwar erzählt man Wunder von ihrer Wahrsagerkunst; aber was ist leichter, als die Einfalt in Erstaunen zu setzen? — Entweder forschen sie den Ueberbringer des Urins selbst aus; oder lassen ihn durch sonst Jemand ausforschen, während sie

an der nächsten Wand lauschen. Einigermaſsen mit dem Verlaufe der gewöhnlichsten Krankheiten bekannt, dürfen sie nur auf die Spur gebracht werden, und sie können, ohne Kunst und Wunder, noch allerlei hinzu errathen, was der Urinträger nicht ausdrücklich gesagt hat. Dabei sind sie in ihren Ausdrücken so räthselhaft, daſs man sie verstehen kann wie man will, und uringläubige Seelen thun ihnen schon den Gefallen, sie gerade so zu verstehen, wie es zur Krankheit paſst. Miſslingt aber auch alles Ausforschen und Rathen, so fehlt es ihnen dennoch an Ausflüchten nicht.

Ein Bauer, dessen Ehefrau von der Bodentreppe gefallen war und sich im Leibe weh gethan hatte, brachte ihren Urin einem berühmten Harnschauer; nahm sich aber vor, nicht zu sagen was seiner Frau fehle, bis der Wundermann die Hauptsache selbst würde errathen haben. So geschah es auch. Vergebens forschte der Quacksalber hin und her, der Bauer blieb hartnäckig bei seiner Antwort: Ei, guck Er nur in's Glas, da wird Er's besser seh'n als ich's Ihm sagen kann! — Der verlegene Wundermann wuſste daher, während er das Glas gegen das Fenster hielt, nichts zu sagen, als: das ist doch ein ganz besonderer Fall! Kaum hörte der Bauer das Wort Fall, als er in Begeisterung ausrief: „Richtig ein Fall! aber nun sag' Er mir auch, wie viele Stufen sie herabgefallen ist.“ — Im Herzen der Einfalt des Bauern spottend antwortete der Harnprophet mit groſser Zuversicht: sechs: — Nichts da! rief der Bauer, zehn! — Der Arzt schüttelte den Kopf, sah noch einmal in das Glas, zählte, und bestand darauf, daſs er nicht mehr als 6 Tritte im Glase finde. Habt Ihr mir aber auch, fuhr er dann fort. den sämmtlichen Urin gebracht? Warum nicht gar! versetzte der

Bauer — so viel ging in das kleine Gläschen nicht. Je nun, fuhr der Wundermann fort, so habt Ihr 4 Stufen zu Hause behalten; wie könnt Ihr von mir erwarten, daſs ich auch diese sehen soll! Kunst ist keine Hexerei, mein Freund! — Der Bauer begriff seinen Fehler und ging mit einer tüchtigen Portion Arznei und mit erneuter Ueberzeugung zurück, daſs es keinen gröſsern Urinschauer in Deutschland gebe, als diesen. — Ob es auf die Arznei besser geworden sey, weiſs ich nicht; so viel aber weiſs ich, daſs die meisten Quacksalber ganz unwirksame Arzneien, blos zum Scheine geben und es der Natur überlassen, ob sie sich selbst helfen könne. Wie gut wär' es indeſs, wenn Alle nur solche unschädliche Sachen, und nicht auch Mittel anwendeten, die gefährlicher sind als die Krankheit selbst!

Wir haben bisher, liebe Kinder, fuhr Herr Richard zu einer andern Zeit fort, die innere Beschaffenheit des menschlichen Körpers betrachtet, und gerade das, was am meisten in die Augen fällt, die äussere Decke desselben beinahe vergessen. — Zur äussern Decke gehören: Haut, Nägel und Haare.

Die Haut

besteht aus drei verschiednen Lagen und ist elastisch, läſst sich also ausdehnen und zieht sich von selbst wieder zusammen. — Warum muſs sie wohl diese Eigenschaft haben? — Das äusserste durchsichtige und gefühllose Häutchen, welches gern in Blasen aufschwillt, wenn wir uns brennen, unter welches wir auch zuweilen kleine Splitter stoſsen, ohne es zu fühlen, nennt man die Oberhaut. Durch schwere Handarbeiten und vieles Fuſsgehen wird sie an Händen und Füſsen dick und hornartig; verwandelt sich wohl auch in Warzen, Hühneraugen u. s. w. Betrachten

wir sie genau, so finden wir an ihr nicht nur unzählige kleine Kreuz- und Querschnitte und kleine Pünktchen, sondern auch an manchen Stellen, besonders in der flachen Hand, mehrere starke Linien. Aus letztern pflegen Zigeuner und andere Volkstäuscher zu wahrsagen. Eine der inneren Handfurchen nennen sie die Lebenslinie, an welcher sie sehen wollen, wie lang ein Mensch leben werde. Aus andern erkennen sie Heirathen, Kinder, Glück und Unglück. Dergleichen abergläubige Fratzen brauche ich euch wohl nicht erst zu widerlegen; warnen aber muſs ich euch doch vor der Anhörung solcher Prophezeihungen; denn in schwachen Augenblicken wird zuweilen auch ein übrigens gescheider Mensch dadurch beunruhigt. Einer meiner Jugendlehrer wurde einst vom Schlagflusse gerührt. In einem bedauernswürdigen Zustande saſs er in seinem Lehnstuhle und sah oft Viertelstunden lang ganz tieſsinnig in die flache Hand. Was betrachten Sie denn, mein lieber Herr Vetter, so aufmerksam? fragte ihn einmal ein naher Verwandter. Da gestand denn der alte Mann, daſs er in frühern Jahren sich von Jemand die Linien in der Hand habe erklären lassen, und nun, Trotz allem was sein Verstand dagegen einwende, durch die Beschaffenheit dieser bedeutungslosen Haut-Einschnitte beunruhigt werde.

Unter dem Oberhäutchen kommt ein schleimiges Wesen *), welches dem durchsichtigen Oberhäutchen die hellere oder dunklere Farbe gibt, je nachdem der Schleim dicker oder dünner, zäher oder weicher, mehr oder weniger gefärbt ist. Wird er von dem Oberhäutchen entblöſst: so ist die Stelle so empfindlich, daſs wir bei der kleinsten

*) das sogenannte malpyghische Netz.

Berührung Schmerz fühlen. Ohne die pergamentartige Oberhaut würden wir also sehr unglücklich und zu fast allen Handgeschäften untüchtig seyn; nicht zu gedenken, daſs dann der Schleim, nebst den ausdünstenden und einsaugenden Aderspitzen und allen dazwischen gewebten Nerven, vertrocknen und ausdorren müſste.

Unter dem schleimigen Wesen liegt endlich die eigentliche Lederhaut. Damit aber diese, bei Bewegung des Körpers, nicht unsanft auf dem Fleische sich reibe: so hat der weise Schöpfer ein fettes Zellengewebe darunter gelegt, von welchem alle Muskeln umhüllt und durchdrungen sind.

Habt ihr nun die zwei Häute gemerkt, die ich euch eben genannt habe? — Wie heiſsen sie? — Was findet sich zwischen dem Oberhäutchen und der Lederhaut? — Und wie nennt man das Fettgewebe unter der Haut?

Am lehrreichsten für uns ist die Betrachtung der Millionen Poren, oder kleinen Oeffnungen, die wir durch Vergröſserungsgläser an dem Oberhäutchen wahrnehmen.*) — Ihr wiſst doch noch, daſs an diesen Poren lauter Spitzen der aus- und einhauchenden Gefäſse sich endigen, welche beständig Feuchtigkeiten, die vom Blute geschieden werden, ausdünsten und neuen Nahrungstoff aus der Luft aufnehmen?

Außer dieſen Oeffnungen der aushauchenden und einſaugenden Gefäße an der Oberhaut, findet man noch eine

---

*) Man will auf einem einzigen □ Fuſs 144,000 gezählt haben. Die ganze Oberfläche der Haut beträgt 14—15 □ Fuſs. Wie groſs müſste demnach die Zahl aller Poren seyn? — Andre rechnen auf einen □ Fuſs 288,000, ja sogar 720,000.

große Anzahl von Löchelchen, in welchen öfters ein feines Härchen ſteht. Dieß ſind Oeffnungen von Schleimdrüßchen, welche im Zellengewebe der Haut liegen und eine fettige Feuchtigkeit abſondern, durch welche die Haut geſchmeidig und ſchlüpfrig erhalten wird. Wird dieſe Hautſchmiere in der kleinen Drüſe zähe: ſo kann ſie durch die kleine Oeffnung nicht mehr ausgeſondert werden, ſie ſtockt in der Drüſe, wird durch die Luft vollends vertrocknet und durch Staub und Schmuz dunkel gefärbt. Von außen bemerkt man nun ein dunkles Pünktchen, welches man lange für den Kopf eines kleinen Würmchens hielt und Miteſſer nannte. Zu dieſer falſchen Meinung wurde man dadurch verleitet, daß, wenn man dieſe Drüſe mit den Nägeln von beiden Seiten drückt, die vertrocknete Hautſchmiere, indem ſie ſich durch das kleine Löchelchen zwängt, die Geſtalt eines kleinen Madenwürmchens mit braunem Köpfchen annimmt.

Solltet ihr nun nicht auch errathen, warum man die Haut beständig rein halten müsse? — Warum wohl? — Wenn der Schmuz so viel Hunderttausend Oeffnungen derselben verklebt, so wird Ausdünstung und Einsaugung gehemmt; eine Menge schädlicher Feuchtigkeiten, welche weggeschafft werden sollen, bleibt im Körper zurück, und nützlichen Einflüssen ist der Zugang verschlossen; die Gesundheit leidet überhaupt darunter, und nicht selten entstehen ekelhafte Hautkrankheiten daraus. Selbst das Reiben beim Waschen ist der Gesundheit zuträglich, weil es die feinen Aederchen erweitert und das Aufnehmen und Absetzen der Feuchtigkeiten befördert.

Eine Hauptreinigung und Erfriſchung des Körpers iſt das Baden; wo das aber ohne die gehörige Vorſicht geſchieht, kann es ſogar lebensgefährlich werden.

Wer ohne Gefahr und mit Nutzen baden will, muß

1) die Stelle kennen, wo er badet, und gewiß wiſſen, daß da keine gefährliche Tiefen ſind;

2) muß ganz geſund und wohl ſeyn, weil das kalte Waſſer die ſchon im Ausbruche begriffne Krankheit gefährlicher wo nicht gar tödtlich machen kann.

3) Das Waſſer darf nicht mit Schlamm vermengt und nicht viel kälter ſeyn als der Körper, daher man am beßten erſt gegen Abend, wenn das Waſſer gut durchgewärmt iſt, in's Bad geht.

4) Der Badende darf nicht erhitzt ſeyn, weswegen man langſam zum Badplatze gehn und ſich vor dem Einſteigen in's Waſſer ganz abkühlen muß;

5) Man darf nicht gleich nach dem Eſſen baden;

6) Man muß, ehe man in's Bad geht, Kopf und Bruſt waſchen und dann ſchnell mit dem ganzen Körper untertauchen, damit nicht das Blut durch des Waſſers Kälte zu ſehr nach Bruſt und Kopf getrieben wird;

7) Man muß ſich im Bade viel bewegen;

8) Nicht zu lang im Bade bleiben, und

9) ſobald man aus dem Bade kommt, ſich unverzüglich abtrocknen, ankleiden und mäßig bewegen. So gebraucht, ſtärkt und erfriſcht das kalte Bad den Körper; bei Vernachläſſigung dieſer Regeln kann es auch ſehr ſchädlich werden.

In den ältern Zeiten liebte man beſonders die warmen Bäder, weil man das Schwitzen für unbedingt heilſam hielt. Jedes beträchtliche Dorf hatte daher eine Bad- und Schwitzanſtalt, von welcher auch noch unſre Barbirer (hier und da auch Chirurgen) den Namen Bader führen. In Rußland findet man noch jetzt unzählige Dampf- oder Schwitzbäder,

und mehrere Aerzte haben ſie uns Deutſchen zur Nachahmung empfohlen *).

Die Natur ſelbſt bietet uns warme Bäder an, z. B. in Ems und Wiesbaden, in Warmbrunn, Carlsbad u. ſ. w. Warme Bäder über den ganzen Leib gebraucht man indeß in Deutſchland weniger im geſunden, als im krankhaften Zuſtande. Ich wage es daher nicht, ſo im Allgemeinen ſie zu empfehlen, wie ein gewöhnliches von der Sonne bloß durchwärmtes Flußbad. Am beßten iſt es wohl, man fragt erſt den Arzt, ehe man, beſondrer Umſtände willen, warme Bäder nimmt. Man wird dann zugleich auch erfahren, welchen Abſud, oder was ſonſt man zur Vermehrung der Wirkſamkeit hinzuſetzen ſoll.

Da jedoch die warmen Bäder die Haut beſſer reinigen als die kalten, ſie zugleich erweichen und das Blut in lebhaften Umtrieb ſetzen, ſo kann man ſich derſelben auf alle Fälle zuweilen als eines beſondern Reinigungsmittels bedienen, nur muß das Waſſer nicht zu warm ſeyn und der Badende nicht zu lange in demſelben verweilen; nach dem warmen Bade aber ſich vor Verkältung hüten. Am beßten nimmt man es vor Schlafengehen.

Uebrigens muß jeder reinliche Menſch nicht nur Hände und Geſicht, ſondern auch den Hals, die Ohren, hinter den Ohren, den Nacken und die Bruſt täglich mit kaltem Waſſer waſchen. Das ſtärkt das Geſicht, bewahrt vor Flüſſen und Zahnweh und härtet die gewaſchenen Theile ab. Das fleißige Waſchen erhält überdieß die Schönheit der Hautfarbe, denn das Weiß und Roth gewinnt ſichtbar durch fleißiges

---

*) Z. B. D. Hirſch in ſeinem Büchelchen über die Vortheile der in den kaiſerl. Ruſſ. Staaten gebräuchlichen Dampf- oder Schwitzbäder. Als Aufmunterung zur allgemeinen Einführung in Deutſchland.

Waſchen mit kaltem Waſſer; und doch iſt mancher Europåer faſt ſo ſchmuzig wie ein Hottentott, obgleich auf unſrer weißen Farbe der Schmuz noch auffallender und ekelhafter iſt, als auf jeder andern.

Die Farbe der Haut ist bekanntlich sehr verschieden. Welch ein Unterschied zwischen der schwarzen Farbe des Negers in Afrika *) und der weiſsen des Europäers! In einem groſsen Theile Asiens und Amerika's findet man die Menschen gelbbraun oder kupferfarb, und wie mannigfaltig sind nicht die Abstufungen der Hautfarbe einzelner Menschen in jeder Nation!

Diese Farbenverschiedenheit liegt nun, wie gesagt, in der Beschaffenheit des unter dem Oberhäutchen befindlichen Schleimes; daher auch ganz weiſse Menschen braun werden, wenn sich der Schleim in der Sonne verdichtet.

Wie der ganze Körper mehreren Krankheiten unterworfen ist, so auch die Haut. Eines der schrecklichsten Hautübel ist die bekannte Pocken- oder Blatterkrankheit, schlimmer noch für uns, als für die Morgenländer der Aussatz.

Vor 800 Jahren kannte man diese schreckliche Krankheit in Europa noch gar nicht. Wahrscheinlich kam sie, gleich der Pest, aus Asien und Afrika, im 12ten oder 13ten Jahrhundert zuerst nach Spanien und Frankreich; endlich im Jahre 1495 auch nach Deutschland. Alljährlich wurden sonst 4 bis 500,000 Menschen in Europa von den Pocken

---

*) Neger nennt man die in Afrika gebornen Schwarzen. Creolen-Neger sind die Nachkommen derselben in Westindien und in andern Ländern; Mulatten stammen von Schwarzen und Weiſsen oder Braunen ab; Mestizen von Weiſsen und Indiern.

hingewürgt, und wie viele wurden davon blind, taub, lahm, oder durch Narben entstellt! Welchen Dank sind wir daher einem englischen Arzte, Eduard Jenner *) schuldig, der im Jahre 1798 die euch allen bekannten Kuhpocken als ein Schutzmittel gegen die Menschenpocken empfohlen hat! — **). Die Kühe bekommen nämlich, besonders in England, zuweilen blatterartige Geschwüre an den Eutern. Längst schon wollte man bemerkt haben, daſs, wer von diesen Blattern (etwa beim Melken) angesteckt worden war, vor den Menschenpocken Zeitlebens sicher geblieben sey; das war aber bloſse Sage ohne zureichenden Beweis. Doctor Jenner hielt indeſs diese Behauptung einer nähern Untersuchung werth. Sieben Jahre lang machte er unermüdliche Versuche und siehe da! der Volksglaube bewährte sich. Keines der Kinder, bei welchen die Impfung mit Kuhpockenlymphe gefangen und ein kleines Fieber erregt hatte, konnte mehr von Menschenblattern angesteckt werden.

Jetzt trat Doctor Jenner mit seiner Entdeckung hervor und unterwarf sie der öffentlichen Prüfung. Tausend Proben bestätigten bald seine Behauptung, und die ganze gebildete Welt griff mit Begeisterung und mit Dank gegen Gott nach diesem angebotenen Schutzmittel. Groſsbritannien belohnte den Arzt königlich (mit 30,000 Carolinen), und Millionen Menschen verdanken ihm seitdem die Erhaltung ihres Lebens und Befreiung von einer der gröſsten Landplagen. Gleichwohl gibt es noch hier und da hartnäckige Thoren, die erst zur Annahme dieser göttlichen

*) Sprich Dschenner.

**) Im Jahr 1796 am 14. Mai machte er den ersten Versuch. Er starb am 26. Januar 1823 zu Berkley in einem Alter von 74 Jahren.

Wohlthat gezwungen werden müssen. Ihr aber, liebe Kinder, werdet hoffentlich Gott danken für die weise Sorgfalt eurer Obrigkeit, ohne welche vielleicht auch manches von Euch ein Opfer dieser qualvollen Krankheit würde geworden seyn.

Lange vor Eduard Jenner empfahl ſchon ein ungenannter Deutſcher in einer im J. 1769 zu Göttingen erſchienenen Wochenſchrift (allgemeine Unterhaltungen betitelt) die ſchützende Kraft der Kuhpocken; aber Niemand ſchenkte ihm die verdiente Aufmerkſamkeit, und ſo entging uns Deutſchen die Ehre, welche dieſe wichtige Entdeckung den Engländern bringt.

Um euch die Wichtigkeit der Schutzpocken recht fühlbar zu machen, muß ich noch Einiges über die Verheerungen hinzuſetzen, welche die Blattern ſonſt angerichtet haben. Im Jahre 1723 ſtarben in Zeit von 6 Monaten nicht weniger als 13,350 Menſchen allein in Paris daran. Ebendaſelbſt in den Jahren 1798 und 1799 binnen 10 Monaten gegen 14,000. In Berlin im Jahr 1786: 1077. In den öſterreichiſchen Staaten, ein Jahr in's andre gerechnet, jährlich 63,000, in dem Preußiſchen 25,500. In ganz Deutſchland wenigſtens 70,000, in ganz Frankreich 96,000, und in ganz Europa, wie ihr ſchon geleſen habt, gegen 500,000 Menſchen. Könnten wir erſt die, welche taub, blind, lahm, ſchwindſüchtig und entſtellt worden ſind, dazu rechnen — welche Zahl von Schlachtopfern, die dieſer Würg-Engel jährlich gefordert hat! Unter den ſchwarzen Menſchen war die Niederlage noch weit furchtbarer, daher auch dieſe zur Aufnahme der Schutzpocken viel bereitwilliger ſich gezeigt haben, als ihre weißen gebildeteren Brüder.

Mit den Blattern haben die Maſern oder Rötheln, das Scharlachfieber, der Frieſel und andre Ausſchläge manche Aehnlichkeit.

In allen dieſen Krankheiten muß man ſich mäßig warm halten und vor Zugluft hüten, nur mäßig warme Luft athmen, hitzige Getränke und Fleiſchſpeiſen meiden, durch Hollunderblüthenthee zuweilen die Ausdünſtung befördern und öfters wohl durchgewärmte Wäſche wechſeln; übrigens aber, wenn die mindeſte Gefahr vorhanden zu ſeyn ſcheint, lieber ſogleich einen Arzt rufen, als abwarten, ob die Krankheit nicht ohne deſſen Hülfe glücklich vorübergehn werde.

Am häufigſten doctern die Leute bei der **Krätze** an ſich ſelbſt, weil ſie dieſe Art von Ausſchlag für ſchimpflich halten und nicht von Andern gemieden ſeyn wollen.

Die eigentliche Krätze entſteht ſelten von ſelbſt, größtentheils durch Anſteckung, nämlich durch Berührung krätziger Perſonen, oder der von ihnen ſchon in Händen gehabten Geräthſchaften und anderer Dinge, durch Anlegung ihrer Kleidungsſtücke (daher es höchſt gefährlich iſt alte Kleidungsſtücke zu kaufen, ohne zu wiſſen, wer ſie zuvor getragen hat), durch Schlafen in Betten, in welchen Krätzige gelegen haben und durch den Gebrauch der von ihnen ſchon benutzten Handtücher.

Die Krätze bricht gewöhnlich zwiſchen den Fingern und Handgelenken zuerſt aus, daher man gegen jeden kleinen Ausſchlag, der ſich bei Andern oder bei uns ſelbſt an dieſen Orten zeigt, mißtrauiſch ſeyn muß. Bemerkt man dergleichen an Andern, ſo muß man ſich vor alle dem hüten, was ich ſo eben als Grund der Anſteckung genannt habe. Auch iſt es gut, wenn man ſich öfters mit ſtarkem Branntwein die Hände wäſcht, weil man dadurch die Haut zugleich reinigt und abhärtet, daß ſie das Krätzgift nicht ſo leicht aufnimmt. Bemerkt man krätzartige Puſtelchen an ſich ſelbſt: ſo iſt Kampferſpiritus oft ein treffliches Mittel, den anhebenden Ausſchlag (ſey er nun wirklich krätzartig, oder nicht) zu ver-

treiben. Auch kann man äuſſerlich ſchwarze Nieswurz unter ſauren Rahm gemengt (desgleichen Alantſalbe oder auch Lorbeeröl) Abends vor Schlafengehn einreiben, des Morgens wieder rein abwaſchen, und dabei vor Schlafengehn ein Paar Schalen ſtarken Thee von Alantwurzel trinken. Fette, ſalzige und geräucherte Speiſen, beſonders Schweinefleiſch, Fiſche und Hülſenfrüchte, Gewürze, geiſtige und warme Getränke muß man übrigens bei jedem Ausſchlage meiden.

Helfen dieſe gelinden Mittel nicht: ſo iſt es immer ein Wageſtück, ſich, ohne die nöthigen Kenntniſſe, ſelbſt kuriren zu wollen. Gewöhnlich gebraucht das Volk Schwefelſalbe. Dieſe treibt wirklich oft den ſtärkſten Ausſchlag in ein Paar Tagen zurück; aber ſie hebt das Uebel nicht, ſondern macht nur, daß es ſich auf andere und edlere Theile wirft. Nicht ſelten entſtehn Fieber, Bruſtentzündung, Blutſpeien, Gicht, Lähmung, Geſchwüre, Waſſerſucht und Auszehrung, ſogar Blindheit, Taubheit und fallende Sucht (Epilepſie), wenn man bei ſchon überhand genommener Krätze den Schwefel bloß äuſſerlich und nicht zuvor und zu gleicher Zeit auch innerlich gebraucht.

Habt ihr alſo das Unglück einen kleinen Anſatz von Krätze zu bekommen, ſo möget ihr zwar im allererſten Anfange mit Kampferſpiritus, oder auch mit den andern genannten Einreibungen, nur nicht mit Schwefel, einen Verſuch machen, ob der Ausſchlag bloß von einer örtlichen Anſteckung herrührt und ſich auch durch dieſe bloß örtlichen Mittel heilen läßt; hilft das aber nicht: ſo kommt das Uebel von Innen, oder iſt doch innerlich ſchon eingewurzelt, und das Zurücktreiben iſt höchſt gefährlich. Schämt euch alſo nicht, euern Zuſtand einem Arzte zu geſtehn, und quackſalbert nicht lange an euch ſelbſt; haltet euch genau an ſeine

Verordnungen und befleißigt euch der höchſten Reinlichkeit; wechſelt recht oft die Leibwäſche und ſondert euch ſelbſt von Geſunden ab, um ſie nicht auch anzuſtecken. Nach überſtandener Krätze muß man alle Kleidungsſtücke und Betten, die man gebraucht hat, mehr als Einmal ſorgfältigſt waſchen, wenn man das Uebel nicht von Neuem bekommen will.

Und nun einige Fragen:

Iſt die Krätze wirklich ſchimpflich? Iſt es ehrlich und recht, wenn man Menſchen, mit denen man Geſchäfte zu verrichten hat, oder ſonſt in nähere Berührung kommt, ein Geheimniß daraus macht? — Warum iſt es unrecht? — Was muß man thun und laſſen, um nicht auch Andern den bösartigen Ausſchlag mitzutheilen? — Und was muß man meiden, um nicht von Andern angeſteckt zu werden? — Womit ſollte man öfters die Hände waſchen, wenn man weiß, daß man ſchwerlich aller Berührung wird ausweichen können? — Was hat man nach der Krätze zu thun?

Unter die öfters vorkommenden Hautübel, die jedoch nicht ſo leicht wie die Krätze anſtecken, gehört auch die Flechte. Das fleißige Waſchen mit Salzwaſſer, vorzüglich aber mit Branntweingeiſt, oder auch mit beiden abwechſelnd, hilft gewöhnlich, wenn ſie noch nicht überhand genommen hat. Wird die Flechte jedoch bösartig, ſo muß man einen Arzt brauchen und ſich auf eine langwierige Kur gefaſt halten.

Der Kopfgrind iſt das gewöhnlichſte Hautübel unter Kindern. Da die weiche und zarte Haut der Kinder mehr als die ſchon erſtarkte und veſte Haut der Erwachſenen zum Ausſchlage geneigt iſt, ſo findet man auch den Kopfgrind gewöhnlich nur unter Kindern. Eine Haupturſache deſſelben liegt in den Pelzmützen und andern warmen Kopfbedeckungen, daher man in Schulen, wo dieſe warmen Kopffutterale abgeſchafft ſind, ſelten einen Grindkopf findet. Die warme

Bedeckung hält den ohnedieß mit Haaren ſchon bewachſenen Kopf in einem beſtändigen Dampfbade und macht, daß die Natur immer Feuchtigkeiten, und alſo auch Unreinigkeiten, durch die Schädelhaut abſetzen will. Da nun die warme Mütze oder Haube dieſe Dünſte nicht nur hervorlockt, ſondern auch beiſammen erhält, ſo müſſen ſie ſich zum Theil auf der Haut niederſchlagen, und das iſt die erſte Veranlaſſung zum Kopfgrinde.

Eine ſo verzärtelte Haut iſt aber auch gegen die geringſte Verkältung empfindlich. Zieht man alſo in kühler Luft die Mütze ab, ſo entſtehen Verſtopfungen der Ausdünſtungs-Werkzeuge, Flüſſe und ekelhafte Ausſchläge.

Zu dieſen gibt auch die Unreinlichkeit Anlaß. — Wenn man die Kinder nicht fleißig kämmt, ſo werden ſie von Läuſen gequält, die ſich in die Haut einſaugen. Die Kinder ſuchen ſich durch Kratzen zu helfen und ſo entſtehn kleine Grindchen und wegen des Juckens derſelben, dem man durch neues Kratzen abzuhelfen ſucht, allmählig vollſtändige Grindköpfe.

Da endlich der Kopfgrind anſteckend iſt, ſo pflanzt ſich derſelbe auch häufig von einem Kinde auf das andere fort. Kämmt man den reinen Kopf des einen mit dem Kamme, den man bei dem unreinen des andern gebraucht hat; ſetzt das reine Kind die Haube oder Mütze auf, welche zuvor das mit dem Grinde behaftete aufhatte, oder ſchläft das reine bei dem unreinen, ſo darf man nicht fragen, warum zuweilen eine ganze kleine Familie von dieſem garſtigen Ausſchlage befallen wird.

Es entſteht aber auch der Kopfausſchlag ohne die genannten äuſſern Veranlaſſungen, weil die Natur nicht ſelten auch Unreinigkeiten, welche oft Folgen einer unregelmäßigen Lebensart ſind, durch allerlei Ausſchläge

abſetzen will, die vielleicht eine ſchwere Krankheit veranlaſſen würden, wenn ſie nicht durch den Ausſchlag aus dem Körper kämen. Es iſt daher nicht rathſam, den Kopfgrind durch Salben zurück zu treiben.

Hütet euch nur während dieſes Ausſchlags vor ſtark geſalzenen Speiſen, beſonders vor Schweinefleiſch, haltet den Kopf nicht zu warm, laßt ihn fleißig von Ungeziefer reinigen, die Haare locker erhalten, allenfalls auch abſcheeren, und wenn die Grinde zu veſt ſitzen, mit lauer Milch waſchen, in welcher ein wenig Seife aufgelöſt iſt, ſo wird das Uebel bald vergehn. Hilft das nicht ſo ſchnell als man wünſcht: ſo geduldet euch; denn beſſer iſt's, der Krankheitsſtoff wird auf dieſem Wege als auf einem andern ausgeworfen.

Nun nur noch ein Paar Worte über Brandſchäden, Verwundungen und Quetſchungen.

Geringe **Brandſchäden** heilen beim Gebrauche einer aus gleichviel Baumöl, Eiweiß und Rahm zuſammengerührten Salbe, wenn man ſie alle zwei bis drei Stunden friſch auflegt. Häufig gebraucht man auch zum Schmerzſtillen und Ausziehen des Brandes geriebene Kartoffeln als Ueberſchlag; die genannte Brandſalbe verdient aber den Vorzug.

Kleinere **Wunden** muß man nicht mit Eſſig oder Branntwein auswaſchen, ſondern unverzüglich ſo verbinden, daß die Ränder der Wunde ſich genau berühren und keine Luft dazu kann. Das Blut iſt der beßte Balſam, und öfters heilen die Wunden ohne zu eitern. Schreiner pflegen ein Läppchen mit Leim zu beſtreichen und damit die Wunde zu bedecken. Von ähnlicher Beſchaffenheit iſt das engliſche Pflaſter. Als blutſtillendes Mittel iſt der Zunderſchwamm allgemein bekannt.

Bei **Quetſchungen** iſt der Branntwein, den man ge-

wöhnlich aufſchlägt, nicht dienlich; deſto beſſer aber Eſſig und Waſſer mit etwas Salz vermengt. Man ſchlägt dieſes mit leinenen Lappen fleißig auf. Es lindert die Schmerzen und vertheilt das Blut.

Nachdem wir nun die allgemeine Decke des menschlichen Leibes betrachtet haben, kommen wir noch auf die besondere Bedeckung einzelner Theile, nämlich auf

Haare und Nägel.

Beide entspringen aus zwiebelförmigen Wurzeln, welche im fetten Zellengewebe unter der Lederhaut liegen. Obgleich der menschliche Körper, im Ganzen genommen, nackt zu seyn scheint: so bemerkt man doch, bei genauerer Betrachtung, fast überall sparsam ausgestreute kleine Härchen. Am Kopfe ist der Haarwuchs am stärksten. Die flachen Hände und Fuſssohlen sind ganz haarlos. Betrachtet man ein Haar durch das Vergröſserungsglas, so muſs man über seinen kunstreichen Bau erstaunen. Jedes Haar besteht aus mehreren unendlich dünnen, mit einer fettigen Materie gefüllten Röhrchen, welche mit einer höchst feinen Haut oder Scheide überzogen und in ein Ganzes vereinigt sind. Der darin enthaltene Saft ist der Farbe nach verschieden und ertheilt auch den Haaren die Verschiedenheit der Farben. Vertrocknen diese Feuchtigkeiten, so werden die Haare weiſs und fallen auch häufig aus, daher man an alten Personen meistentheils weiſse und nur sparsam stehende Haare findet. Am Neger sind die Haare durchgängig schwarz und kraus wie Lämmerwolle. Ueberhaupt sind die Haare in wärmeren Gegenden dunkler als in kältern.

Die Nägel, genau betrachtet, haben die höchste

Aehnlichkeit mit den Haaren; denn sie wachsen gleichfalls aus dem Zellengewebe, sind auch gefühllos und unter dem Vergröſserungsglase erscheinen diese Plättchen als lauter steife, durch eine klebrige Masse miteinander verbundene Haarröhrchen. Ihre Bestimmung ist: die zahlreichen unter ihnen liegenden Gefühlsnerven zu schützen, den Fingerspitzen Vestigkeit zu geben und uns bei mancherlei Geschäften gleichsam als Zangen zu dienen.

Was müssen aber reinliche Menschen in Ansehung der Haare und Nägel beobachten?

Ihr hättet nun, liebe Kinder, das Bekannteste vom gröſsten Theile des menschlichen Körpers gehört. Die Betrachtung des Wichtigsten aber, ohne welches die ganze Kunstmaschine doch unbrauchbar für unsern Geist seyn würde, habe ich auf die Letzte verspart, ich meine

das Empfindungsvermögen,

welches verschiedenartig durch 5 Sinne beschäftigt wird, durch das Gefühl, durch den Geschmack, durch den Geruch, durch das Gehör und durch das Gesicht. Jede Gattung von Empfindung hat also ihre eignen Werkzeuge. Diese finden sich sämmtlich im Kopfe. Nur das Gefühl ist durch den ganzen Körper verbreitet. Ich empfinde das Dasein, die Form und Farbe eines Apfels am Baume durch die Augen; den Laut, den er beim Fall auf die Erde verursacht, durch die Ohren; sein Gewicht, seine Glätte, seine Kälte oder Wärme, durch die Hand; seine Ausdünstung durch die Nase, und seinen Geschmack durch die Zunge. — Das allgemeine Werkzeug dieser fünffachen Empfindungsart sind meine Nerven; sie selbst aber empfinden nicht, sondern meine Seele empfindet; nur sie

ist sich ihrer selbst und der Eindrücke bewuſst, welche auf die Nerven gemacht werden.

Daß das, was in uns empfindet, denkt und wählt, etwas von den Nerven unſrer Sinnwerkzeuge ganz Verſchiedenes ſeyn müſſe, davon könnt ihr euch leicht überzeugen.

Indem ich jetzt mit euch rede, dringt eine Sylbe um die andere in euer Ohr. Eine Sylbe verdrängt die andre; aber es entſtehn durch dieſe Wörter in euch Gedanken, Empfindungen und Entſchlüſſe, welche etwas ganz anders ſind, als die in das Ohr gedrungnen Laute. Die Wörter ſind weder Gedanken, noch Gefühle, noch Entſchlüſſe; aber ſie erwecken dieſelben. Die kleinen Bilderchen, welche in euerem Auge durch die Lichtſtrahlen ſich gleichſam abmalen, ſind keine Vorſtellungen von dem Geſchehenen; aber ſie erwecken Vorſtellungen davon. Ihr leſet das Wort Haus. Euer Auge ſieht beim Anblicke dieſer vier Buchſtaben nichts Hausähnliches; aber ihr denkt dabei an ein Haus. Eine ganze Gegend könnt ihr nicht mit Einem Blick überſchauen; aber in euch iſt Etwas, das aus den vielen geſehenen Gegenſtänden ein Ganzes, eine Landſchaft macht. Auch bei verſchloßnem Auge könnt ihr ſie in euch ſelbſt ſehen, wenn ihr ſie euch recht lebhaft vorſtellt. Denken könnt ihr euch überdieß gar Vieles, was man mit keinem der fünf Sinne wahrnehmen kann. Ihr leſet z. B. Gott, Seele, Glaube, Hoffnung u. ſ. w., ſogleich denkt ihr dabei, was ſich gar nicht ſehen läßt.

Es muß alſo in uns Etwas ſeyn, das aus den äußern Eindrücken auf unſre Sinnwerkzeuge Vorſtellungen macht, darüber denkt, Entſchlüſſe faßt u. ſ. w. und das Weſen nennen wir Seele. Die Sinnwerkzeuge aber ſind ihre Diener, und die Nerven ſind das Weſentlichſte aller fünf Sinnen.

Die Nerven,
diese Werkzeuge aller Empfindung und Bewegung, sind lange, weiſse, höchst empfindliche Fäden, die aus dem Gehirne und Rückenmarke paarweise hervorgehen und sich in Millionen Aestchen durch den ganzen Körper verbreiten. Nur in den Knochen, Knorpeln und Flechsen, in einigen innerlichen Häuten, im Oberhäutchen, in den Haaren und Nägeln findet man sie nicht. In allen andern Theilen sind sie, häufiger oder sparsamer, verbreitet. Genauer betrachtet ist jeder Nerv aus mehreren unendlich feinen Fädchen zusammengesetzt.

Gehirn und Rückenmark
machen ein Ganzes aus und hängen zusammen; denn ein Loch des Hirnschädels paſst gerade auf das hohle Rückgrat, und die weiſse Masse, welche das Rückgrat enthält, ist von eben der Beschaffenheit wie die des Gehirns. Da letzteres (welches bei einem Erwachsenen etwa 3 Pfunde wiegt), so wie das von ihm ausgehende Rückenmark, der Quell und Sammelplatz aller Nerven, folglich aller Empfindung ist: so hat Gott beide sorgfältig vor Verletzung bewahrt, und das Gehirn mit Schädelknochen, das Rückenmark aber mit starken Wirbelknochen bedeckt, und auch inwendig noch mit stärkern und schwächern Häuten bekleidet. Verletzungen dieser edlen Theile sind gewöhnlich tödtlich; schon ein bloſser Druck auf das Gehirn raubt uns das Bewuſstsein zum Theil oder ganz, daher auch eine zu starke Anhäufung des Bluts im Gehirne Wahnsinn, Schwindel, Ohnmachten, Schlagflüsse und den Tod bewirken kann.

Soll ich bei der Gelegenheit euch erst warnen vor dem gefährlichen Werfen, vor Schlägereien mit Knütteln und andern harten Instrumenten? Wie leicht könnt ihr

da Mörder werden! Wie leicht auch **s e l b s t** das Leben verlieren!

Die Form des Hirns gleicht einem auf der Seite liegenden Eie, welches auf der untern Seite etwas platt geſchnitten iſt. Von vorne nach hinten hat es auf der obern Wölbung einen Einſchnitt, der am Hinterhaupte durch einen andern Einſchnitt durchkreuzt wird. Die vordere größre Hälfte nennt man vorzugsweiſe Gehirn; die hintere: das kleine Gehirn, oder Hirnchen. Die Oberfläche hat allerlei Erhöhungen und Vertiefungen, die man auch am Schädel fühlt, und nach welchen Manche die menſchlichen Anlagen und Haupttriebe beurtheilen wollen.

Das Hirn ſelbſt iſt innerhalb der Schädelknochen durchaus noch mit drei Häuten umgeben. Die innerſte ſogenannte weiche Hirnhaut hat ein höchſt zartes Adergewebe, welches Blut in das Gehirn führt. Die äußere (die ſogenannte harte Hirnhaut) iſt vorzüglich ſtark, veſt und zähe und hat eine Menge ſtärkerer Adern, welche das durch die innerſte weiche Haut in das Hirn geſtiegene Blut aus demſelben zurückleiten und durch zwei eigene Löcher des Hirnſchädels dem Herzen wieder zuführen.

Das Hirn ſelbſt hat außen eine aſchgraue, weiche, lockre und mit den feinſten Aederchen durchwebte Umgebung; inwendig wird die Hirnmaſſe veſter und weiß. In dieſem Hirnmarke findet man ein Paar Höhlen oder Hirnkammern und unter denſelben acht eiförmige Gehirnknoten, von welchen die Nerven paarweis ausgehen. Dergleichen entſpringen auch in dem Rückenmarke; aber alle Verſuche, euch die Beſchaffenheit des Gehirns und der Nerven recht anſchaulich zu machen, würden vergeblich ſeyn. Indeß iſt es bemerkenswerth, daß gerade das Bewundernswürdigſte des ganzen menſchlichen Körpers am einfachſten und kunſtloſe-

ſten ſcheint. Wer z. B. ſollte glauben, daß die breiartige Gehirnmaſſe der Thronſitz alles Lebens und Empfindens ſey? Die meisten und gröſsten Gehirn-Nerven gehen nach den Sinnwerkzeugen, und vermittelst ihrer unerklärbaren Empfindlichkeit führen sie, auf eine gleichfalls unbegreifliche Weise, der Seele alle Eindrücke zu.

Unsre Nerven wirken aber nicht nur auf die Seele; die Seele wirkt auch umgewandt auf die Nerven, und so findet eine stete Wechselwirkung zwischen Körper und Geist statt.

Alle Nerven stehen untereinander in bewundernswürdiger Verbindung. Ich sehe oder rieche z. B. etwas Angenehmes. Sogleich meldet sich der Sinn des Geschmacks und begehrt darnach. Gewisse Töne und Gerüche sind manchen Menschen so unausstehlich, daſs sie davon Uebelkeiten bekommen. Diese Töne und Gerüche wirken also durch den Zusammenhang der Nerven bis in den Magen.

Alle heftige Leidenschaften, besonders Zorn, Gram, Miſsgunst, Furcht und Schrecken sind den Nerven nachtheilig; desgleichen zu lang anhaltendes tiefes Nachdenken und zu gewaltsame Anstrengung des Gedächtnisses oder der Einbildungskraft. Glaubt also ja nicht, daſs der Stand der Gelehrten es weit besser habe, als ihr. Seine Arbeiten gehören unter die angreifendsten und ungesundesten. Uebrigens leiden auch die Nerven durch zu häufigen Genuſs hitzender Getränke, durch schlechte Nahrungsmittel, durch Verzärtelung u. s. w. — Genügende Nahrungsmittel ohne Ueberfüllung, mäſsige Anstrengung, tägliche Bewegung in freier Luft, Waschen mit mäſsig kaltem Wasser, gehöriger Schlaf nach Alter, Jahreszeit und Ermüdung, nebst heitrer Seelenstimmung, sind beſsre Stärkungsmittel, als alle nervenstärkende Arzneien.

Vorausgesetzt also, liebe Kinder, daſs die Nerven das Werkzeug aller Empfindung sind, und daſs ohne sie weder Fühlen, noch Schmecken, noch Riechen, weder Hören, noch Sehen möglich sey, kommen wir nun zu den sogenannten fünf Sinnen, und zwar zuerst auf

das Gefühl.

Den Ausdruck Gefühl braucht man überhaupt von allen Empfindungen des Menschen; wenn aber vom Gefühle, als von einem der 5 Sinne die Rede ist: so meint man damit zunächst das Vermögen, durch Betasten sich von der Beschaffenheit körperlicher Gegenstände zu überzeugen, und sich selbst zu empfinden. Wollen wir wissen, ob eine Sache kalt oder warm, rauh oder glatt, hart oder weich sey, so bedienen wir uns gewöhnlich der Hand und besonders der Fingerspitzen, wo das Gefühl am bestimmtesten ist, weil da die Nervenwärzchen kreisförmig stehen und das Oberhäutchen vorzüglich dünn ist, wenn wir es nicht durch harte Arbeiten dick und hornartig gemacht haben. Am feinsten ist das Gefühl des Auges, daher uns auch das kleinste Stäubchen groſse Schmerzen daran verursacht. — Aber nicht nur am äusseren, sondern auch am innern Körper empfinden wir, weil er ganz mit Nerven durchwebt ist. Wir empfinden bekanntlich Schmerz im Magen, in den Gedärmen, in der Lunge, im Kopfe, im Halse u. s. w. Auch Hunger und Durst sind körperliche Gefühle.

Der Gefühls- oder Spürsinn kann ausserordentlich geschärft werden, wenn wir ihn fleiſsig üben und unsre Aufmerksamkeit auf ihn richten. Viele Blinde unterscheiden daher Münzen und ähnliche Dinge, bei denen wir uns der Augen bedienen müssen, genau durch das Gefühl.

Ein französischer Gelehrter hat eine Schrift erfunden, welche die Blinden, deren Unterricht er besorgt, mit den Fingerspitzen lesen. Es sind nämlich Buchstaben auf dickes Papier so tief eingedrückt, daſs sie auf der andern Seite erhaben erscheinen und durch das Gefühl von einander unterschieden werden können. — Vor vielen Jahren sah ich eine künstliche hölzerne Uhr, die ein Blindgeborner verfertigt hatte.

Konrad Schott, ein blinder Orgelbauer zu Stuttgart, baute nach Ulm, Stuttgart und Hall in Schwaben Orgeln von vorzüglicher Güte. An einer, die er auf das Schloß Schmiedefeld im Würtembergiſchen lieferte, ſteht

> Conradus Schott, der nichts geſicht,
> Dieß Werk hat g'macht und zugericht't.
> Die Händ' mußten die Augen ſeyn.
> Lob Ehr und Dank ſey Gott allein. 1610.

Im Thüringer Boten (Jahrg. 1812.) ſteht die Verſicherung des Pfarrers und des Cantors zu Emleben, daß der blinde Uhrmacher Heinze zu Waltershauſen für ihr Ort eine treffliche Uhr verfertigt habe.

Der hannövrische Ober-Hofroſsarzt Kersting, der einmal das Unglück hatte, durch einen Fall auf lange Zeit taub zu werden, lernte sogar, wenn ich so sagen darf, mit den Händen hören. Als einmal seine Gattinn aus dem Bette mit der Magd sprach und ihren Mund zufälliger Weise nahe an seine entblöſste Schulter hielt, kam er durch den Kitzel, den das Sprechen an seiner Haut erregte, auf den Gedanken, ob er nicht den verschiednen Nerven-Reiz, den die ausgestoſsne Luft bei jeder Sylbe hervorbringt, richtig unterscheiden, und ganze Fragen und Antworten, die man an seine Hand spräche, verstehen lernen könne; und siehe da! es gelang ihm allmählich so weit, daſs er nicht nur seine

Gattinn, ſondern jeden Menschen, der langsam und deutlich an seine Hand sprach, verstehen konnte.

Hätten wir kein Gefühl, so würden wir nicht nur zu den meisten Geschäften ungeschickt seyn, sondern auch in der Finsternifs uns nicht zu helfen wissen; Krankheiten würden wir gar nicht gewahr werden, bis sie unheilbar wären; Verletzungen würden wir nicht frühzeitig genug ausweichen, und dafs ich Alles in's Kurze fasse: wir würden gar nicht leben können; denn selbst unser Herzschlag ist eine Folge des Reizes, welchen das Eindringen des Blutes verursacht.

Soll aber unſer Gefühlsvermögen nicht bei jeder Kleinigkeit zu ſehr angegriffen werden, ſo müſſen wir uns nicht verzärteln und dem Schmerz zur rechten Zeit auch Trotz zu bieten verſtehn.

Wie weit die Geiſtesſtärke über körperlichen Schmerz ſiegen könne, beweiſen mehrere auſſerordentliche Beiſpiele.

Erſtes Beiſpiel: Rom war, nach Vertreibung des letzten ſeiner ſieben Könige (Tarquins des Uebermüthigen) von Porſena, einem der mächtigſten Fürſten Hetruriens, eng eingeſchloſſen und litt die größte Hungersnoth. Da trat Mutius Scävola, ein patriotiſcher Jüngling, hervor und erbot ſich, ſein Vaterland durch Ermordung des Porſena zu befreien. Er ſchlich in's feindliche Lager und gelangte glücklich in Porſena's Zelt; aber er fand da zwei prächtig gekleidete Männer; der eine ſtand allein; der andre war von mehreren Perſonen umringt. Scävola hielt den letzten für den König und ſtieß ihm den Dolch in die Bruſt; aber es war der Miniſter, der mit den Soldaten Abrechnung hielt. Der Thäter ward ſogleich ergriffen. — „Und du biſt darum, daß ich den Unrechten traf, noch nicht geborgen, ſagte er zu Porſena; denn noch hundert edle Jüng-

linge haben dir den Tod geſchworen." — Zugleich ging er auf einen brennenden Altar zu, ſteckte die Hand in's Feuer, um ſie gleichſam zu ſtrafen, daß ſie den König verfehlt hatte, und ließ ſie ohne Zeichen des Schmerzes verbrennen. Porſena, darüber erſtaunt, ſchenkte dem kühnen Jünglinge Leben und Freiheit und ſchloß Friede mit Rom.

Zweites Beiſpiel: Nach der berühmten Schlacht bei Leuthen in Schleſien (1757) ſtieß der baieriſche General Kreit auf einen preußiſchen Grenadier, welcher beide Füße verloren hatte, auf der Erde lag und ſo in ſeinem Blute ſchwimmend ganz gelaſſen Tabak rauchte. Der erſtaunte General rief ihm zu: „Kriegskamerad, wie iſt es möglich, daß Ihr in eurem ſchrecklichen Zuſtande noch ruhig Tabak rauchen könnt? Der Tod iſt Euch ja nahe!" — Der Grenadier nahm ſeine Pfeife aus dem Munde und erwiederte kaltblütig: „Was iſt daran gelegen, ſterbe ich doch für meinen König!"

Eine ſolche Selbſtverleugnung bei ſo unbeſchreiblichen Schmerzen iſt freilich unter Tauſenden kaum Einem möglich; aber wir können doch wenigſtens kleinere Körperleiden mit Standhaftigkeit überwinden lernen.

Der Geschmack

kommt dem Gefühle am nächsten; denn auch bei ihm findet eine sichtbare Berührung statt.

Das Hauptwerkzeug des Geschmacks ist bekanntlich die Zunge. Sie besteht aus mehrern verbundenen Muskeln, welche sich auf alle mögliche Weise krümmen lassen und zum Theil an dem gabelförmigen, mit der Luftröhre zusammenhängenden Zungenbeine, zum Theil am Halse und Rachen vest sitzen. Sie scheint, genau betrachtet, aus lauter kleinen Körnchen zu bestehen. Diese kleinen Erhöhun-

gen oder Wärzchen sind theils Spitzen der Geschmacksnerven, theils kleine Drüschen, welche zwischen den Nervenwärzchen Feuchtigkeiten absondern, während zugleich aus den Speicheldrüsen beständig Säfte zuflieſsen. Geschähe das nicht, so würden trockne Speisen gar keinen Geschmack für uns haben. Daſs der Speichel zugleich der Verdauung vorarbeite, haben wir übrigens schon gehört.

Zum richtigen Geſchmacke iſt aber auch der Gaumen behülflich. Ihr könnt ſelbſt den Verſuch machen, wenn ihr ein wenig Salz auf die Zunge bringt und darauf zerfließen laßt. Nur halb ſchmeckt ihr es, wenn ihr nicht auch die Zunge im Munde bewegt, ſo daß ſie dabei den Gaumen berührt.

Der Geschmack dessen, was wir genieſsen, ist bekanntlich sehr verschieden, weil die Bestandtheile der Nahrungsmittel verschieden sind und also auch einen verschiednen Reiz an den Geschmacksnerven hervorbringen. Daſs dem Einen aber das übel schmeckt, was dem Andern höchst angenehm dünkt, kommt von der besondern Empfindlichkeit der Geschmacksnerven und von den Feuchtigkeiten her, mit denen sich das Genoſsne im Munde vermischt; denn ein kleiner Beisatz kann den Geschmack einer Sache, wie Jedermann weiſs, gar sehr verändern; daher wir auch in Krankheiten zuweilen unsre Lieblings-Speisen und Getränke verabscheuen, weil der Speichel in diesem kranken Zustande nicht die nämliche Beschaffenheit hat, wie sonst.

Wie nennt man wohl die Menschen, welche nur das genieſsen wollen, was ihnen recht gut schmeckt? — Ist es ein Glück oder Unglück für euch, wenn man euch zur Leckerei oder Naschhaftigkeit gewöhnt? — Warum ein Unglück? — Thaten wir wohl, daſs wir unsre Zunge an den Genuſs so vieler ausländischen Erzeugnisse gewöhnt haben?

— Warum nicht? — Gegen welches Gebot ſündigen oft Kinder aus Leckerhaftigkeit? — Warum hat der gute Gott den Speisen und Getränken so mannigfaltige Geschmacks-Eigenschaften gegeben? —

Die meisten Menschen müssen es sich sauer werden lassen um ihr Biſschen Lebensunterhalt. Welch ein Unglück, wenn ihnen, durch das ewige Einerlei, das, was sie mit so vieler Mühe erworben haben, gleichgültig oder gar zuwider würde!

Wem schmeckt aber auch geringere Kost gut? Wie heiſst das Sprüchwort: H. i. d. b. K.?

Wär' es nicht aber ein Glück, wenn wir alles Eſſen und Trinken entbehren könnten? Wie vieler Sorge und Mühe wären wir überhoben? Wie viele Zeit gewönnen wir zu andern Geſchäften und wie viel Geld zu andern Bedürfniſſen! — Allerdings; aber uns fehlte dann die erſte Anregung unſres Denkvermögens, der mächtigſte Antrieb zur Thätigkeit und zur Geſelligkeit, und eine Quelle unzähliger Freuden. Der Hunger lehrte die Menſchen nicht nur ihrer Nahrung *nachgehen*, ſondern auch *nachdenken*; Hunger und Blöße ſchlingt das große Band um die menſchliche Geſellſchaft, daß Keiner des Andern entbehren kann, treibt den Räuber und Mörder aus ſeinem Schlupfwinkel hervor und erhält die Welt in ſteter Regſamkeit. Und wie würden wir uns wieder nach den Freuden ſehnen, die uns die Stillung des Hungers und Durſtes gewährt, wenn wir dieſes Vergnügens viele Wochen lang entbehrt hätten! Nicht der iſt glücklich, der gar keine Bedürfniſſe hat, ſondern der, der ſie nach Gefallen befriedigen oder beherrſchen kann.

Könnt ihr mir nun die drei Hauptdienste nennen, welche uns die Zunge leistet? — Wir brauchen sie 1) zum Schmecken, 2) zum Herumwenden und Hinabschlingen der Nahrungsmittel, und endlich 3) zum Sprechen. — Zu welchen Sprachlauten bedürfen wir besonders die Zunge? Wie nennt man daher diese Laute und die Buchstaben, mit denen wir sie bezeichnen? (Zungenlaute) — Wie heiſsen die bekanntesten Geschmacksarten? — Nennt mir einmal süſse — saure — scharfe — herbe — bittre — gewürzhafte — und geistige Speisen oder Getränke!

Mit dem Geschmacke steht

der Geruch

in genauester Verbindung. Wer nicht riecht, schmeckt auch nicht recht. Bei starkem Schnupfen ist daher immer auch unser Geschmack abgestumpft. Auch hat der Geruch so groſse Aehnlichkeit mit dem Geschmacke, daſs mehrere Geruchsarten von den Geschmacksarten ihre Namen führen, z. E. scharf, sauer, laugenhaft, süſs, gewürzhaft, harzig, moderig, u. s. w. —

Ueberhaupt iſt der Geruchsſinn beim Schmecken ſolcher Speiſen und Getränke, welche auch Geruch von ſich geben, ſehr geſchäftig. Zucker und Salz wirken bekanntlich auf den Geruchsſinn nicht, daher ſie auch beim ſtärkſten Schnupfen ihren Geſchmack behalten; die mit dem Salz oder Zucker vermengten riechenden Theile verlieren dagegen faſt allen Geſchmack. Laßt ihr ein Pfefferminzkügelchen, bei zugehaltener Naſe, auf der Zunge zerfließen: ſo ſchmecket ihr nur die Süßigkeit, nicht die Pfefferminze. Bei übelriechenden Arzneien hält man daher, während des Einnehmens, die Naſe zu, nicht bloß, um die Arznei, während man den Löffel

zum Munde führt, nicht zu riechen, ſondern auch um die übel riechenden Theile nicht zu ſchmecken.

Aus weisen Absichten hat der Schöpfer die Nase, als das Werkzeug des Geruchs, über den Mund gesetzt, damit derselbe durch den angenehmen Duft wohlschmeckender Speisen noch mehr gereizt, zugleich aber auch vor ekelhaften und schädlichen Genüssen gewarnt werde.

Noch weit unentbehrlicher iſt der Geruchsſinn den Thieren, denn dieſe werden in der Auswahl ihrer Speiſen faſt allein durch den Geruch geleitet. Dem Menſchen riecht Manches anlockend, was ihm ſchädlich iſt; das Thier hingegen, im wahren Naturzuſtande, hat beinahe durchgängig einen Geruchs-Abſcheu gegen ihm nachtheilige Speiſen und Getränke, daher auch Thiere unter einer Menge giftiger Kräuter ohne Gefahr weiden. Der Vogel frißt keine giftige Beere, kein giftiges Inſect u. ſ. w., es müßte denn das, was wir Gift nennen, kein Gift für ihn ſeyn.

Aus dem Grunde hat auch der Schöpfer alle Thiere, welche des Geruchsſinnes zur Ausſpürung und Auswahl der Nahrung bedürfen, mit einem unglaublich feinen Geruche beſchenkt.

Wollen wir Thiere vergiften, ſo müſſen wir ſie durch Vermengung des Giftes mit etwas ihnen ſehr angenehm Riechendem und Schmeckendem betrügen, indem wir z. B. den Giftſchwamm mit Milch, den Arſenik mit Mehl oder Fett vermiſchen u. ſ. w.

Die Nase (bekanntlich eine aus Knochen und Knorpeln bestehende Höhle, welche durch eine Scheidewand in zwei Hälften getheilt ist) öffnet sich nicht nur äusserlich, sondern auch im Hintergrunde der Mundhöhle; weil sie uns nicht bloſs als Geruchswerkzeug, sondern auch zum Ein- und Ausathmen dienen soll. Man muſs sich

schon in der Kindheit daran gewöhnen, nicht durch den Mund, sondern durch die Nase Athem zu schöpfen. Warum? — Weil auf dem letzteren Wege die kalte Luft ein wenig erwärmt wird, ehe sie in die Luftröhre gelangt und also nicht so leicht Katarrhe erregt; 2) weil dann die unentbehrlichen Feuchtigkeiten des Mundes nicht so sehr austrocknen; 3) weil wir uns des unangenehmen Geschmacks und Geruchs überheben, den das Athmen durch den Mund, besonders während des Schlafes, veranlaſst. — Wollten wir bloſs unsrer Empfindung beim Einschnupfen flüchtiger und beizender Sachen (z. B. des Tabaks) trauen: so müſsten wir glauben, eine dritte Oeffnung der Nase gehe in das Gehirn. Das ist jedoch nicht so: denn die Löcherchen des sogenannten Siebbeins oder Seihers über der Nase sind mit Nervenfäden ganz ausgefüllt, welche aus dem Gehirne herablaufen und sich innerhalb der Nase, wie ein zarter Schleier, in eine Menge kleiner Aestchen verbreiten und die wahren Werkzeuge des Geruches sind. Durch das beständige Aus- und Einströmen der Luft würde aber dieses zarte Nervengewebe bald trocken und für die in der Luft enthaltenen Düfte ganz unempfindlich werden, hätte nicht Gott aus verschiedenen Gegenden des Kopfes Adern dahin geleitet, die sich eben so wie die Nerven verästeln und beständig einen gelinden Schleim ausschwitzen. Auch aus den innern Augenwinkeln wird die überflüssige Thränenfeuchtigkeit durch besondere Kanäle in die Nase geleitet, um nicht nur anzufeuchten, sondern auch den zäh gewordenen Nasenschleim zu erweichen und die Reinigung der Nase zu befördern. — Wiſst ihr nun warum man beim Weinen sich auch ungewöhnlich oft schneuzen muſs?

Der Sinn des Geruchs ist weit empfindlicher als der des Geschmacks. Durch die Ausdünstung starkriechender Blumen (z. B. Jasmin, Lilien etc.) entsteht daher bei vielen Menschen Kopfweh und Schwindel. Schläft man in Zimmern bei dergleichen Düften, so erfolgt wohl gar gänzliche Betäubung und Schlagfluſs. Ohnmächtige werden dagegen durch scharfriechende Sachen, z. E. durch Salmiakgeist, sehr schnell wieder zum Bewuſstsein gebracht, so wie bei Anwandlungen von Ohnmachten essigsauer riechende Sachen als Vorbauungs- oder Stärkungsmittel schleunig wirken. — Durch Uebung läſst sich auch der Geruchssinn ausserordentlich verfeinern. Man hat auf Inseln wilde Menschen gefunden, die, so gut als ein Hund, der Spur folgen und, vermittelst der Nase, genau angeben konnten, welchen Weg Dieser oder Jener gegangen war.

Laſst uns nun die Dienste, die unser Geruchssinn uns leistet, kurz zusammen fassen:

Er unterstützt den Geschmack;

Er befördert die Lieblichkeit angenehmer Speisen und Getränke;

Er warnt vor schädlichen Genüssen und Dünsten;

Er ist zuweilen fast das einzige Mittel, ähnlich aussehende Dinge zu unterscheiden;

Er hilft uns Feuersgefahr oft früher entdecken, als das Auge sie wahrnimmt;

Er kann in Anwandlungen von Ohnmacht, bei vorgehaltenen scharf riechenden Sachen, unsre Wiederbelebung befördern und die Nerven stärken;

Er gewährt uns endlich eben so angenehme, wenn gleich nicht eben so nothwendige, Genüsse, als der Geschmack.

Wer Andern nicht durch Ausdünstung und Athem ekelhaft werden will, muſs oft reine Wäsche anziehen und nicht nur den Mund, die Zähne, und die Nase fleiſsig reinigen, sondern auch den ganzen Körper, besonders die Füſse, öfters waschen. Auf jeden Fall (denn zu manchen Zeiten, besonders bei verdorbenem Magen, ist bei allen Menschen der Athem nicht ganz rein) muſs man sich hüten, Andern so gerade unter die Nase zu sprechen.

Wir kommen nun auf die beiden wichtigſten, edelſten und feinſten Sinnwerkzeuge, auf Gehör und Geſicht.

1) Sie haben den größten Wirkungskreis. Fühlen und ſchmecken können wir nur, was uns unmittelbar berührt. Riechen können wir zwar aus einiger Ferne; aber was iſt das gegen den ungeheuern Wirkungskreis des Gehörs und Geſichtes? Aus einer Entfernung von vielen Meilen hören wir den Donner des Gewitters, oder des groben Geſchützes; unſer Geſicht erreicht ſogar die Millionen Meilen weit entfernten Geſtirne.

2) Gehör und Geſicht geben uns die meiſten, die klarſten und wichtigſten Vorſtellungen. Gefühl, Geſchmack und Geruch ſind zwar oft zu klaren Vorſtellungen von Dingen auſſer uns behülflich; aber ſelten reichen ſie allein aus, und zu den meiſten helfen ſie uns gar nichts. Gehör und Geſicht ſind es, durch die wir die meiſten Eindrücke empfangen, und unſre Gedanken über die wichtigſten Angelegenheiten, vermittelſt der Sprache und Schrift, einander mittheilen.

3) Sie ſind endlich die feinſten Sinnwerkzeuge; denn ſie haben es mit den feinſten Körpern, mit Schallwellen und Lichtſtrahlen zu thun; dieſer Feinheit wegen werden aber auch Gehör und Geſicht im hohen Alter

gewöhnlich ſtumpf und ſchwach und bei Manchen ganz unbrauchbar.

Das Gehör

ist nebst dem Gesichte das wichtigste Sinnwerkzeug. — Ohne dasselbe gäb' es keine Tonsprache für uns. Nur durch sichtbare oder fühlbare Zeichen müſsten wir uns wechselseitig zu verständigen suchen. Wie mangelhaft aber würden dann alle menschliche Einsichten bleiben, und wie unendlich schwer würde die wechselseitige Mittheilung seyn!

„Ach, da müſste man Alles, was man einander zu sagen hätte, schreiben und Niemand könnte es aussprechen!“ rief einer seiner Schüler; die übrigen aber fingen an beinahe lautauf zu lachen. Warum lacht ihr? fragte Herr Richard. Die Kinder antworteten: — — Doch nein! Vor allem möcht' ich wissen, ob auch *ihr* die Rede lächerlich findet. — Und warum dünkt sie euch lächerlich? Was war wohl früher vorhanden: die Lautsprache oder die Schrift? — Gäb' es Wörter unter lauter stummen Menschen? — Wenn es nun keine *hörbare* Bezeichnung unsrer Gedanken durch *Wörter* gäbe, könnte man dann *Wörter* durch *sichtbare* Zeichen, durch *Buchstaben*, ausdrücken? — Was für eine Schrift wär' indeſs, ohne Gehör und Sprache vorauszusetzen, *doch* möglich? — Wären wir aber im Stande, durch Bilderschrift alles, was wir wollen, einander recht bestimmt zu sagen? — Würden wir, ohne Gehör und Sprache, nicht weniger als manche Thiere seyn? — Daſs die unter uns lebenden einzelnen Taubstummen das nicht sind und sogar zum Theil schreiben lernen, verdanken sie *uns*, den Hörenden und Sprechenden; — wie aber, wenn Keiner hörte und spräche? — Wie traurig wäre dann auch der menschliche Umgang! Lebten wir nicht mitten unter Menschen in der

Einsamkeit? Ach, wie viele Vergnügungen, welche Gespräch und Musik uns verschaffen, müſsten wir entbehren? Hinter uns her rennte ein wildes Pferd; würden wir nicht von ihm zu Boden gestampft, ehe wir es gewahr würden? und wie viel tausend andern Gefahren könnten wir, ohne Gehör, nicht vorbeugen? — Wie wollten wir gemeinschaftlich ein groſses Werk zu Stande bringen, das gemeinschaftliche Verabredung fordert? Wie schwer würden die Arbeiter sich untereinander verständigen! Wie gäben wir uns überhaupt, und besonders bei Nacht, unsre Gedanken, unsre Bedürfnisse, unsre Noth zu verstehen?

Möchte man unter dieſen Umſtänden nicht fragen: ob Taubheit oder Blindheit ein größeres Uebel ſey?

Hört einmal, was ein berühmter Mann darüber urtheilte, welcher am Schluſſe ſeiner Univerſitätszeit (alſo beiläufig im zwanzigſten Jahre) beide Augen verlor, gleichwohl aber zum Director einer Kriegsſchule zu Colmar im Elſaß, zum Präſidenten des daſigen evangeliſchen Conſiſtoriums, zu einem berühmten Dichter und zum Mitgliede mehrerer gelehrten Geſellſchaften ſich aufgeſchwungen hat. Es iſt Gottlieb Conrad Pfeffel *), von welchem ihr ſchon mehrere Fabeln geleſen und auswendig gelernt habt. Einer ſeiner Freunde (J. G. Jacobi) legte ihm einmal bei einer ſchicklichen Veranlaſſung obige Frage vor, nämlich: ob Taubheit oder Blindheit ein größeres Uebel ſey? — Pfeffel antwortete: „was du mich fragſt, iſt mir ehemals öfters eingefallen, und die Entſcheidung war immer ebendieſelbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu beſinnen; ich weiß es: viel lieber ohne Geſicht, als ohne Gehör! Der Taube iſt ja wie verbannt aus der

*) Er ſtarb 1809 in ſeinem 73ſten Jahre.

menſchlichen Geſellſchaft, da ich hingegen mit allen Menſchen in Verbindung bleibe, von den Beſſeren ſo manches köſtliche Wort vernehme, und jedes geſellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Anſicht der Natur, bei der Todesſtille die ihn umgibt? Wie viele heitere Stunden verdanke ich der Muſik, wie viele dem Schauſpiele! Ich entbehre weit weniger, als du glaubſt, und bin wirklich an den Mangel des Geſichts dermaßen gewöhnt, daß, wenn ich die Wahl hätte, ſehend zu werden, oder meinen Gichtſchmerz zu verlieren, ich das letztere vorziehen würde."

Das herrliche Werkzeug, durch welches uns Gott so vieler Mittheilungen fähig und empfänglich macht, die wir weder durch das Gefühl, noch durch den Geschmack, noch durch den Geruch, noch durch das Gesicht erhalten könnten, ist nun das Ohr. Wie gern möcht' ich euch, sagte Richard, diese kunstvolle Werkstätte recht genau schildern; aber dazu würde viel Zeit erfordert, und am Ende würdet ihr doch das Wenigste recht begreifen. Also nur das Allerwichtigste davon!

Das äussere, aus Knorpeln bestehende Ohr (die Ohrmuschel) ist das eigentliche Gehörwerkzeug nicht. Es ist nur der Trichter, durch welchen das, was wir hören, zu den Gehörwerkzeugen gelangt. Indeſs ist doch auch das äussere Ohr von groſser Wichtigkeit. Menschen, denen dasselbe abgeschnitten ist, hören nur schwach, weil die kleine Oeffnung nicht genug Schallwellen auffaſst. Schwer hörende Menschen können daher ihrem Gehöre zu Hülfe kommen, wenn sie ein trichterförmiges Gehörhorn in das Ohr stecken.

Von dem äussern knorpeligen Ohre führt nun eine ge-

krümmte und allmählig enger zulaufende Röhre, die man den Gehörgang nennt, bis gegen die Mitte des Ohres. Hier ist der Gehörgang mit einem dünnen Häutchen verschlossen. Dieses Häutchen heiſst das Trommelfell, und die hinter demselben befindliche Höhle die Trommelhöhle. In dieser Höhle befinden sich drei kleine bewegliche Knöchelchen, von denen ich in der Folge noch einmal reden will. Man nennt sie den Hammer, den Ambos und den Steigbügel, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den gedachten Werkzeugen. — Von der Trommelhöhle aus zieht sich ein enger Gang bis in den Hintergrund der Mundhöhle, wo er sich nahe am Schlunde öffnet, immer frische Luft in die Trommelhöhle führt und der äussern Luft das Gleichgewicht hält. Kanoniere öffnen deſswillen den Mund, wenn sie abfeuern, damit ihr Trommelfell nicht durch die heftige Luft-Erschütterung eingedrückt werde. Dieſs kann auch durch sogenannte Ohrfeigen geschehen, daher es sehr gefährlich ist, Andre auf das Ohr zu schlagen. Uebrigens kann man durch Verkältung des Kopfes, nach vorhergegangenem Schweiſse, durch zurückgetretenen Ausschlag und durch andere Ursachen, sein Gehör eben so leicht verlieren.

Ist die nach dem Hintergrunde der Mundhöhle führende Röhre verstopft: so sind wir fast eben so taub, als bei einem Fehler des äussern Gehörganges; ist jene aber offen und unverdorben: so kann man, auch bei verstopftem äussern Gehörgange, durch den Mund noch nothdürftig hören, daher auch Taube beim Lauschen gewöhnlich den Mund öffnen.

Da ich eben des Gehörgangs gedacht habe: so darf ich auch der gelben bittren Klebrigkeit, die man darin findet, nicht vergessen. Man nennt sie das — — —?

Wozu dient aber das Ohrenschmalz? — — Wäre das nicht da, so würde eine Menge kleiner Thierchen unser Ohr (welches auch im Schlafe offen steht, und nicht, wie die Augen, geschlossen werden kann) für einen bequemen Schlupfwinkel halten. An dem zarten Trommelfelle aber würde das Krabbeln dieser Thiere uns ein unausstehliches Kitzeln und Brausen verursachen. Man hat Beispiele, daſs Menschen, denen ein Insect in die Ohren kam, sogar rasend darüber geworden sind, wenn man nicht bei Zeiten, durch eingegoſsnes Baumöhl, das Thierchen zu tödten suchte. Zum Glücke geschieht das jedoch äuſserst selten, weil die kleinen Thierchen durch das bittre und klebrige Ohrenschmalz, und durch die kleinen Härchen in dem Gehörgange abgehalten werden. — Uebrigens befördert auch das Ohrenschmalz das Hören, weil es der Luft einen glättern Eingang gewährt; kann aber auch förmliche Taubheit hervorbringen, wenn es sich zu sehr anhäuft und nicht weggeschafft wird.

Ihr glaubt nun wohl, wir seyen schon mit der Beschreibung der Gehörwerkzeuge zu Ende? — Weit gefehlt! Das Wichtigste und Künstlichste kommt erst hinter der Trommelhöhle; hier aber wird der Bau so kunstreich, daſs eine deutliche Beschreibung fast unmöglich ist. Also nur ein Paar Worte darüber!

Hinter der Pauke oder Trommelhöhle kommt eine zweite Höhle, der sogenannte Vorhof, zu welchem aus der Trommelhöhle eine kleine Oeffnung führt, auf der das Knöchelchen, das man Steigbügel nennt, aufsitzt. Von diesem Vorhofe aus winden sich vier gekrümmte Kanäle durch den dicken und vesten Knochen des Hirnschädels. Der eine Kanal ist schneckenförmig wie eine Wendeltreppe

gewunden, und heiſst **Schneckengang**; drei andre sind bloſs gebogene Röhren und führen den Namen **Halbzirkelkanäle**. Man nennt sie zusammen **Irrgang** oder **Labyrinth**, und alle sind, nebst ihrer Vorkammer, mit einer wasserähnlichen Feuchtigkeit gefüllt.

Aus dem Gehirne gehen nun zwei Gehörnerven, einer in das rechte, der andre in das linke Ohr, und zwar in den Vorhof und in die Schnecken des sogenannten Labyrinths, wo sie sich in eine unzählige Menge zarter Aestchen vertheilen und alle Wände des Labyrinths wie mit dem feinsten Flor überziehen. Entsteht nun ein Schall, so dringt er durch den Gehörgang bis zum Trommelfelle. Das Trommelfell zittert und theilt auch den unter ihm liegenden Gehörknöchelchen seine zitternde Bewegung mit; denn der Stiel des Hammers ist an dem Trommelfelle vest gewachsen und die andern Knöchelchen stehen mit dem Hammer in Verbindung. Der Steigbügel auf der Oeffnung des Labyrinths pflanzt endlich die bebende Bewegung in das Wasser des Vorhofs und der Schneckenwindungen fort, und so gelangt, mittelst der Gehörnerven, der empfangene Eindruck in das Gehirn, bis zum Thronsitze der Seele.

Dieſs wäre denn eine dürftige Zeichnung von der Beschaffenheit des Ohres. Nun aber muſs ich euch auch erklären, liebe Kinder, welche Bewandtniſs es mit dem **Schalle** hat. — Wie wär' es, wenn wir einen kleinen Spaziergang um unsern groſsen Fischteich vornähmen? Vielleicht hätte ich da Gelegenheit, euch die Lehre vom Schalle viel deutlicher zu machen als hier. —

O ja, o ja! das wollen wir! jauchzten die Kinder, und ungesäumt ging der Zug nach dem Teiche.

Richard. Habt acht, Kinder! ich werfe diesen Stein hier in das Wasser. — — — Was habt ihr um die Stelle herum bemerkt, wo der Stein niederfiel?

Kinder. Lauter Ringe. Ei sehen Sie doch, Herr Richard, man sieht noch welche da aussen herum.

Richard. Wie mögen denn von dem Puncte aus, wo der Stein in's Wasser gefallen ist, so viele Ringelchen entstanden seyn?

Kinder. Der Stein drängte das Wasser auseinander.

Richard. Richtig! Ein Wassertheilchen stieſs auf's andre und so pflanzte sich die zitternde Bewegung des Wassers vom Mittelpuncte bis zu einem weiten Umkreis fort. — Wo saht ihr denn die Ringe zuerst?

Kinder. An dem Orte, wo der Stein fiel.

Richard. Und wo waren sie am stärksten?

Kinder. Auch da.

Richard. Liefen sie bis an's Ufer fort?

Kinder. Nein! allmählig wurden sie so schwach, daſs man sie gar nicht bemerkte.

Richard. Nun gut! die Luft ist 1) ein eben so flüssiger Körper, wie das Wasser; 2) Wie das Wasser aus lauter unendlich kleinen Tröpfchen besteht, so besteht die Luft aus lauter winzig kleinen Luftbläschen; 3) Wie ein Tropfen Wasser den andern stöſst und seine Bewegung dem andern mittheilt, so thun es auch die Lufttheilchen; 4) Da aber die Luft nicht so viel Widerstand leistet, als das Wasser, so pflanzt sich ihre zitternde Bewegung viel weiter und schneller fort.

An dem Orte, wo die zitternde Bewegung des Wassers entsteht, sieht man sie am frühesten und stärksten: Eben so hört man an dem Orte, wo die zitternde Bewegung der Luft entsteht, sie gleichfalls am frühesten

und stärksten. — In die weitere Entfernung kommen die Wasserwellen immer später: Eben so auch die Luftwellen. Den Blitz sieht man daher weit früher, als man den Donner hört, weil sich das Licht viel schneller fortpflanzt, als der Schall. — In der Entfernung werden endlich die Wasserringe immer schwächer: Eben so wird auch der Schall, weit von seiner Entstehung, immer schwächer und schwächer, bis er sich ganz verliert. Habt ihr es begriffen?

Kinder. O ja, lieber Herr Richard!

Richard. Nun kommt mit mir an den Bach, der in den Teich flieſst. — — Seht, Kinder, dieser tiefe Bach ist auch in Bewegung, denn er flieſst. Bemerkt ihr aber seine Bewegung so deutlich wie jene, die der Stein verursachte?

Kinder. Nein, man sieht sie kaum.

Richard. Dieser Bach gleicht nun der Luft, wie sie sich in ihrer ganzen Masse bewegt. Hier seht ihr wenig oder gar nichts von der Bewegung des Wassers, und bei gelindem Winde hört ihr nichts von der Bewegung der Luft. Merkt also: ein sanftes Strömen der Luft hören wir nicht; wohl aber jede schnellzitternde Bewegung ihrer einzelnen Theile *), und das ist es, was wir Schall nennen; denn der Schall ist nichts anders als eine zitternde Bewegung der Luft; daher in einem luftleeren Raume (den man durch eine Lupftpumpe machen kann) keine Schelle klingt, und kein Hammer pocht, wir mögen auch beide schwingen und anschlagen so viel wir wollen. — Jede eigene Art von Luftbebung bringt

*) wenn nämlich die Luftschwingungen schnell genug sind. Langsame, bei welchen die übrige Luft die Räume immer wieder ausfüllen kann, geben keinen Ton. Man rechnet auf den tiefsten in jeder Secunde 20 auf den höchsten wenigstens 7500 Schwingungen.

aber eine eigene Art von Empfindung in der Seele hervor, daher wir auch alle Töne und Laute genau von einander unterscheiden können, und das ist das Wunderbarste in der Lehre vom Schalle.

Ich werfe nun auch in dieses flieſsende Wasser einen Stein. — Waren dieſsmal die Wellchen umher auch so cirkelrund wie im Teiche?

Kinder. Nein! sie waren wie ein langes Ei. Auf der Seite, wo das Wasser herkommt, gab es nur nahe Ringelchen; aber hinabwärts gingen sie desto weiter.

Richard. So ist es auch mit den Schallwellen bei strömender Luft. Dahinwärts, wohin die Luft weht, verbreiten sie sich weit; auf der entgegengesetzten Seite aber nicht. — Nun geht endlich mit mir zum Ausflusse des Teiches. — Ihr seht, hier stürzt das Wasser eine kleine Anhöhe herab und Alles wirbelt und tobt untereinander. Auch hier werfe ich einen Stein in das Wasser. — Habt ihr Ringe bemerkt?

Kinder. Nein!

Richard. Warum denn nicht?

Kinder. Je, weil das Wasser ohnehin durchaus in Bewegung ist.

Richard. Wiſst ihr nun, warum man die menschliche Stimme bei heftigem Sturmwinde, oder bei starker Musik, beim Glockengeläute etc. nicht versteht?

Kinder. Ach ja, das begreifen wir nun; aber wer sollte wohl glauben, daſs das Zittern der Luft einen so starken Schall geben könnte wie eine Flinte, oder eine Glocke, oder auch nur wie die menschliche Stimme?

Richard. Wenn ihr euch freilich den Donner einer Kanone, oder das Schmettern einer Trompete so denkt, als ob die zitternden Lufttheilchen mit solcher Gewalt aneinander stieſsen, daſs es donnert und schmettert, dann

habt ihr allerdings Ursache zu zweifeln; aber merkt: der Schall, als Schall, ist nicht *ausser* uns, sondern nur *in* uns vorhanden. Ausser uns findet sich nichts, als das tonlose Beben der Luft; dieses aber erzeugt auf unsern Gehörnerven einen Reiz, den unser Geist als Schall empfindet. Wäre aber unser Ohr nicht so kunstreich und zweckmäſsig gebaut, oder mit weniger reizbaren Nerven austapeziert: so würden wir nur heftige Erschütterungen empfinden; die leisern Töne — gerade die angenehmsten oder wichtigsten — wären für uns verloren.

Bei heftigen Luft-Erschütterungen, wie z. B. bei Lösung einer groſsen Kanone, beim Donner etc. zittern bekanntlich die Fenster, oder springen wohl gar entzwei. Solche Erschütterungen hört auch der Stocktaube; denn die zitternde Bewegung kommt durch seine Schädel-Knochen bis in's Gehirn. Sollten wir aber auch das sanft tönende Clavier, das Rauschen eines Blattes und den schwachen Seufzer eines Sterbenden hören, so waren alle die wundervollen Vorrichtungen nöthig, die ich euch eben beschrieben habe.

Wenn wir beide Ohren verſtopfen, eine Gabel mit den Zinken, oder einen Degen mit der Spitze auf den Steg eines Claviers ſtemmen und das äuſſerſte Ende des Heftes mit den Zähnen faſſen, ohne es mit den Lippen oder mit der Hand zu berühren: ſo hören wir die Töne des Claviers noch ſtärker, obgleich weniger beſtimmt, als bei offenen Ohren. — Woher kommt das? — Weil auf dieſe Weiſe eine Erſchütterung der Gehirnknochen und eine heftigere Luftſchwingung im innern Gehörgange bewirkt wird; denn durch veſte elaſtiſche Körper pflanzen ſich die Schwingungen noch beſſer fort, als durch die flüſſige Luft, in welcher ſie ſich nach allen Richtungen zerſtreuen; daher man ſich auch mit

dem Ohr auf die Erde legt, um ſehr entfernte Schälle (z. B. Schüſſe, den Hufſchlag von Pferden ꝛc.) beſſer zu hören.

Wollen wir die menſchliche Sprache durch Kunſt verſtärken, ſo bedienen wir uns dazu des Sprachrohrs. Dieſes (wie man glaubt von dem Engländer Samuel Morland im J. 1670 erfundene) Werkzeug iſt ein dem Nachtwächterhorn ähnliches, aus Blech verfertigtes, oben enges und unten weites Inſtrument, fünf bis ſechs Fuß lang, mit einem Mundſtücke, das den Mund umſchließt, und geräumig genug iſt, um bequem hineinrufen zu können. Vermittelſt dieſes Hornes, welches man am häufigſten auf Schiffen braucht, werden die Schallwellen einige Fuß lang zuſammengehalten, ſie ſtemmen ſich gegen die Wände des Sprachrohrs und ſtrömen in einer geräder auslaufenden Richtung in die Ferne, wodurch die Bebung der Luft ſo vermehrt wird, daß man den Sprecher wohl eine Viertel-Meile weit verſteht.

Durch eine 50 Fuß lange und noch viel längere Röhre könnt ihr ſo leiſe, wie man Einem etwas in's Ohr ſagt, mit einander reden, wenn der Eine hineinflüſtert und der Andre das Ohr an das entgegengeſetzte Ende hält. Warum? — Weil die Schallwellen nicht verflattern, ſondern zuſammengehalten werden. Schon dadurch kann man den Schall der Stimme verſtärken, wenn man die hohlen Hände auf beide Seiten des Mundes hält.

Woher aber entſtehen höhere und tiefere Töne? — Von der größern oder geringern Menge von Luftſchwingungen in einer beſtimmten Zeit. Die langſamern Schwingungen geben tiefere, die ſchnellern höhere Töne, weswegen die tiefen Saiten eines Claviers nicht nur dicker, ſondern auch länger, die höhern nicht nur dünner, ſondern auch kürzer ſeyn müſſen. Die längern und dickern ſchwingen

nämlich langſamer, die dünnern und kürzern geſchwinder. — Spannt man eine Saite über einem Brettchen auf zwei Stegen aus, ſo daß man unter dieſelben einen ſcharfen hölzernen Keil *) ſchieben und darunter fortrücken kann: ſo wird der Ton immer höher, je näher man den Keil gegen das Ende der Saite zurückt, wo man ſie anſchlägt. Dickere Saiten ſchwingen überhaupt nicht ſo ſchnell, als dünnere, daher Geigen mit dickeren und dünneren Saiten bezogen werden. Auch ſchlaffere Saiten ſchwingen langſamer, als ſtärker angeſpannte; daher ſtimmt man ſie durch ſtärkeres Anſpannen höher und durch ſchlafferes tiefer.

Hat ein Blasinſtrument Löcher, wie die Flöte, die Clarinette, der Fagot u. ſ. w., ſo wird der Ton immer tiefer, je mehr Löcher wir von oben herab zuhalten. Warum? Weil dadurch die Luftſäule verlängert wird. Die Poſaune kann man bekanntlich ſelbſt verlängern oder verkürzen.

Bei noch andern muſikaliſchen Inſtrumenten kommt es allein auf die Stärke der hineingeblaſenen Luft und auf die Art an, wie ſie hinein geblaſen wird, weil dadurch entweder ſchnellere oder langſamere Luftſchwingungen entſtehn.

Je dicker und größer eine Glocke iſt, deſto langſamer ſind ihre Schwingungen, deſto tiefer iſt ihr Ton. Füllt ihr ein Glas zum Theil mit Waſſer, ſo könnt ihr es tiefer ſtimmen, weil die Schwingungen deſſelben dadurch langſamer werden.

Eine Schwingung aber, ſo langſam, daß die umgebende Luft die Räume, welche durch die Schwingung entſtehn, immer wieder ausfüllen kann, gibt gar keinen Ton **).

---

*) Wie bei dem Telemanniſchen Monochord.

**) Man rechnet auf den allertiefſten Ton wenigſtens 30 Schwingungen in einer Secunde, auf den allerhöchſten 7550.

Daß Glocken beim Anſchlagen des Hammers durchaus erbeben, könnt ihr deutlich fühlen, wenn ihr die Fingerſpitzen daran haltet; oder auch ſehen, wenn ihr trocknen Sand auf die obere und untere Wölbung ſtreuet. So lange die Theile der Glocke nicht allzu ſchwach beben, ſo lange bebt auch der Sand. Streut man dergleichen auf eine recht trockne Glasſcheibe und ſtreicht den ſtumpfen Rand derſelben mit einem Fiedelbogen, ſo ſieht man deutlich, wie jeder Ton eine eigne Sandfigur bildet.

Die Schwingungen aber werden in dem Maße ſtärker und ſchneller, in welchem der ſchallende Körper elaſtiſcher iſt. Eine bleierne Glocke würde bloß klappen; eine von reinem Zinn klingt ſchon; aber nicht ſo hell wie eine von Meſſing u. ſ. w.

Bei Saiten-Inſtrumenten (Geigen, Harfen, Clavieren, Cymbalen ꝛc.) hilft der Reſonanzboden die Bebung vermehren.

Die eigenthümliche Art des Tons hängt übrigens von ſo vielerlei Umſtänden ab, daß ich zu weitläuftig werden müßte, wenn ich auch darüber das Wichtigſte ſagen wollte. Kein nachdenkender Menſch wird aber dieſe Eigenthümlichkeiten unbeachtet und unbewundert laſſen.

Bewundernswürdig iſt an und für ſich ſchon die Fortpflanzung des Schalles; noch bewundernswerther aber, daß die unzähligen Schallwellen, z. B. die, welche durch eine ſtarkbeſetzte Muſik zugleich erregt werden, ſich nicht untereinander verwirren und, Trotz ihrer Menge, ſo deutliche Vorſtellungen in uns erwecken. Würfen wir 20 bis 30 Kieſel zu gleicher Zeit in kleinen Entfernungen in's Waſſer, ſo würde eine ſo krauſe und verwirrte Bewegung in demſelben entſtehn, daß auch das ſchärfſte Auge nicht im Stande wäre, die einzelnen

Ringe des Waſſers zu unterſcheiden. So viel Inſtrumente aber auch zu gleicher Zeit geſpielt werden mögen — in unſerm Ohre entſteht keine Verwirrung, wenn nur Takt beobachtet wird.

Eben ſo bewundernswürdig iſt es, daß alle Laute und Töne, ſie ſeyen ſtark oder ſchwach, ſich in gleicher Geſchwindigkeit fortbewegen. Man ſollte glauben, der ſtärkere Ton müſſe ſich ſchneller und der ſchwächere langſamer fortpflanzen, wie ein ſtark geworfener Stein ſchneller fliegt als ein ſchwächer geſchleuderter; aber nein! der Schall einer Trompete reicht zwar weiter, als der einer Flöte; aber ſo weit der ſanfte Flötenton reicht, ſo weit kommt er eben ſo geſchwind, als der ſchmetternde Trompetenton. Man hat berechnet, daß jeder Schall (ſtärker oder ſchwächer) in einer Secunde 1040 Fuß durchläuft. Wäre das nicht, welchen Mißlaut würde eine Muſik, aus ſtärkern und ſchwächern Inſtrumenten, in einiger Entfernung hervorbringen! Eine Predigt, in welcher doch nicht eine Sylbe ſo laut als die andere geſprochen werden kann und darf — welches Gewirre in dem Ohre der entfernten Hörer, wenn die ſtärkern Töne früher als die ſchwächern bei ihnen ankämen!

Auch iſt die Verwandtſchaft gewiſſer Töne einer beſondern Bemerkung werth *). Nicht jede Verbindung derſelben thut bekanntlich dem Gehöre wohl. Die eine iſt uns widrig, die andre ſchmeichelt ſich ein; aber auch die an und für ſich unangenehme Verbindung kann, als Uebergang zu einer wohllautenden, angenehm werden. Die zuſammenpaſſenden Töne nennt man harmoniſche oder conſonirende, die nicht zuſammenpaſſenden unharmoniſche, oder diſſonirende.

---

*) Z. B. die Terz, Quint und Octave.

Jeder Menſch, dem nicht alles muſikaliſche Gehör, oder die erforderliche Stimme fehlt, ſollte ſich im Gut-Singen eben ſo wie im Gut-Sprechen üben. Welch einen herzerhebenden und zur Andacht ſtimmenden Geſang würde man dann in Kirchen und Schulen und welch liebliche Töne auf Gaſſen und in Geſellſchaften, ſtatt des gewöhnlichen widerlichen Geſchreies, zu hören bekommen! Wie ganz anders müßt' es den Singenden ſelbſt zu Muthe ſeyn! welch neue Welt von Gefühlen würde ihnen ſich aufthun! — Und dahin ſoll und wird der Unterricht in der Notenkenntniß, den man jetzt in den öffentlichen Volksunterricht aufgenommen hat, allmählig führen, obgleich der Erfolg in öffentlichen Kirchen ſobald noch nicht bemerkbar ſeyn wird.

Das Geſicht.

Während Einige von euch, sagte Herr Richard, so wenig Lust haben zu lesen und zu lernen, sitzt mancher blinde Knabe zu Hause und weint bitterlich, daſs er nicht lernen kann, was jene nicht lernen wollen. Gewiſs, liebe Kinder, wenn auch unsere Augen uns keinen andern Dienst leisteten, als daſs wir lesen und schreiben können, so wären sie schon Goldes werth; denn der Schreib- und Lesekunst verdanken wir das Meiste was wir wissen. Durch sie spricht der Mensch von einem Ende der Welt bis zum andern. Ohne sie wäre selbst die Religion Jesu längst erloschen, oder gänzlich verunstaltet.

Bedenkt aber weiter: das Auge ist die höchste Zierde des Menschen. Im Auge spiegelt sich Geist und Gemüthsart und jede noch so leise Empfindung ab;

Sanft, lieblich oder fürchterlich
Malt jede Herzensregung sich
Im Ausdruck unsrer Blicke.

Dazu tragen auch die Augenbraunen das ihrige bei. Ihr näheres Zuſammenziehen, ihr Emporheben und Senken bewirkt Veränderungen, die ſich nur ſehen und fühlen, nicht hinreichend beſchreiben laſſen. Wie düſter, drohend und zürnend erſcheint plötzlich ein ſonſt freundliches Antlitz durch Veränderung der Augenbraunenſtellung! — Und welch himmelweite Verſchiedenheit nimmt der Blick ſelbſt an!

Alle andern Sinne leisten uns nur Dienste, wenn die Gegenstände ihres Empfindens in der Nähe, oder doch nicht allzu fern sind. Das Auge sieht sogar die Gestirne in Millionen Meilen weiter Ferne. — Wie wenig Begriffe von der Sinnenwelt würden wir haben, ohne unser Auge! Und was ist die ganze Welt für einen Blinden? — Ein weites finstres Gefängniſs! Ihm leuchtet keine Sonne, ihm schimmert kein Mond, für ihn gibt es keine Farbe, als die der Mitternacht. Neugierig betastet er ein Gemälde, das aller Sehenden Bewunderung erregt; für ihn ist es eine bedeutungslose, glatte Fläche, ohne Zeichnung, ohne Farbe, ohne Licht und ohne Schatten. Seine beſsten Freunde und Wohlthäter kennt er nur der Sprache nach; den Himmel, den ein freundlicher und guter Mensch in Augen und Mienen trägt, kennt er nicht. Ihm duftet die Blume, aber er hat keinen Begriff von dem Reiz ihrer Farben. Die schönste Gegend ist ihm ein ödes Grab. Die Speisen führt er zum Munde, ohne zu wissen, wie rein oder unrein sie sind. Mit jedem Schritte schwebt er in Gefahr zu fallen, oder anzustoſsen, wenn er nicht der Leitung eines Sehenden folgt. — Zu fast allen Arbeiten untüchtig, fühlt er die Qual der langen Weile doppelt, da ihm das Auge keine Unterhaltung verschafft; und die wenigen Arbeiten, die er verrichtet, wie mühsam sind sie für ihn! wie oft

kommen Fälle, wo er, ohne Beihülfe eines Sehenden, sich nicht mehr zu helfen vermag!

Doch, ich müſste Stundenlang fortfahren, wenn ich alle die groſsen Wohlthaten aufzählen wollte, die uns Gott durch unser Auge erweis't.

Sollten wir nicht wünschen, dieses kunstreiche Werkzeug näher kennen zu lernen?

Gott gab uns bekanntlich zwei Augen — warum? — — — Nicht nur, damit uns ein zweites übrig bleibe, wenn wir eines verlieren, sondern auch, um uns das Schauen zur Rechten und Linken bequemer zu machen. Auch gab er ihnen unter allen fünf Sinnen den höchsten Standpunkt, um von der Höhe herab Alles desto besser überschauen zu können.

Als äusserst zarte Werkzeuge würden aber unsere Augen der gröſsten Gefahr ausgesetzt seyn, hätte der Schöpfer sie weniger sorgfältig verwahrt. Er legte sie daher tief in die knöchernen Augenhöhlen, von denen die obere Wölbung, besonders stark und vorragend, überdieſs mit den sogenannten Augenbraunen versehen ist, um den von der Stirne herabträufelnden, beissenden Schweiſs abzuleiten. Die Augenlieder mit ihren Stachelhaaren sind ohnehin als treue Beschützer der Augen bekannt. Wie schnell schlieſsen sie sich nicht bei jeder Gefahr, die ihren Schützlingen droht! Selbst bei offenen Augen sind die Wimpern eine Schutzwehr gegen Insecten, und mildern überdieſs das zu grell einfallende Licht, so daſs wir unter ihnen und den oberen Augenknochen gleichsam aus dem Schatten hervorsehen. Die übrigen groſsen Vortheile, die uns die Augenlieder gewähren, sind: Beförderung unsres Schlummers und beständige Abwaschung und Reinigung der

Augapfel mit Beihülfe der immer vorhandenen Thränenfeuchtigkeit.

Dieſe Feuchtigkeit kommt aus den Thränendrüſen und ſammelt ſich, wenn ſie nicht in ganzen Tropfen aus den Augen perlt, in den innern Winkeln derſelben, wo ſie wieder eingeſaugt und durch feine Kanäle in die Naſe geleitet wird, wie ihr ſchon bei Betrachtung der Geruchswerkzeuge gehört habt. Nur der Menſch drückt ſeine Gefühle durch eigentliche Thränen aus.

Und nun laſst uns den *Augapfel* selbst näher beschauen. Den Namen hat er von seiner apfelförmigen Gestalt. In der Augenhöhle ist er nicht bloſs durch den dicken Sehnerven in seinem Hintergrunde, sondern auch von allen Seiten durch sechs bandförmige Muskeln bevestigt, durch welche wir das Auge auf- ab- und seitwärts bewegen können.

Am Vordertheile des Augapfels befindet sich eine besonders erhabene kreisförmige glashelle Haut, welche man ihrer Härte wegen *Hornhaut* nennt. Durch sie bemerkt man eine bald blau, bald braun, bald grau gefärbte Scheibe, die sogenannte *Regenbogenhaut*, mit einer glänzend schwarzen Oeffnung. Die ganze übrige undurchsichtige Haut, welche den Augapfel bildet, ist auswendig weiſs und von sehr vester Beschaffenheit, weil an ihr die Senen der Muskeln anliegen, durch welche wir das Auge bewegen. *Innerhalb ist die weiſse Haut* mit einem zarten Adergewebe, der sogenannten *Gefäſshaut*, bekleidet, welche mit schwarzem Schleime bedeckt ist, damit nirgends ein Lichtstrahl, als nur durch das Lichtloch, in das Innere des Auges falle.

Dieſer Schleim fehlt den weißen Kaninchen, weißen

Mäuſen und Ratten und den ſogenannten Kakerlaken unter den Menſchen, daher auch die Augen derſelben, wegen der vielen Aederchen in der Gefäß- und Regenbogenhaut, ganz roth erſcheinen. Aus Mangel an dieſem Schleime iſt den Kakerlaken ſehr helles Licht empfindlich und ihr Geſicht ſchwach, wie ſich denn auch in einer Camera obscura, wenn noch durch andre Oeffnungen, und nicht nur durch das Glas, Licht hinein fällt, die Gegenſtände ſehr undeutlich abbilden.

Die Regenbogenhaut, welche im Mittelpunkte eine Oeffnung hat und ringförmig die sogenannte **Pupille** umgibt, liegt nicht, wie man glauben möchte, vest an der Hornhaut an, sondern ist an ihrem Rande mit der Gefäſshaut verbunden und von dieser aus gerade hinter der Wölbung der Hornhaut herübergespannt, wie das Zifferblatt einer Sackuhr unter dem gewölbten Glase liegt. Durch das abwechselnde Erweitern und Verengen ihrer Oeffnung leistet sie uns groſse Dienste; denn ihr verdanken wir es, daſs weder zu viel noch zu wenig Licht in's Auge fällt. Zu **viel** würde uns blenden, zu **wenig** würde zum Deutlichsehen nicht hinreichen. Aus dem Grunde hat Gott die Regenbogenhaut so reizbar gebildet, daſs sie sich in starker Hellung jedesmal zusammenzieht, und im Dunkeln sich merklich erweitert. Versucht es einmal, geht mit einem Spiegel aus der hellen Sonne in einen dämmerigen Winkel und betrachtet da euern Augenstern: Sichtbar wird er sich da allmählig vergröſsern. Nun kehrt in das grelle Sonnenlicht zurück und betrachtet ihn wieder: Sogleich werdet ihr wahrnehmen, daſs die farbige Haut sich zusammenzieht und den Mittelpunkt wieder verengt. Bei den Katzenarten zieht sich der gedachte Ring nicht rund, sondern länglich zusammen und die Oeffnung erscheint im hellen

Lichte bloſs als eine schmale Ritze; dagegen erweitert sie sich in der Dämmerung ungewöhnlich stark, um von den wenigen Lichtstrahlen so viel als möglich aufzufassen. Daher Katzen auch in einer nur halb hellen Nacht deutlich genug sehen, um ihrer Jagd nachgehen zu können.

Die Eulen haben eben ſolche Augen. Bei andern Säugthieren, z. B. bei Pferden, Ochſen, Schafen ꝛc., zieht ſich die Regenbogenhaut in eine wagrechte Spalte zuſammen; bei den meiſten iſt und bleibt die Oeffnung rund, wie bei den Menſchen.

Was die Farbe des Augenrings betrifft, ſo ſcheint dieſe auf die Sehkraft keinen Einfluß zu haben; denn man findet unter allen Arten und Abſtufungen der Farbe ſtumpfe und ſcharfe, fern- und kurzſichtige Augen; wohl aber ſcheinen die dunkeln weniger Anſtrengung als die hellfarbigen zu ertragen und häufiger der Staarkrankheit unterworfen zu ſeyn.

Tretet ihr vom hellen Lichte in eine dunkle Kammer, oder in einen Keller, so seht ihr anfangs fast gar nichts, weil der Augenstern sich erst erweitern muſs; nach ein Paar Minuten aber hellt es sich auf. — Habt ihr einige Zeit in der Finsterniſs gesessen und es bringt Jemand ein Licht in das Zimmer: so blendet es euch anfangs so sehr, daſs ihr die Augen fast abwenden müſst, bis die Regenbogenhaut das Lichtloch wieder verkleinert hat.

Jetzt nur noch ein Paar Worte über den merkwürdigen Hintergrund und über das Innere des Auges!

Im Hintergrunde dringt ein dicker Sehnerven in dasselbe, zertheilt sich sogleich in ein markiges Gewebe und bildet einen weiſsen Teppich, der die schwarzbraune Gefäſshaut bedeckt und Netzhaut genannt wird. Diese ist die Fläche, auf welcher sich Alles, was wir sehen, ab-

bildet. Wir werden in der Folge noch einmal auf sie zurück kommen.

Das Innere des Auges ist bekanntlich nicht hohl, wie eine leere Blase, sondern mit allerlei Feuchtigkeiten gefüllt. Wenn ihr das Auge eines Kalbes öffnet, so quillt Wasser und eine zähe, gallertartige Feuchtigkeit heraus; ausserdem noch ein krystallhelles, vestes und schlüpfriges Klümpchen, das man kaum zwischen den Fingern zerquetschen kann. Alles das findet sich auch im menschlichen Auge. Den Raum von der Hornhaut bis zur Krystall-Linse füllt eine wäſsrige Feuchtigkeit, in welche die Regenbogenhaut hineinhängt und sich also ungehindert bewegen kann. Dann folgt eine durchsichtige Gallerte, die sogenannte Glasfeuchtigkeit, und auf deren vordern Seite, in einem besondern Grübchen, an zarten Fäden bevestigt, das so eben erwähnte krystallhelle Klümpchen, das, wegen seiner linsenförmigen Gestalt, Krystall-Linse genannt wird. Diese Krystall-Linse und die Netzhaut sind die wichtigsten Theile unseres Auges. Ohne Krystall-Linse würde kein deutliches Bild im Auge entstehen, und ohne Netzhaut würde die Seele von dem Bilde nichts empfinden.

Wollt ihr euch einen recht anschaulichen Begriff von der Einrichtung des Auges machen, so wählt dazu eine Kammer, von welcher ihr auf die Gasse, oder sonst in das Freie sehen könnt, macht sie am hellen Tage ganz finster und laſst das Tageslicht bloſs durch ein Loch eines Fensterladens einfallen. Hinter das Loch haltet nun ein Brennglas und in einiger Entfernung davon einen Bogen weiſses Papier, so werdet ihr auf demselben ein verkleinertes, ungemein niedliches Bild dessen, was aussen ist, erblicken. Was euch aber possirlich vorkommen wird, ist, daſs auf

dem Papier die auſsen vorüberwandelnden Leute gleichsam auf dem Kopfe gehen: denn alles, was man darauf sieht, Thurmspitzen, Hausgiebel, Baumgipfel etc., Alles hängt abwärts. Hier vertritt denn das Loch des Ladens die Stelle des Augensterns, das Brennglas die Stelle der Krystall-Linse, und der weiſse Bogen die Stelle der Netzhaut. Nach der Schule will ich euch so eine Kammer im Kleinen zeigen, die wir hintragen können, wohin wir wollen *). — Vor Allem müſst ihr indeſs wissen, welche Bewandtniſs es mit dem Sehen selbst habe.

Nicht nur von selbstleuchtenden Körpern (z. E. von der Sonne, oder von Flammen) gehn Millionen Lichtstrahlen aus, sondern auch von an und für sich dunkeln Körpern, sobald Lichtstrahlen auf sie fallen; denn die Strahlen prallen von ihnen zurück und verbreiten sich nach allen Richtungen, folglich auch nach unserm Auge, und so malen diese Lichtpinsel auf dem Netzhäutchen alle Gegenstände, von welchen sie herkommen, unendlich klein ab. Da aber das Netzhäutchen aus lauter feinen Nervenfasern gewebt ist, welche von jedem Lichtstrahle gereizt werden: so erhält dadurch unsre Seele, auf eine uns unbegreifliche Weise, eine Vorstellung von allen Formen, Farben, Bewegungen etc. etc., kurz von allem Sichtbaren.

Fehlen die Lichtstrahlen (wie bei Nacht, oder in finstern Gewölben), so sehen wir auch mit den gesundesten Augen nichts. Sind aber unsre Augen mit einem Fell überzogen, oder ist die Krystall-Linse vertrocknet und verdunkelt (wie beim grauen Staar), oder ist das Netzhäutchen verdorben (wie beim schwarzen Staar), so sehen wir auch im hellsten Sonnenscheine nicht.

---

*) eine sogenannte camera obscura.

O Gott, wie viel bewundrungswürdige Anstalten hast du gemacht, um mir die Freuden und Vortheile des Sehens zu verschaffen! Was wär' ich ohne das Licht meiner Augen!

O hättest du mein Auge nicht
So künstlich zubereitet,
Was nützte mir der Sonne Licht,
Der Glanz, den sie verbreitet? —
Gesunde Augen gabst du mir,
Mit Freudenthränen dank' ich dir!

Laßt mich nun nur noch die Beantwortung dreier Fragen über das Sehen hinzufügen:

1) Wie kommt es, daß man mit zwei Augen doch Alles nur einfach ſieht, ſo wie man mit zwei Ohren nur einfach hört? — Die kürzeſte Antwort iſt die: weder das eine noch das andre Auge ſieht, ſondern beide geben nur der Seele Nachricht von dem Sichtbaren; — weder das eine noch das andre Ohr hört; beide geben nur der Seele Nachricht vom Hörbaren. Was man durch zwei Augen zugleich ſieht und durch zwei Ohren zugleich hört, bringt nicht zweierlei Vorſtellungen, ſondern nur Eine Vorſtellung in die Seele; wie zwei Menſchen, wenn ſie uns einerlei zugleich in Ein Ohr ſagten, nicht zweierlei Vorſtellungen, ſondern nur Eine Vorſtellung in uns erwecken würden.

2) Wie kommt es, daß das, was wir in weiter Ferne ſehen, ſo klein ſcheint? daß z. B. ein Paar lange Baumreihen, wenn man gerade durch ſie hinſieht, am Ende ſo eng zuſammen zu laufen ſcheinen? daß man durch eine einzige Fenſterſcheibe, wenn man auch 3—4 Schritte hinter ihr ſteht, zwei, drei Fenſter des gegenüber wohnenden Nachbars, oder eine weit entfernte ganze Gegend überſehen kann?

Ich weiß euch das nicht begreiflicher zu machen, als durch folgende Verſinnlichung:

Wenn ihr an jedem Stamm einer doppelten Baumreihe einen langen Bindfaden beveſtigtet und alle dieſe Fäden einige Schritte hinter dem Anfange der Allee zuſammenfaßtet, ſo würden ſie, wie das Gerippe eines Sonnenfächers (einer Ewantaille), in eurer Hand zuſammenlaufen. Von den zwei nächſten Bäumen her würden die Fäden einen weiten Winkel, jedes Paar der folgenden Fäden aber würde einen immer ſpitzigern machen, und die von den entfernteſten Bäumen kommenden Fäden würden ganz eng aneinander herlaufen. Mäßet ihr nun (ein Paar Fuß weit vor der Vereinigung) querüber den Abſtand des äuſſerſten Paares der Fäden: ſo würdet ihr die Entfernung derſelben zwanzig bis dreißigmal größer finden, als die Entfernung des mittelſten oder äuſſerſten Paares.

Denkt euch nun anſtatt der Fäden Lichtſtrahlen: ſo werdet ihr begreifen, warum das Bild, welches ſie von den Bäumen in unſer Auge bringen, immer kleiner werden muß, je weiter die Bäume von uns entfernt ſind; denn in eben dem Maße, in welchem die Winkel der in unſer Auge fallenden Lichtſtrahlen kleiner werden, müſſen auch die Bildchen in unſerm Auge kleiner ausfallen.

Was ich hier von einer Allee geſagt habe, gilt von allem Sichtbaren. Ein Thurm, den wir, in der Nähe betrachtet, ſechs bis acht Klafter dick finden, ſcheint in der Ferne kaum ſo dick als ein Mann; der Thurmknopf, welcher einen ganzen Scheffel Korn faßt, ſcheint nicht größer als eine Schiebkugel; die Mondſcheibe nicht größer als ein Teller.

Zöget ihr von dem Standpuncte aus, von welchem ihr, am Tiſche ſitzend, durch eine Fenſterſcheibe in eine Landſchaft

ſeht, zwei Fäden, ſo würden ſie, in gerader Linie zur Rechten und Linken fortlaufend, eine mächtig große Strecke in ſich ſchließen, an der Hand aber, wo ihr ſie zuſammenfaßtet, in einen weit ſpitzigern Winkel zuſammenlaufen, als ein Paar Fäden von beiden Seiten der nahen Fenſterverkleidung gezogen *).

Wer nun eine Allee, eine Gaſſe, oder eine Landſchaft zeichnen will, muß ſie eben ſo darſtellen, wie ſie auf einer Fenſterſcheibe, wenn man ſie darauf nachzeichnete, erſcheinen würden, nämlich das Nähere größer, das Fernere immer kleiner, und das heißt man perſpectiviſch **) zeichnen.

3) Warum unterſcheiden wir doch aber ſo richtig in der Ferne, was groß oder klein iſt? Warum halten wir großgewachſene Perſonen nicht für Puppen oder Zwerge? warum nicht Bäume für Moos? warum einen Adler in hoher Luft für keine Lerche? einen entfernten Berg für keinen Ameiſenhügel? Deswegen, weil wir mit dem Augenbetruge ſchon bekannt ſind und aus Erfahrung wiſſen, daß entfernte Gegenſtände größer ſind als ſie ſcheinen. Ganz anders würde ein Blindgeborner urtheilen, wenn er plötzlich das Augenlicht erhielte. Er müßte ſich erſt allmählig daran gewöhnen, die Geſichtstäuſchung durch den Verſtand zu berichtigen. Ueberhaupt nimmt unſre Seele die Bilder, welche ſich im Hintergrunde des Auges winzig klein darſtellen, in einem ganz andern Maßſtabe, und nicht ſo klein wie ſie auf der Netzhaut erſcheinen. — Den Grund aber, warum ſich die Gegenſtände in dem runden Auge ſo klein, und nicht, wie in einem ebe-

*) Der Lehrer wird das durch eine kleine Zeichnung oder durch ein anderes Verſinnlichungsmittel deutlicher machen.

**) Das latein. Wort perſpectiviſch bezeichnet eben das Schauen durch etwas Durchſichtiges.

nen Spiegel, in der wahren Größe darſtellen, ſollt ihr erſt in der Folge hören, wenn wir auf das Licht und auf das Brechen der Lichtſtrahlen kommen.

Im Alter verlieren die meisten Menschen das Vermögen, in der Nähe zu sehen; andre sehen dagegen von Jugend auf nicht in die Ferne. Das kommt besonders von dem Stande der Kristall-Linse her, je nachdem sie weiter vor- oder rückwärts steht.

Wenn ihr eine Schrift durch ein Brennglas deutlich sehen wollt, so müſst ihr das Glas gerade in der rechten Entfernung vom Papiere halten. Eben so muſs auch die Kristall-Linse in der gehörigen Entfernung von dem Netzhäutchen stehen, und in einem ganz guten Auge muſs sie rückwärts und vorwärts treten, je nachdem es einen fernen oder nahen Gegenstand betrachten will. Fehlt diese Beweglichkeit: so sehen wir entweder nur in der Nähe, oder nur in der Ferne *). Beiden Mängeln kann durch eine sehr schätzbare Erfindung abgeholfen werden. — Welche meine ich wohl? — —

Gleiche Bewandtniß hat es, wenn wir in einem verfinſterten Zimmer, in welches nur ein kleines, mit einem Brennglas bedecktes Loch geht, die äuſſern Gegenſtände auf einem vorgehaltenen Papiere betrachten wollen. Steht die mit Papier beſpannte Rahme (gleichſam die Netzhaut) nicht in angemeßner Entfernung von dem Brennglaſe (gleichſam der Kriſtall-Linſe) ſo iſt alles undeutlich. Zu nah und zu fern iſt gleich nachtheilig.

Aus dem Grunde hat es auch der weiſe Schöpfer ſo eingerichtet, daß unſre Kriſtall-Linſe ſich, je nachdem es

*) Bei Fernsichtigen liegt nämlich die Kristall-Linse weiter rückwärts, bei Kurzsichtigen weiter vorwärts.

nöthig iſt, weiter vorwärts und rückwärts bewegen kann. Betrachten wir nahe Gegenſtände, ſo tritt ſie in der wäßrigen Feuchtigkeit ein wenig vorwärts und ſteht alſo weiter von der Netzhaut ab; betrachten wir entferntere, ſo zieht ſie ſich rückwärts, der Netzhaut näher.

Dieſe Beweglichkeit aber verliert ſich gewöhnlich, wenn wir unſre Augen faſt immer nur in der Nähe oder Ferne gebrauchen. Menſchen, die beinahe das ganze Jahr nur leſen und ſchreiben, werden daher nicht ſelten am Ende kurzſichtig, beſonders wenn ſie die üble Gewohnheit annehmen, mit den Augen zu nah' auf dem Buche zu liegen; Jäger und Andre, welche das Auge faßt immer in der Ferne gebrauchen, werden dagegen weitſichtig, das iſt: ſie ſehen endlich bloß in der Ferne, aber in der Nähe nicht mehr. Letzteres widerfährt jedoch beinah allen fernſichtigen Menſchen im Alter. Sie müſſen, um nothdürftig leſen zu können, ein Buch, ſo weit als der Arm reicht, vom Auge halten. — Woher kommt das? — Ihre Kriſtall-Linſe, welche von Natur ſchon rückwärts lag, verliert mit dem Alter die Beweglichkeit nach vorne, und da überdieß die hinter derſelben befindlichen Feuchtigkeiten bei zunehmenden Jahren ſich vermindern, ſo rückt ſie ſogar noch näher gegen die Netzhaut. Zum Deutlichſehen in der Nähe iſt aber eine etwas weitere Entfernung der Kriſtall-Linſe von der Netzhaut ſchlechterdings erforderlich.

Andre Menſchen ſind von früheſter Jugend an kurzſichtig; entweder weil ihr Augapfel zu länglich-rund nach vorne und hinten iſt, weswegen die Kriſtall-Linſe zu weit von der Netzhaut abſteht; oder weil die Linſe von Natur unvermögend iſt, ſich rückwärts zu ziehen. — Solche Leute bekommen manchmal im Alter das Vermögen, beſſer als in der Jugend, in die Ferne zu ſehn, weil durch Verminderung

der Augenfeuchtigkeiten die Kriſtall-Linſe näher gegen die Netzhaut zu liegen kommt. — Seltner iſt der Fall, daß Perſonen, welche Jahre lang nicht mehr in der Nähe geſehen haben, im hohen Alter erſt wieder das Vermögen dazu erhalten. Indeß geſchieht es doch zuweilen, weil ſich entweder ihr Auge wieder mit mehr Feuchtigkeiten füllt, oder ihre Kriſtall-Linſe durch irgend einen Grund auf's Neue beweglich wird und wieder vorwärts rücken kann.

Wer in der Nähe nicht sieht braucht **Brillen**, die in der Mitte dicker sind als am Rande. Statt dieser Brillen kann man auch Brenngläser gebrauchen, die man jedoch nicht so nah an das Auge halten darf. Brenngläser und Brillen sind nach einerlei Gesetz geschliffen. Beide sind in der Mitte dicker, nur die Brenngläser mehr, als die Brillen. Wer in die Ferne nicht sieht, muſs sich anderer Gläser, die man Lorgnetten nennt, bedienen. Diese sind in der Mitte dünner, als am Rande. — Man glaubt, die ersten Brillen seyen vor etwa 500 Jahren in Italien verfertigt worden. — Die Fernrohre, durch die man sehr weit entlegene Gegenstände sehen kann, sind aus mehreren Gläsern zusammengesetzt und wurden erst im siebenzehnten Jahrhundert erfunden, in der Folge aber sehr verbessert. — In eben dem Jahrhundert verfiel man auch auf die Vergröſserungsgläser (Mikroskope), durch welche man nahe Gegenstände wohl Millionenmale vergröſsert sehen kann. — Wie viele neue Entdeckungen hat man nicht durch Fernrohre und Vergröſserungsgläser gemacht! Ungleich schätzbarer sind aber gleichwohl die allbekannten Brillen, ohne welche viele Millionen geschickter und fleiſsiger Menschen von ihrem fünfzigsten Jahr an bis in's Greisenalter für ihre Geschäfte untauglich seyn würden. Indeſs müssen wir uns nicht auf die letzgenannten Gläser zu viel verlassen, son-

dern vielmehr unsre Augen so lange als möglich so gesund zu erhalten suchen, daſs wir keiner Gläser bedürfen.

Wenn ihr den Grund, warum gewiſſe Arten von Gläſern ſo herrliche Wirkungen auf unſer Sehvermögen leiſten, recht begreifen wolltet, ſo müßtet ihr vor allem mit der Lehre vom Brechen der Lichtſtrahlen bekannt ſeyn, auf welche wir erſt in der Naturlehre kommen werden. Wer indeß das auch nicht weiß und nie erfährt, ſollte wenigſtens wiſſen, worauf man in Anſehung der Auswahl einer Brille vorzüglich zu achten habe. Merkt daher:

Wer mit bloßem Auge ohne Anſtrengung ſieht, ſollte ſich einer Näh- oder Fern-Brille ſo wenig bedienen, als ein geſunder und rüſtiger Mann einer Krücke. Blau, grün und anders gefärbte ſogenannte Conſervationsbrillen (durch welche man geſunde Augen ſchonen will) taugen auf keinen Fall etwas. Jedes Augenglas muß farblos, ohne Ritzen, Sprünge, Bläschen und Flecken ſeyn, und keines ſoll ohne Noth gebraucht werden.

Wer indeß wirklich einer Brille bedarf, hat keinen Nachtheil davon zu fürchten, wenn nur das Glas den Augen angemeſſen iſt. Vielmehr ſind ſolche Gläſer wohlthuend für die Augen, weil ſie übermäßige Anſtrengung erſparen *).

Ob aber eine Brille für das Auge paſſe, kann man daran wahrnehmen: a) wenn ſie recht hell und deutlich macht; b) wenn die Fernbrille (Lorgnette) nicht verkleinert, und die

*) Der Verf. braucht noch zuweilen in ſeinem ein und ſiebzigſten Jahre eine Lorgnette, die er in ſeinem fünfzehnten ſchon geführt hat, und ſie leiſtet ihm noch die nämlichen Dienſte, wie damals. Sein Geſicht hat alſo durch den Gebrauch des Glaſes gar nichts gelitten. Der gewöhnlichen Brillen zum Sehen in der Nähe bedürfen die von Natur Kurzſichtigen äuſſerſt ſelten im Alter.

Nähebrille (Lünette) gar nicht, oder doch nur ſehr wenig vergrößert, und c) wenn man, nach einem ſtundenlangen Gebrauche derſelben, keinen Schwindel, keine Verblendung fühlt und keine Regenbogenfarben ſieht. Am meiſten ſchaden die allzu ſcharfen Gläſer, was man nach wenig Minuten ſchon fühlt.

Da die Gläſer ſo ſehr vergrößern und verkleinern, ſo läßt ſich vermuthen, daß auch die eigenthümliche Beſchaffenheit der Augen eine Verſchiedenheit im Sehen bewirke, ſo daß alſo nicht ein Menſch die Gegenſtände eben ſo groß, als der andere, ſieht; das bringt indeß keine Verſchiedenheit in unſre Vorſtellungen von den ſichtbaren Dingen; denn da Jeder alle Dinge entweder größer oder kleiner ſicht, ſo bleibt doch immer das Verhältniß derſelben zu einander das nämliche. Nächſtdem kann die Verſchiedenheit ſo gar groß nicht ſeyn, da es doch keinen Menſchen gibt, der mit bloßem Auge ſehen könnte, was man bisher nur durch Vergrößerungsgläſer wahrgenommen hat.

Wünſchtet ihr wohl, liebe Kinder, ſolche vergrößernde Augen zu haben? — Möchtet ihr alle kleinen Thierchen in jedem Getränke und an jedem Biſſen, den ihr genießen wollt, deutlich ſehen? Wär' es euch lieb, wenn euch die ſchönſte und zarteſte Haut, die ihr bisher bewundert habt, auf einmal häßlich vorkäme? — Oder möchtet ihr Augen haben, denen alles kleiner erſcheint? für die alſo die kleinen Gegenſtände bloß undeutliche Pünctchen würden? — Gewiß nicht! Weislich hat daher der Schöpfer unſern Augen die Einrichtung gegeben, bei welcher uns alles gerade in der Größe erſcheint, in welcher wir wirklich die Gegenſtände ſehen. Auch hier müſſen wir ausrufen: Gott hat Alles wohlgemacht!

Schädlich ist den Augen übermäſsige Anstrengung, besonders in der Dämmerung und bei zitternden Lichtflammen, oder auch bei zu hellem Sonnenlichte; zu schneller Uebergang aus dem Dunkeln in's Helle und umgewandt; Rauch; zu vieles Weinen; hitzendes und die Augen entzündendes Getränk; wollüstige Ausschweifung u. s. w.

Nützlich hingegen ist abwechselnder Gebrauch der Augen in der Nähe und Ferne, besonders der Anblick des Grünen in freier Luft; öfteres Waschen über den Augenliedern und hinter den Ohren mit frischem Wasser, besonders des Morgens.

Vom Schlafe.

Die Augen, welche wir im Schlummer schlieſsen, veranlasseu mich, noch ein Paar Worte über den Schlaf zuzufügen.

Der Erholungsschlaf, welcher vom Winterschlafe vieler Thiere sehr verschieden ist, entsteht:

entweder aus Erschöpfung unsrer Empfindlichkeit gegen äussere Eindrücke;

oder aus Mangel an äussern Reizungen, daher wir auch aus langer Weile vom Schlafe befallen werden.

Ausserdem gibt es auch einen Schlaf aus Betäubung der Nerven, durch Trunkenheit, Krankheit etc.

Der Schlaf unterscheidet sich von der Ohnmacht, in welcher wir uns dessen, was ausser uns vorgeht, noch weniger als im Schlafe bewuſst sind, dadurch, daſs in der Ohnmacht nicht nur die äussere, sondern auch die innere Lebensthätigkeit unterbrochen ist, während im Schlafe die innre (das Athmen, der Blutumlauf, die Verdauung und Verwandlung eines Theils der genossenen Nahrungsmittel in Saft und Blut) ununterbrochen fortdauert. Wäre das nicht, wie könnten wir im Schlafe so viel neue Kräfte

sammeln? Zwar sammeln wir dergleichen auch im Wachen; aber während des Wachens ist doch der Aufwand an Kräften zu groſs, als daſs wir eben so viel sammeln könnten, als wir verbrauchen. Im Schlafe verbrauchen wir wenig Kraft und sammeln also einen Ueberfluſs, den wir am Tage wieder verwenden.

Der Schlaf gibt den Nerven neue Regsamkeit und Empfindlichkeit, kühlt alle Lebenswerkzeuge ab, stärkt den Körper und auch unser Denk- und Gefühlsvermögen;

Der Schlaf beruhigt in Kummer, Miſsmuth und Schmerz oft mehr als aller Trost und alles Einreden.

Der Schlaf unterbricht die Einförmigkeit des Lebens durch eine Art Scheintod und bewahrt uns dadurch vor Lebensüberdruſs;

Der Schlaf macht uns selbst das Sterben weniger schrecklich, indem wir uns an die Gestalt des Todes an Schlafenden gewöhnen.

Guter Schlaf ist uns nothwendiger als gute Kost; denn bei schlechten Nahrungsmitteln kann man stark und gesund bleiben; nicht bei schlechtem Schlafe.

Wollen wir gut schlafen, so müssen wir den Tag über uns anstrengen und uns die Nacht durch Schlafen am Tage nicht verderben; wir müssen des Abends mäſsig seyn (Schlaf aus Betäubung ist kein gesunder Schlaf); wir müssen ein reinluftiges Schlafgemach und keine zu warme oder zu kühle Bedeckung wählen; wir müssen uns, wo möglich, vor Schlafengehen alle unangenehmen Gedanken aus dem Sinne schlagen und — wohlgemerkt! ein gutes Gewissen mit uns zu Bette bringen.

Ein gutes Gewissen,
Ein sanftes Ruhekissen!

Zu viel schlafen verdichtet die Säfte und ist daher ungesund, macht träg' und dumm, raubt die Zeit zu vielen guten Werken, die man wachend verrichten könnte, bringt um Credit und häuslichen Wohlstand und ist endlich wahrer Lebensverlust. — Den wievielsten Theil des Jahres verschläft ein Mensch, der 6, — der 8, — der 10 Stunden schlafend zubringt?

Ganz kleine Kinder verschlafen wohl die Hälfte des Tages; gröſsere müssen sich mit acht Stunden begnügen; für den unverwöhnten erwachsenen Menschen sind sechs, höchstens sieben Stunden genug. Nur Schwächlichkeit, groſse Erschöpfung und Krankheiten machen, wie sich von selbst versteht, eine Ausnahme von der Regel.

(Was zu der kurzen Belehrung über den Schlaf hinzugefügt werden könnte, findet der Lehrer im erſten Abſchnitte dieſes Handbuchs S. 108 bis 118. — Auch über *Träume* könnte bei Erwähnung des Schlafs Einiges geſagt werden; da dieſe aber ein unwillkührliches Erzeugniß der Phantaſie ſind, ſo verſparen wir es ſchicklicher auf den zur Seelenlehre gehörigen Abſchnitt von der Einbildungskraft.)

Den Tod pflegt man den Bruder des Schlafes zu nennen. Beide Brüder werden zuweilen miteinander verwechſelt; denn nicht Jeder iſt wirklich todt, der es zu ſeyn ſcheint. Man muß daher wiſſen, woran man den wirklichen Tod vom Scheintode unterſcheidet und wie man Menſchen zu behandeln habe, von deren Tod man noch nicht gewiß iſt; denn gewöhnlich iſt die größte Gefahr im Verzuge der Hülfe, und doch iſt nicht immer im erſten Augenblicke ein Arzt zugegen.

Bei Scheintodten, wie bei wirklich Todten iſt die thieriſche Wärme größtentheils und oft ganz verſchwunden und Athem und Blutumlauf ſtehen ſtille. Die Wiederbelebungsmittel zielen denn nun alle dahin ab, Blut und Athem wieder in Bewegung zu ſetzen und die natürliche Wärme wieder herzuſtellen.

Die natürliche Wärme und den Blutumlauf ſucht man vorzüglich durch Reiben, Bürſten und warme Bäder, den Blutumlauf beſonders durch Aderläſſen, und den Athem durch Einblaſen friſcher Luft wieder aufzuregen. Letzteres befördert zugleich den neuen Blutumlauf, und ein Mittel unterſtützt überhaupt das andere. Außer dem genannten gebraucht man auch noch andre Reizmittel, z. B. Beſprützen mit friſchem Waſſer, Zuwehen friſcher Luft, ſcharf riechende Sachen, welche man vor die Naſe hält, Tabaksrauchkliſtire u. ſ. w. Aber nicht ein Scheintodter darf behandelt werden, wie der andre. Einen vom Froſte Scheintodten würde man z. B. morden, wenn man ihn auf eben die Art erwärmen wollte, wie einen Erhenkten, Ertrunkenen oder Erſtickten. Es iſt daher nöthig zu wiſſen, wie Jeder nach ſeinen beſondern Umſtänden behandelt werden muß.

Man hat in unſern Tagen eine Menge zweckmäßiger Belehrungen darüber; und auch ihr, liebe Kinder, ſollt ſchon jetzt etwas davon erfahren. Vielleicht könnt ihr bei einem vorkommenden Falle den Erwachſenen guten Rath geben; und iſt das auch nicht, ſo lernt ihr ja, was in der Schule vorkommt, nicht allein für den jetzigen Augenblick, ſondern für's ganze Leben.

Ich will euch daher aus dem Rochow'ſchen Kinderfreunde leſen laſſen, was in demſelben *) von den nöthigen Maßregeln bei plötzlich Verſtorbenen und andern Scheintodten geſagt iſt.

---

*) Nach der umgearbeiteten Gießener Aufl. Nr. 91 u. 92. Wer dieſes Büchlein nicht in Händen hat, beſitzt doch wohl irgend ein andres über den Gegenſtand, welcher auch in Becker's N. u. H. B. umſtändlich vorkommt.

Handbuch
für
Volksſchullehrer
beim Gebrauche des Denkfreundes.

Dritte Abtheilung,

Betrachtung der menſchlichen Seelenkräfte. Zugleich Anleitung zum rechten Gebrauche derſelben.

Von

Joh. Ferd. Schlez.

Betrachtung der menschlichen Seelenkräfte.

Zugleich Anleitung zum rechten Gebrauche derselben.

Was wir bisher am Menschen betrachtet haben, liebe Kinder, sagte Herr Richard, betraf zwar ausschlieſslich seine thierische Natur. Sehen wir aber auf die Erhabenheit und Schönheit seiner ganzen Gestalt und auf die Zweckmäſsigkeit seiner Gliedmaſsen zu den mannigfaltigsten Unternehmungen, so unterscheidet er sich doch auch dem Leibe nach sehr vortheilhaft von der Thierwelt. Sein gerade zum Himmel gerichteter Körperbau, sein würdevoller Ausdruck in Gebehrden, Mienen, Blicken und Stimmlauten — wie hoch erheben ihn diese über das menschenähnlichste aller Thiere, über den Affen! Zwar geht auch dieser, abwechselnd, aufrecht; aber mehr possirlich, als mit der Würde des Menschen. Und wie viel verliert erst der Affe, wenn wir seine Körpertheile einzeln mit denen des Menschen vergleichen! Sein scharflippiger, weitgeschlitzter, hervorstehender Mund, die plattgedrückte Nase, das abgestumpfte Kinn, die wulstförmige Stirne, die tiefliegenden Augen, an denen das Weiſse bis zum Farbenringe verdeckt ist, die ungefällige Farbe seines Gesichtes, und dazu noch die dummschlauen Verzerrungen desselben. — Betrachtet dagegen das schöne menschliche Antlitz, auf welchem alle Empfindungen und Verrichtungen der Seele so sprechend und geistvoll sich abspiegeln! — Soll ich

auch Rumpf und Glieder der Affen mit denen des Menschen vergleichen? — Vergebliche Mühe! — Auch das schönste der Thiere, wie viel verliert es, mit einem wohlgebauten Menschen verglichen!

Und dieser zarte, schöne Körper übertrifft dabei die allermeisten Thierkörper an Lebensdauer. Von dieser stellt uns die Bibel ausserordentliche Beispiele auf, ob sie gleich einen Theil des Ausserordentlichen verlieren, wenn wir annehmen, daſs die Jahre der alten Welt kürzer gerechnet worden sind als jetzt.

Wahrſcheinlich rechnete man bis zu Abrahams Zeiten nur drei oder vier, ſpäterhin acht, und erſt um Joſephs Zeit zwölf Mondenwechſel auf ein Jahr. Daß es in der alten Welt Menſchen von 900 Jahren und drüber gegeben habe (1 Moſ. 5, 5. desgl. 9, 27. 28 u. 29.), iſt alſo nur in ſoferne wahr, als wir darunter kürzere Jahre verſtehn. Schon Moſe ſagt: unſer Leben währt in der Regel nur ſiebenzig, wenn's hoch kommt achtzig Jahre. (Pſ. 90, 10.)

Aber auch heute noch sind Menschen von 100 — 120 Jahren gar nicht unerhört. Im Jahr 1801 lebte noch zu Pommiers in Frankreich ein Zimmermann, Peter Barnoux, (spr. Barnu) in seinem 115ten Jahre vollkommen wohl, trieb sein Handwerk und stieg auf die höchsten Gebäude. Von seinen 3 Kindern starb eins im 83sten Jahre; Ein Sohn und eine Tochter überlebten ihn, ich weiſs nicht wie lange. Wenn diese ihm riethen, sich zu Ruhe zu begeben, pflegte er zu sagen: „Schweigt ihr Schwächlinge! Ich habe noch mehr Kraft als ihr, und gedenke euch Alle zu begraben." *)

*) In Ruſsland hatten im Jahre 1814 unter 891,652 Verstorbenen 5531 das hundertste Jahr erreicht, oder bis zum 132sten überschritten.

In Rußland ſtarben nach den Kirchenliſten im J. 1828 nicht weniger als 944 Perſonen, die das hundertſte Jahr überſchritten hatten; unter dieſen 21 in einem Alter von 125 bis 135 Jahren und darüber. Zu Polozkin lebte noch im J. 1796 ein Greis von 168 Jahren, der im 93. Jahre zum drittenmal heirathete, mit dieſer ſeiner dritten Gattinn das Ehejubiläum feierte und in einem Alter von 163 Jahren noch friſch und geſund war. Auch in England ſind hundertjährige Greiſe keine ſo große Seltenheit wie in Deutſchland. Heinrich Jenkins († 1670), ein Engländer, lebte 169 Jahre und ſchwamm noch in ſeinem hundertſten Jahre in ſtarken Strömen. Thomas Parre, ſein Landsmann, verheirathete ſich in ſeinem 120ſten Jahre auf's Neue, und war, als er 1635 in London ſtarb, 152 Jahre und 9 Monate alt. Ein Däne, Namens Draakenberg (geboren 1626), erreichte ein Alter von 146 Jahren und war noch in ſeinem 130ten in ein junges Mädchen verliebt, das aber von ſeinem guten Willen keinen Gebrauch machte. Auch in Deutſchland iſt ein Alter von 100 Jahren eine ſo große Seltenheit nicht. Nur ein Paar der neueſten Beiſpiele! — Peter Huhner, Bauer zu Mochentheim im Würtembergiſchen, ſtarb am 7. Febr. 1816 hundert und ſieben Jahre alt, und bedurfte bis in's hundertſte keiner Brille. In zwei Ehen, deren letztere er in ſeinem ſiebenzigſten Jahre ſchloß, wurde er Vater von 25 Kindern. Anton Adner aus Berchtesgaden war in einem Alter von 116 Jahren noch jugendlich munter im J. 1821 beim Fußwaſchen am königlichen Hofe zu München.

Wäre unſre Lebensweiſe der Natur mehr angemeſſen und ſuchten wir auch unſre Leidenſchaften beſſer zu bezähmen, ein Alter von hundert Jahren würde nicht ſeltner ſeyn als das von 70 oder 80.

Nächstdem hält der menschliche Körper fast unter allen Himmelsstrichen aus, während der ungeheure Elefant, mit seiner rindenartigen Haut, die Kälte unsers Winters (dem unser zartes Angesicht ohne Bedeckung trotzt) so wenig erträgt, als das Rennthier des kalten Nordens den warmen Süden. Der Mensch lebt in Afrika's Sandwüsten und auf den Eisschollen von Grönland.

Wie die meisten Thiere auf gewisse Himmelsstriche beschränkt sind, so auch auf bestimmte Nahrungsmittel; der Mensch aber ernährt sich mit Wohlbehagen von hunderterlei Erzeugnissen aus allen Naturreichen, und ist demnach so recht zum Bewohner des ganzen Erdballs geschaffen.

Die Ottomaken am Orinoco in Süd-Amerika und andre rohe Völker eſſen ſogar eine fettige Thonart, wie wir das Brot, zu ihren Speiſen und nähren ſich in Nothfällen ausſchließlich damit, daher man ſie auch Erd-Eſſer nennt. Wie wahr iſt es alſo: der Menſch weiß überall, wo er nur das Klima zu erdulden vermag, auch Nahrung zu finden.

Und welche Anstelligkeit seiner Glieder zu allen erdenkbaren Verrichtungen! Könnten wir auch dem schlauen Hunde Menschenverstand geben, — würde er es dann an Geschicklichkeit uns gleich thun? Nimmermehr! sein ganzer Körperbau verstattet es nicht. Würde er reden und singen lernen, wie wir? Nein! ihm fehlt, wie allen Säugethieren, die Beweglichkeit der Werkzeuge der Sprache und des Gesangs.

Welche Biegſamkeit der Sprachwerkzeuge iſt nicht zur Hervorbringung aller Sprachlaute erforderlich! Aus unſerm Alphabet können mehrere Millionen ausſprechbarer Sylben und Wörter zuſammengeſetzt werden. Dazu kommen noch die Naturlaute der Freude, der Verwunderung, des Schrek-

kens, des Kummers, der Wehklage, des Lachens ꝛc. und eine Menge von andern Lauten, welche mit unſern Buchſtaben gar nicht dargeſtellt werden können. — Und welchen Umfang hat die menſchliche Stimme! welche Höhe und Tiefe! Welch ein Abſtand, wenn wir die vielen Tauſend Thiergattungen dagegen halten, welchen von Natur alle Stimme verſagt iſt — die Fiſche, Inſecten und Würmer! Welch ein Abſtand aber auch im Vergleiche mit andern Thierklaſſen, denen die Stimme nicht fehlt! Wie einfach und beſchränkt iſt ſie bei allen Säugthieren! — Selbſt die Tonleiter der berühmteſten Geſangvögel iſt nicht zu vergleichen mit der Mannigfaltigkeit, Höhe und Tiefe der menſchlichen Geſangſtimme; nicht zu gedenken, daß der Menſch zu gleicher Zeit ſingt und ſpricht. Einige Vögel lernen mit vieler Mühe wenige Wörter dem Menſchen nachlallen; Sprechen und Singen zugleich lernt keiner; der Menſch aber übertrifft ſelbſt im Pfeifen den geſchickteſten Geſangvogel; nur daß wir die Kunſt, ohne Inſtrument zu pfeifen, ſo wenig ausbilden! Wir würden es gewiß zu hoher Vollkommenheit bringen und mit der Flöte wetteifern. — Und wie melodieenreich iſt nicht ſogar der menſchliche Redeton! Welch ein Umfang, welche Harmonie in den Sprechlauten eines guten Redners! — Und bei dem Allen habe ich der Hauptſache, ich meine die bewundernswürdige Erfindung der Sprache ſelbſt, welche die tiefſten Gedanken und Empfindungen der Seele in Stimmlauten offenbart, noch gar nicht erwähnt, weil hier nur von dem Vermögen, durch die menſchlichen Stimmwerkzeuge Sprachlaute, Geſangtöne u. ſ. w. hervorzubringen, die Rede war.

Zwar gibt es einzelne Thiere, die, vermöge ihres angebornen Kunsttriebes, in gewissen Fertigkeiten es dem Menschen beinahe zuvor thun, z. B. die Biene und

die Spinne; sind aber ihre Glieder auch zu jeder andern Arbeit geschickt, wie die unsrigen?

Doch wie lange könnt' ich fortfahren, die Vorzüge des menschlichen Körpers vor dem thierischen zu schildern! — Lieber laſst uns die noch weit gröſseren Vorzüge unsrer Seele betrachten!

Daß das Weſen, welches in uns empfindet, denkt und will, etwas von den Sinnen ganz Verſchiedenes ſeyn müſſe, habe ich ſchon in der Einleitung zu der Lehre von den Sinnwerkzeugen gezeigt. Das Weitere, was über die Seele und ihre Unſterblichkeit hier geſagt werden könnte, gehört in die Religionslehre.

Seele nennt man jeden mit einem Körper verbundenen Geist. Alles was empfindet, seiner Empfindungen sich bewuſst ist und Selbstthätigkeit besitzt, muſs beseelt seyn, folglich auch das Thier. Wie tief aber die Thierseele unter der menschlichen stehe, werdet ihr am beſsten bemerken, wenn wir die menschlichen Seelenkräfte, oder vielmehr die verschiedenen Arten von Wirksamkeit unserer Seele, nun einzeln durchgehen.

Sie lassen sich füglich unter folgende drei allgemeine Benennungen bringen: I. Erkenntniſsvermögen; II. Gefühlsvermögen; III. Begehrungsvermögen.

I. *Erkenntniſsvermögen.*

Zu diesem gehört: 1. Bewuſstseyn; 2. Einbildungskraft; 3. Gedächtniſs; 4. Verstand und 5. Vernunft. Die ersten drei (welche man das niedere Erkenntniſsvermögen nennt) haben vollkommnere Thiere in einem gewissen Grade mit uns gemein; die zwei letzten

aber (das höhere Erkenntniſsvermögen) hat der Mensch vor den Thieren voraus.

1. Das Bewuſstseyn.

Wer eine Vorstellung von sich selbst, von seinem Zustande, und von den Eindrücken hat, welche von aussen auf ihn gemacht werden, der hat ein *bewuſstes Seyn*, er weiſs, *daſs* er ist, *wie* ihm ist, und *was* ausser ihm ist.

Ohne Vermögen, uns der Eindrücke auf unsre Sinnwerkzeuge bewuſst zu werden, hälfen uns alle fünf Sinne nichts. Wir würden durch sie eben so wenig sinnliche Erfahrungen sammeln, als der Spiegel, der weder von sich selbst noch von den Gestalten etwas weiſs, die in ihm sich abbilden.

Auch Thiere haben Bewuſstseyn; aber keines derselben das *klare, deutliche* Bewuſstseyn des Menschen; denn zum klaren Bewuſstseyn gehören *alle* Seelenkräfte, die wir so eben unter dem gemeinschaftlichen Namen „Erkenntniſsvermögen“ zusammengefaſst haben. Wir sind uns z. B. nicht nur bewuſst, *daſs* wir dieſs oder jenes sehen, sondern auch, *ob es so ist*, wie es scheint; *was es ist*; *wie es ist*; *wodurch* es sich von andern unterscheidet; *warum* es so oder so ist und seyn muſs; *wozu* es nützt, oder was es schadet — und endlich, *daſs Wir es sind*, *die dieses Bewuſstseyn besitzen*.

Unſre ſinnliche Wahrnehmung ſtimmt freilich nicht immer mit dem, was außer uns iſt, überein. Wie oft glauben wir Etwas von der Linken zu hören, was von der Rechten kommt? Wie oft ſehen wir Eins für das Andre an! — Welche Täuſchung bewirkt nicht der Spiegel! So ſcheint z. B. unſer Bild um ſo viel tiefer hinter dem Spiegel zu ſtehn, je weiter wir uns von demſelben entfernen. Der Wilde, dem ein ſolches Ding nie vor die Augen ge-

kommen iſt, glaubt daher einen ſeiner Brüder hinter der Rahme zu ſehen und guckt neugierig, wie ein Vogel, hinter das Glas. — In weiter Ferne ſcheint eine doppelte Baumreihe ganz nahe zuſammen zu laufen, und weit von uns entfernte Menſchen erſcheinen uns wie kleine Puppen; aber unter Mitwirkung des Verſtandes ſind wir uns bewußt (oder können uns doch bewußt werden), daß das Täuſchung iſt. Ganz anders betrachtet das Thier die Werke der Natur und Kunſt. Es kann nicht Wirklichkeit und Täuſchung unterſcheiden, und eben ſo wenig Grund und Folge des Wahrgenommenen einſehen. Der Vogel z. B. ſieht zwar auch das Grünen und Blühen der Bäume und ihrer Früchte; aber er hat kein Bewußtſeyn von Urſache und Wirkung. Er weiß nicht, daß das Grünen und Blühen eine Folge der Frühlingswärme und des innern Baues der Pflanzen iſt; nicht daß aus den Knospen Blüthen und aus den Blüthen Früchte entſtehn u. ſ. w. Er vermag nicht einmal ſich ſelbſt von dem Baume genau zu unterſcheiden. Er hat nur ein dunkles Bewußtſeyn von ſich und dem was ihn umgibt.

---

2) Die Einbildungskraft

steht mit dem Bewuſstseyn in engster Verbindung. Von dem Gesehenen, Gehörten, Geschmeckten, Gerochnen und Gefühlten können wir uns, bekanntlich, nicht nur im Augenblicke des Bewuſstwerdens eine Vorstellung machen, sondern auch die Vorstellung willkührlich erneuern, sie mit andern Vorstellungen zusammensetzen, Theile derselben hinweg und andere hinzu denken, und auf diese Art Dinge erfinden, die uns noch gar nicht so vor die Sinne gekommen sind. Dieses Vermögen nennt man Einbildungs-

kraft, oder die Kraft, ein Bild in sich selbst zu erneuern oder zu erschaffen *).

Wir haben nämlich nicht blos das Vermögen, ein Bild in uns aufzunehmen und wieder zu erwecken, ſondern auch das Vermögen, aus den mannigfaltigſten Anſchauungen ganz neue Bilder zu ſchaffen (Dichtungsvermögen). So kam die alte Fabelwelt auf die ſonderbarſten Umgeſtaltungen. Einen Mädchenkopf und eine Mädchenbruſt fügte ſie an den Leib des Hundes, und ſo entſtand die Sphinx; Kopf, Leib und Arme des Menſchen verband ſie mit einem Fiſchſchwanze, und es gab Waſſernixen und Tritonen. Eines Mannes Kopf, Bruſt und Hände ſetzte die Einbildungskraft an einen Pferdekörper, und ſo hatte man den Centauer. Bocks-Schenkel und Füße verband man mit einem Menſchenleibe, ſetzte Bockshörner auf den Menſchenkopf und nannte das Geſchöpf Satyr. Vogelfittige gab man dem Pferde und nannte es den Pegaſus u. ſ. w. — Aus hundert geſehenen Gegenſtänden ſetzen wir eine ganz neue Landſchaft, und aus tauſend Menſchen und Begebenheiten, die wir geſehen und erlebt, oder von denen wir gehört und geleſen haben, einen Roman zuſammen ꝛc.

Wozu nützt uns aber die Einbildungskraft? — Zu sehr Vielem!

a) Ohne Einbildungskraft gäb' es keine freie Erinnerung sinnlicher Gegenstände. Einen Menschen, den wir heute kennen lernen, würden wir morgen nicht wieder erkennen; einer Melodie, beim zweiten Hören derselben, uns nicht mehr erinnern etc., wenn wir uns nicht einbilden könnten, wie jener aussah und wie diese klang.

*) Im letztgedachten Sinne besonders **Phantasie**, oder Dichtungs-Vermögen.

Ein berühmter Maler, Namens Holbein *), der zu Luthers Zeiten lebte, reis'te, auf Anrathen eines gewissen Grafen, im J. 1526 von Basel aus nach England. Von dieser Reise-Veranlassung erzählte er einmal dem Kanzler Morus daselbst; aber zum Unstern hatte er den Namen des Grafen, den der Kanzler von Angesicht kannte, vergessen. Morus rieth, Holbein beschrieb; — Umsonst! — Plötzlich entfernte sich Holbein; kam aber bald mit einer Zeichnung zurück, die er geschwind auf seinem Zimmer entworfen hatte. Es war das Gesicht des Grafen. Sogleich rief der Kanzler den Namen desselben aus, Holbein stimmte ein, und Beide hatten gefunden, was sie lange vergeblich gesucht hatten. — Wie lebhaft muſste Holbeins und seines Gönners Einbildungskraft gewesen seyn, daſs der Eine ein Gesicht, das er nur einigemal in der Schweiz gesehen hatte, in England so sprechend darstellen, und daſs der Andre es sogleich erkennen konnte!

Der engliſche Maler Hogarth malte den berühmten Schriftſteller Fielding einige Zeit nach ſeinem Tode. Alles war zum Sprechen gelungen, nur der Mund nicht. Ein gleichfalls ſehr berühmter Schauſpieler, Garrik, ſah das Bild und vermißte die Aehnlichkeit des Mundes. Sogleich ſetzte er ſich, gab ſeinem eigenen Munde die auffallendſte Aehnlichkeit mit dem des Verſtorbenen, und ſaß alſo dem Maler zu einem fremden Bilde. Hogarth, darüber erfreut, ergriff den Pinſel — und in wenigen Minuten war Fielding vollkommen getroffen.

b) **Ohne Einbildungskraft würde überhaupt kein Vergleichen und Unterscheiden stattfin-**

*) näml. Hans Holbein der jüngere. Er war von Erasmus an den Kanzler Morus empfohlen, wurde Hofmaler und starb 1554 an der Pest, 56 Jahre alt.

den, am allerwenigsten, wenn das zu Vergleichende nicht so eben unsre Sinne berührte. Ich spreche jetzt einige, in der Druckschrift ähnlich-geformte Buchstaben aus: ſ und f; c und e; n und u. — Ihr habt weder den einen noch den andern dieser Buchstaben vor Augen; könnt ihr sie nicht aber doch eben so gut vergleichen und unterscheiden, als schwebten sie vor eurem Gesichte? — Dieſs alles aber könnt ihr bloſs vermittelst eurer Einbildungskraft. Ohne sie würdet ihr Alles verwechseln und vermengen.

c) Ohne Einbildungskraft würden wir nicht zusammen denken können, was zusammen gehört. Bekanntlich weckt eine Vorstellung die andre. Wir hören z. E. eine Glocke, sogleich steht der Thurm, die Kirche, die Orgel, die Kanzel, die Kirchenversammlung, der Prediger u. s. w., kurz alles was zur Kirche gehört, vor unsrer Seele. Dieses Zusammendenken ist aber in vielen Fällen schlechterdings nothwendig, wenn wir unsre Geschäfte wohl ausrichten wollen. Stellt euch eine Köchinn vor, die nicht alles, was zu einer Mahlzeit gehört, die Folge der Schüsseln und die Zeit und Art ihrer Zubereitung sich einbilden könnte, ehe noch das Feuer auf dem Heerde brennt —; Welche Verwirrung, welche Unordnung, welches Laufen und Rennen gäb' es bei ihrer Kocherei! Mit Recht sagt daher das Sprüchwort: wer's nicht im Kopfe hat, muſs es in den Füſsen haben.

Auch Vorſtellungen von ähnlichen Dingen weckt die Einbildungskraft. Bei der Erblickung eines Unbekannten fällt uns ein Bekannter, beim Hören einer neuen Melodie eine alte, bei einem noch nie empfundenen Geruche und Geſchmacke ein ähnlicher ſchon empfundener ein. Wie ſchlecht ſtände es ohne dieſe Wirkung der Einbildungskraft um unſer Erinnerungsvermögen!

d) Ohne Einbildungskraft wäre keine absichtliche Erfindung möglich. Der Baumeister, der zu einem Gebäude den Bauriſs entwerfen soll, muſs sich dasselbe so lebhaft vorstellen, als ständ' es vor seinen Augen. So der Maler die Landschaft, die er zeichnen, der Gärtner die Gartenanlage, die er machen, der Erzähler die Geschichte, die er vortragen, oder die Sache, die er beschreiben will etc. etc. Fränklin rieb mit dem Finger über den nassen Rand eines Glases, hörte den Ton, und seine Einbildungskraft, vom Verstande geleitet, schuf die Harmonica. Joseph Montgolfier sah den Rauch aus einem Schornsteine steigen, und Verstand und Einbildungskraft sahen zugleich den ersten Luftball.

Ueberhaupt bietet die Einbildungskraft dem Verſtande eine Menge Stoff zum Denken dar.

e) Ohne Einbildungskraft könnten wir uns etwas bloſs Beschriebenes unmöglich vorstellen — und demnach würde alles, was ich euch von dem Innern des menschlichen Körpers vor Kurzem gesagt habe, wie jede Beschreibung, vergeblich seyn.

f) Ohne Einbildungskraft würden einige der edelsten Gemüthsbewegungen wegfallen. — Wo blieben Mitleid und Mitfreude, könnten wir uns nicht durch die Einbildungskraft in die Lage des Leidenden und des Glücklichen versetzen? Wo bliebe die angenehme Empfindung vor und nach dem Genusse eines Vergnügens, könnten wir nicht voraus und nachher Alles so lebhaft, wie während des Genusses, uns vorstellen? Und welch groſsen Antheil hat nicht die Einbildungskraft auch an unsern religiösen Empfindungen! Durch sie hob sich ein Stephanus, unter den Händen seiner Mörder, über Erd' und Zeit empor.

g) **Ohne Einbildungskraft würde unser Begehrungsvermögen gröſstentheils schlummern.** Ihr könnt Nichts begehren, wenn ihr euch nicht zuvor einbildet, wie wünschenswerth das Begehrte sey. Ohne euch die Annehmlichkeiten auf der Eisbahn, oder bei einer Schlittenfahrt, zuvor gedacht zu haben, werdet ihr den warmen Ofen schwerlich mit den genannten Vergnügungen vertauschen. Niemand wird einen Garten anlegen, ein Haus neu erbauen oder verschönern lassen, oder sonst Etwas sich zu erwerben suchen, ohne sich zuvor ein Bild von den daraus erwachsenden Annehmlichkeiten gemacht zu haben.

Eben so wenig wird Jemand einem Uebel zu entfliehen suchen, wenn er sich's nicht zuvor als ein Uebel in seiner Einbildungskraft vorgestellt hat. Daſs ihr Kinder mancher Gefahr ausweicht und manches Wagestück nicht unternehmt, ist gewiſs nicht sowohl Folge der Ueberlegung, als vielmehr eine Wirkung der Einbildungskraft, die euch plötzlich die Gefahr zu ertrinken, zu stürzen, oder sonst zu verunglücken, voraussehen läſst.

h) **Die Einbildungskraft iſt ferner die lieblichſte Gefährtinn der Einſamkeit.** Ihre ſchönen Bilder verſchaffen uns, wenn ſie auch nicht zur Wirklichkeit kommen oder kommen können, doch ungemein viel Vergnügen. Gewiß, das Leben wäre recht einförmig und traurig, wenn wir es nicht durch Einbildungskraft verſchönten. Kinder hören daher ſo gern allerlei Zauber- und Feenmährchen; auch Erwachſene leſen gern erfundene Geſchichten, und wie oft phantaſirt man ſich ſelbſt zum Zeitvertreibe vor: daß und wie Etwas ſeyn könnte, was doch wirklich nicht ſo iſt! Schon der Knabe macht ſich ſchöne Bilder von ſeinem künftigen Lebenslaufe, und die meiſten ſchönen Hoffnungen entſpringen aus der Einbildungskraft.

Ueberſtandne Gefahren ſchweben nach langer Zeit noch der Einbildungskraft vor, und ſo erneuert ſich die empfangene Warnung, der Dank gegen Gott u. ſ. w.

i) Auch verſchönt und verherrlicht die Einbildungskraft die Wirklichkeit; ein Fall, der vorzüglich bei Kindern ſo oft vorkommt; daher ſie oft mit großem Jubel von etwas ſprechen, das ſie geſehen, gehört oder genoſſen haben, wobei wir Erwachſene ganz kalt und ungerührt geblieben ſind.

k) Die Einbildungskraft verlängert den Genuß des Angenehmen. Wie lebendig zaubert ſie uns die Annehmlichkeiten der Vergangenheit vor! Iſt es nicht, als ob wir das längſt ſchon Verſchwundene noch einmal durch ſie genößen? Selbſt ſchon vor dem Genuſſe iſt ſie geſchäftig, und nicht ſelten iſt der Genuß in der Einbildungskraft lieblicher als in der Wirklichkeit.

l) Die Einbildungskraft beſtimmt endlich einen großen Theil unſrer Denk- und Handlungsweiſe. Wie die Einbildungen — ſo ſind auch unſre Gefühle, unſre Urtheile, unſre Handlungen. Zu großen Entwürfen, Entſchließungen, Vorſtellungen u. ſ. w. muß die Einbildungskraft ſchlechterdings mitwirken.

Die Einbildungskraft ist also ein höchst nützliches Seelenvermögen; sie kann uns aber auch sehr nachtheilig werden, wenn sie nicht vom Verstande beherrscht wird.

1) Zu groſse Lebendigkeit der Einbildungskraft **zerstreut uns zur Unzeit**, daſs wir auf Nichts aufmerksam achten, wie das bei euch Kindern auch oft in Schulen und Kirchen der Fall ist;

2) **Sie tödtet den, zu vielen Geschäften erforderlichen, Ernst und die nöthige Beharrlichkeit;**

Ihr Kinder, bei denen gewöhnlich die Einbildungskraft die Oberhand über den Verſtand behauptet, möget daher alle gern Geſchichtchen, Mährchen, Fabeln u. ſ. w. hören und leſen; aber wenn es Ernſt und Anſtrengung gilt, wenn die Einbildungskraft nur wenig, oder gar nicht beſchäftig wird, da ſtirbt häufig die Aufmerkſamkeit an der langen Weile.

3) **Sie verleitet uns zu einer Menge von Sünden.**

Wollüstige Bilder in unsrer Seele verführen zu unkeuschen Thaten; allzulebhafte Vorstellungen von dem Glücke, welches mit diesem oder jenem Besitze verbunden seyn würde, zum Diebstahle und Betrug. Uebertriebene Ansichten von einem bevorstehenden Verdrusse, von Verantwortung und dergl. machen uns zu Lügnern und verleiten zu den schändlichsten Vorbauungsmitteln; bloſse Einbildung erweckt in uns oft den ungerechtesten Argwohn gegen Unschuldige u. s. f.

4) **Und in welche Thorheiten und Schwachheiten fallen wir oft durch die Gewalt der Einbildungskraft!** Welche Luftschlösser baut Mancher, weil ihn seine Einbildungskraft nur das Gelingen, nicht aber das Miſslingen, nur die angenehme, aber nicht auch die unangenehme Seite dessen, was er begehrt, sehen läſst!

Ueberhaupt läßt die Einbildungskraft den Verſtand oft gar nicht zu Athem kommen. Sobald ſie erwacht und Etwas ſo oder ſo vorſpiegelt, ſo nehmen wir das für entſchieden und richtig an.

Könnt ihr euch noch der Milchfrau (von Gleim) und ihrer Luftſchlöſſer erinnern, die ſie auf vier Stübchen Milch gebaut hatte? —

Nachläſſig aufgeſchürzt, zwei Gürtel um den Leib,
Auf leichten Füßen ging ein artig Bauernweib

Frühmorgens nach der Stadt, und trug auf ihrem Kopfe
Vier Stübchen ſüße Milch in einem großen Topfe.
Sie lief und wollte gern „kauft Milch!“ am erſten ſchrei'n;
Denn, dachte ſie bei ſich, die erſte Milch iſt theuer.
Ich nehme heut, will's Gott, zwölf baare Groſchen ein,
Und kaufe mir dafür ein halbes hundert Eier,
Die bringt mein einzig Huhn mir dann auf Einmal aus.
Gras ſtehet rund herum um unſer kleines Haus,
Da werden ſie ſich ſchon im Grünen ſelbſt ernähren
Die kleinen Küchelchen, die meine Stimme hören.
Und, ganz gewiß, der Fuchs muß mir ſehr liſtig ſeyn,
Läßt er mir nicht ſo viel, daß ich ein kleines Schwein,
Nur eins zum wenigſten dafür ertauſchen kann.
Wenn ich mich etwa ſchon im Geiſte darauf freue:
So denk' ich nur dabei an meinen lieben Mann.
Zu mäſten koſtet es ja nur ein wenig Kleie.
Iſt es dann fett gemacht, ſo kauf' ich eine Kuh.
In unſern kleinen Stall, auch wohl ein Kalb dazu:
Das will ich allemal ſelbſt vor den Hirten bringen.
Wie fröhlich wird es dann um ſeine Mutter ſpringen!
Hei! ſagt ſie und ſpringt auf! und von dem Kopfe fällt
Der Topf mit Milch herab; und ach! ihr baares Geld,
Ihr Kalb und ihre Kuh; Glück, Reichthum und Vergnügen
Sieht ſie nun vor ſich da in kleinen Scherben liegen.
Betrübt ſteht ſie dabei, und ſieht ſie weinend an:
Die ſchöne weiße Milch, ſeufzt ſie, auf ſchwarzer Erde!
Wehmüthig geht ſie fort, erzählt es ihrem Mann,
Der ihr entgegen kommt, mit zitternder Gebehrde.
Was ſagte der dazu? — Erſt ſah er ernſthaft aus,
Als wär' er bös' auf ſie; ging ſchweigend in das Haus;
Kehrt' aber um und ſprach: Schatz, bau' ein andermal
Nicht Schlöſſer in die Luft; man bauet ſeine Qual.
Am Wagen, welcher läuft, dreht ſich ſo ſchnell kein Rad
Als ſie verſchwinden in den Wind.
Wir haben alles Glück, das unſer Junker hat,
Wenn wir — zufrieden ſind.

Ein Anderer weiſs bei der kleinsten Gefahr sich nicht zu rathen und zu retten, weil seine Einbildungskraft die Noth vergröſsert. In der Nähe seines Hauses bricht ein Brand aus. Schon hält seine Einbildungskraft auch das seinige für verloren, und so ist alle Besonnenheit dahin; er weiſs nicht was er thun, was er zuerst, und wie er es retten soll.

Ueberhaupt wirkt die Einbildungskraft gewaltſam auf unſern Gemüthszuſtand. Sie macht den Einen ausgelaſſen, den Andern melancholiſch, den Einen zum Helden, den Andern zur Memme u. ſ. f. Sie veredelt und verdirbt unſern ganzen Charakter.

Hat man irgend ein Gut, das einem lieb war, verloren, dann übertreibt oft die Einbildungskraft den Verlust so sehr, daſs kein Trost haftet. Steht ein Vergnügen bevor: so malt sie Alles so übertrieben herrlich, daſs man mit der Wirklichkeit nicht zufrieden ist.

In der Einbildungskraft sieht und hört man Gespenster, wie der Mann mit der Baſsgeige, von dem ihr (S. 26 des Denkfreundes) gelesen habt. In der Einbildungskraft ahnet man Zaubereien, und hält jeden Hokuspokus eines Taschenspielers für ein Wunder.

5. Selbst auf unsern Körper wirkt die Einbildungskraft auf eine ganz unbegreifliche Weise. Julius Cäsar eroberte einst eine Stadt, deren Bürger ihn sehr erbittert hatten. Besonders muſsten zwei derselben das Schlimmste von ihm fürchten. Der eine bat daher in der Verzweiflung seinen Arzt um einen Gifttrank, um durch einen leichtern Tod dem grausamen zu entfliehen; der andere hingegen eilte in's Lager und nahm seine Zuflucht zu Cäsars Groſsmuth. Er fand Verzeihung und flog zurück, um auch seinem Freunde Muth einzuflöſsen; die-

ſer aber hatte den Gifttrank schon genommen. Leichenblaſs lag er auf seinem Bette und rang mit dem Tode. Man ruft eiligst den Arzt. Er soll wieder helfen, wo möglich. — Mit ruhiger Miene tritt dieser herein und hört mit flüchtigen Worten von Cäsars Groſsmuth. O, sagte er lächelnd, auf diese hab' ich längst schon gerechnet, und aus dem Grunde keinen Gifttrank, sondern etwas ganz Unschädliches gereicht. — Was geschah nun? — In wenig Stunden war der bloſs an Einbildung Erkrankte wieder hergestellt.

Julius Cäſar (auch einer der Würg-Engel unſres deutſchen Vaterlandes), von welchem hier die Rede iſt, war der erſte römiſche Kaiſer und Regierungs-Vorfahr des Kaiſers Auguſtus, unter welchem Chriſtus geboren worden iſt. Von ihm hat der Julianiſche Kalender, nach welchem die Ruſſen noch rechnen, den Namen, weil Julius Cäſar ihn unter den Römern eingeführt hat.

Doch ich könnte stundenlang fortfahren, die schädlichen Wirkungen einer überspannten und verirrten Einbildungskraft zu schildern.

Am zügellosesten ist die Einbildungskraft im Traume, bei überreizten Nerven, und in der Verrücktheit. Manche Träume sind so lebhaft, daſs sie der Träumer in vollem Ernste für Wirklichkeit hält. Was fabelt nicht der Mensch in der Fieberhitze! und was erst in der Verrücktheit!!

Wer die Einbildungskraft nicht in Schranken zu halten sucht, kann durch sie wirklich verrückt werden.

Ein Profeſſor der Rechte zu Jena, Namens Tittel, welcher im Jahre 1784 ſtarb, glaubte im vollen Ernſte, der im Jahre 1771 entführte, wenig Tage darauf aber wieder auf den Thron erhobene König Stanislaus Auguſt

von Pohlen zu ſeyn und durch Ränke des ſächſiſchen Hofes in einer Art von Gefangenſchaft in Jena, als beſtändiger Prorector der Univerſität, zu leben. — Ein ſehr geachteter Schriftſteller Namens Wezel in Sondershauſen wurde offenbar bloß durch unmäßige Anſpannung ſeiner Einbildungskraft närriſch. — In dem Irrehauſe in Berlin wurden einmal zwei Prediger nacheinander verrückt, wahrſcheinlich weil ihre geſunde Einbildungskraft an der kranken der Irrehäusler zu lebhaften Antheil genommen hatte. So wenigſtens erklärte ſich's der in der Folge berühmt gewordene nachmalige Ober-Conſiſtorialrath Zöllner, als er die Irrehauspredigerſtelle nach dem Abgang der beiden Männer übernehmen ſollte. Nur unter der Bedingung war er alſo dazu bereit, daß er nicht mitten unter den Verrückten zu wohnen brauche.

Auch bei geſundem Verſtande ſchafft die Einbildungskraft zuweilen Trugbilder (Phantasmen). Der gelehrte und verdienſtvolle nun verſtorbene Buchhändler Nicolai zu Berlin, ſah z. B. oft ganze Geſellſchaften von lebenden und ſchon verſtorbenen Menſchen um ſich her, wenn auch kein einziger Menſch zugegen war. Er ſelbſt ſchrieb über dieſe Erſcheinungen eine natürliche Erklärung.

In einem Mittelzuſtande zwiſchen Wachen und Schlafen, beſonders vor dem gänzlichen Einſchlummern, ſehen faſt alle Menſchen, bei noch vollem Bewußtſeyn, allerlei Geſtalten, deren Hervorbringung und Abänderung nicht in ihrer Gewalt ſteht. Im ganz wachen und geſunden Zuſtande aber ſteht die Einbildungskraft unter der Botmäßigkeit des Verſtandes und Willens. Der Figurenzeichner z. B. wählt unter einer Menge von Geſichtern, Stellungen u. ſ. w., die ſeiner Einbildungskraft vorſchweben, willkührlich diejenigen aus, die ihm für ſeinen Zweck am dienlichſten ſcheinen. Die

Einbildungskraft des erzählenden Dichters ſchafft ganze Reihen von Begebenheiten und Verwicklungen; ſein Verſtand aber wählet, was ihm das Beſſere dünkt. Die Traumbilder des Träumers hingegen hängen nicht von ſeiner Willkühr ab, und da die Sinnwerkzeuge keinen Einfluß auf ſeine Seelenthätigkeit haben und er nur in der innern Phantaſienwelt lebt: ſo hält er ſeine Träume für Wirklichkeit. Im geſunden Wachen zerreißt das Bewußtſeyn der Wirklichkeit immer den Faden der Phantaſie; im Traume ſpinnt ſie dagegen ungeſtört fort, wie ſehr auch der Träumer ſich gegen den Traum ſträuben mag. Er will z. B. einer Gefahr entfliehen, und fühlt ſich wie gelähmt; er will um Hülfe rufen, und die Stimme hat keinen Klang ꝛc. Ein andermal kann er dagegen ſogar fliegen, oder doch laufen, ohne den Boden zu berühren ꝛc.

Auch ſeine moraliſche Natur fühlt der Träumer häufig ganz umgewandelt. Der zärtlichſte Vater ſchlachtet ohne Mitleid ſein Kind, und dankt doch im nämlichen Traume dem Himmel, wenn ſich ſein Liebling unter dem Mordmeſſer in ein Lamm oder in ſonſt ein Thier verwandelt. Der Feigſte vollbringt Heldenthaten und der Held wird zur feigen Memme. Der Schüchterne und Unberedte hält lange Standreden, und der geübteſte Redner bleibt mitten in der Traumrede ſtecken. Der Greis tummelt ſich noch als fröhlicher Knabe herum; die alte Vergangenheit wird ihm, wie die Ahnung der Zukunft, zur Gegenwart. Im Traume ſchwinden überhaupt Raum und Zeit. Ueber hundert Meilen weg verſetzt er uns in einem Augenblicke. Wir ſehen die ferne Heimath, oder den ehemaligen Ort unſres Aufenthalts, und die alten Freunde ſo lebendig wieder, als wir im Wachen ſie nicht zu denken vermögen. In wenigen Minuten ſpielt der Träumer eine Reihe Begebenheiten durch, die auf dem Theater zwei, drei Stun-

den dauern würden, und aus einem langen, langen Traume erwachend wundert er ſich, daß die nämliche Uhr, die er vor dem Entſchlummern gehört hat, keine Viertelſtunde weit vorgerückt iſt.

Aber wie geht denn das zu? — Das kann ich euch leider! nicht erklären, liebe Kinder, ob ich gleich allerlei gelehrte Muthmaßungen darüber geleſen habe. Wir thun alſo wohl am beßten, wenn wir ſie auf ſich beruhen laſſen und uns zu einigen Betrachtungen und Lehren wenden, zu welchen das Traumweſen Anlaß gibt.

a) Lebhafte Träume ſcheinen Kindern oft wirkliche Begebenheiten, daher ſie auch, aus einem ſchweren Traume erwachend, lange noch fort zittern und weinen. Je unerweckter und ungeübter der Verſtand eines Menſchen iſt, deſto leichter verwechſelt er den Traum mit der Wirklichkeit. Viele Todten-Erſcheinungen, von denen man fabelt, waren offenbar nur lebhafte Träume, und daß man unter ganz ungebildeten, rohen Völkern häufig den Glauben an ein Fortleben nach dem Körper-Tode findet, kommt ohne Zweifel ebenfalls aus den erwähnten Erſcheinungen im Traume. Ueberhaupt waren Träume ein Beförderungsmittel des Glaubens an Unſterblichkeit, obgleich der Glaube ſelbſt keine Träumerei iſt.

b) Der Träume hat ſich vor alten Zeiten die göttliche Vorſehung bedient, um auf die Menſchen belehrend, warnend, mahnend und tröſtend zu wirken; dürfen wir aber darum auch jetzt noch Träume für beſondre Veranſtaltungen Gottes halten? Dürfen wir deßwillen, weil von dem Handauflegen der Apoſtel Heilkraft ausging, auch jetzt noch ein Gleiches von der Hand frommer Menſchen erwarten?

c) Sind aber unſre Träume keine Eingebungen Gottes, ſollte wohl die ſich ſelbſt überlaſſene Phantaſie, ohne Mit-

wirkung der Auſſenwelt und des Verſtandes (alſo im Schlafe), weiſer und fernſichtiger ſeyn, als im Wachen?

d) Folgt aus dem Zutreffen eines oder des andern Traumes mehr, als aus dem Nichtzutreffen von hundert andern? Iſt auf die Wetterweisſagung eines Kalendermachers zu gehn, wenn er zehnmal fehlräth, bis ſeine Weisſagung Einmal zutrifft?

e) Was iſt von Traumbüchern und Traumdeutereien zu halten? Darf man ſich auf Daniel und auf Joſeph in Aegypten berufen? (Vergl. b.) Und was ſoll man erſt von Traumdeutern denken, die aus den gemeinſten Dingen, von denen wir geträumt haben, aus einem Neſte voll Eier, aus einem Sacke voll Geld, oder aus der grünen, weiſſen und ſchwarzen Farbe, die wir geſehen haben, allerlei herausdeuteln?

f) Sollten aber Träume, weil ſie nur Bilder der unwillkührlichen Einbildungskraft ſind, nicht doch zu Etwas gut ſeyn können? Ich denke ja!

Sie ſind oft gut, indem ſie uns ein Glück, deſſen wir entbehren, ſo vorſpiegeln, als beſäßen wir es. Der Kranke fühlt ſich geſund, der Lahme tanzt und ſpringt, der Gefangne und Gefeſſelte fühlt ſich frei, der ſchwache Greis wieder jung und kräftig u. ſ. w. Sagt nicht: das ſind ja doch nur Träume, aus welchen man in ſeinem wirklichen Zuſtande wieder erwacht. — Von wie vielen tauſend Annehmlichkeiten des Lebens haben wir nach dem Genuſſe auch nicht mehr als von einem Traume! Der Träumer war doch in ſeiner Phantaſie glücklich, und mancher Sterbende, den wir ſo ſchwer röcheln hören, träumt vielleicht in ſeinem Todeskampfe von lieblichen und himmliſchen Bildern.

Träume erinnern uns oft an die ſo leicht zu vergeſſende Vorſicht im Handeln. Ihr träumt vom Feuer. Es bedeutet kein bevorſtehendes Brand-Unglück; aber es mahnt euch,

vorſichtig mit dem Feuer umzugehn. — Ihr ſtürzt im Traume von einer Anhöhe herab und thut einen ſchweren Fall. Es bedeutet Nichts; aber es mahnt euch zur Behutſamkeit. — Ihr begeht einen Fehltritt; der Traum iſt keine Vorbedeutung, aber ſeht ihn als eine Warnung des Himmels an, und betet vor Schlafengehn:

Laß fern von Schreckenbildern
Und wilder Phantaſey
Die Seele ſich nichts ſchildern
Was ihrer unwerth ſey.

Im Traume ſeht ihr eure Lieben und Freunde ſterben oder ſchon im Sarge liegen. Kinder! denkt beim Erwachen aus einem ſolchen Traume: wie wird es mir ſeyn, wenn ich einmal wirklich am Sarge meiner Aeltern, meiner Geſchwiſter und Freunde ſtehe? Gewiß, ihr werdet dann liebevoller gegen ſie handeln. — Ihr träumt wohl gar, ſelbſt zu ſterben. Lebt ſo, daß ihr getroſt ſterben könnt. Gedenket auch wachend an's Ende, ſo werdet ihr nimmermehr Uebels thun. — Haltet aber keinen Traum für eine Vorbedeutung, fragt kein Traumbuch und macht euch keine Sorgen darüber (Sirach 34, 1—7). Traum iſt Schaum, ſagt ein altes Sprüchwort. Er iſt bloß das Spiel einer ungezügelten Einbildungskraft.

Auch Thiere haben zum Theil Einbildungskraft. Ohne Einbildungskraft könnten Storch und Schwalbe das Dach ihres alten gastfreundlichen Wirthes im Frühlinge nicht wieder finden. — Ein geborner Elsasser, Namens Jeantet, brachte auf die Leipziger Ostermesse 1810 einen Kanarienvogel, der jedes beliebige Wort aus abgedruckten Buchstaben mit seinem Schnäbelchen zusammen legte. Wäre das wohl möglich gewesen, wenn der Vogel

ſich nicht hätte einbilden können, wie die ihm aufgegebenen Buchstaben aussahen? — Aehnliche, und noch auffallendere Beispiele sind aus ältern Zeiten bekannt.

Ein alter Franzoſe hatte einen Kanarienvogel ſo abgerichtet, daß er aus einer Schachtel voll kleiner Müſterchen alle Farben, welche die Geſellſchaft trug, herausſuchte und vor jede Perſon *die Farbe* hinlegte, von welcher ihr Kleid war. Aus einem Käſtchen, in welchem ſich das Alphabet auf einzelnen Papierchen befand, las er alle Buchſtaben eines ihm vorgelegten Wortes oder Namens zuſammen, und als ihm einmal ein Wort vorgeſchrieben wurde, in welchem ein gewiſſer Buchſtabe öfter vorkam, als er in dem Schächtelchen enthalten war, ſo hob er einen ſchon gebrauchten Buchſtaben aus der Reihe und legte ihn an die Stelle, wo er deſſelben abermals bedurfte, wie uns ein engliſcher Augenzeuge (William Smellie) *) erzählt. So wirkt die Einbildungskraft bei Thieren oft etwas Vernunftähnliches **). Ein Bild weckt, ohne deutliches Bewußtſeyn, das andre. Der Hunger z. B. weckt die Vorſtellung vom Futter; dieſe die Vorſtellung von dem Orte, wo es zu finden iſt u. ſ. w.

---

3. *Das Gedächtniſs*

ist in vielen tausend Fällen nichts anderes, als *die Erneuerung eines vormals empfangenen sinnlichen Eindrucks, oder Bewuſstseyns, durch die Einbildungskraft.* Das Gedächtniſs beschäftigt sich aber auch mit *übersinnlichen* Gegenständen, welche nicht durch die fünf Sinne ergriffen werden können. Es kann *alle* gehabte Vorstellungen wieder hervorbringen, und um-

*) in ſeiner Philoſophie der Naturgeſchichte.

**) Analogon rationis.

faſst also mehr, als die Einbildungskraft. Es ist ein köstliches Geschenk der Vorsehung, welches wir sorgfältig pflegen müssen, damit es an Lebhaftigkeit, Umfang und Treue gewinne.

Ohne Einbildungskraft gäb' es kein Gedächtniß, und ohne alles Gedächtniß keine Einbildungskraft;

Ohne Gedächtniß gäb' es keine Sprache, ſo wie es ohne Sprache auch nur ein ſehr ſchwaches Gedächtniß geben würde;

Ohne Gedächtniß könnten wir nichts im Zuſammenhange denken; ohne Gedächtniß gäb' es alſo keine Wiſſenſchaft;

Ohne Gedächtniß gäb' es keine lehrreiche Erfahrungen, denn alle verflögen im erſten Augenblicke wieder;

Ohne Gedächtniß gäb' es keinen Nachgenuß der Annehmlichkeiten des Lebens;

Ohne Gedächtniß keine nachhaltende Dankbarkeit und Gegenliebe u. ſ. w.

Sollten wir daher nicht unſre Gedächtnißkraft, ſo viel als möglich, zu üben und zu ſtärken ſuchen?

Das beſste Stärkungsmittel des Gedächtnisses ist fleiſsige Uebung.

Das Gedächtniß gleicht dem Magnet. Gibt man ihm nichts zu tragen, ſo verliert er allmählig ſeine Kraft.

Uebung macht den Meister. Man muſs aber das Gedächtniſs an mannigfaltigen Gegenständen üben, und nicht etwa bloſs an Liederversen. Der Postillion würde vielleicht nicht mit mir fortkommen, wenn wir in die Wette aus einem Buche auswendig lernten; aber die Wege merkt er gewiſs besser als ich. Warum? — Mancher hat ein treffliches Sachgedächtniſs, aber Namen und Zahlen behält er nicht gut. Ein Anderer hat ein sehr treues Ortsgedächtniſs. Er weiſs z. E. genau den Platz, wo er etwas gelesen hat, aber die Worte hat er vergessen. Viele

dürfen einen Menschen nur Einmal sehen, und sie erinnern sich seiner nach Jahren sogleich wieder, indeſs Andre, die übrigens ziemlich gut merken, nach so viel Tagen sich der Person kaum mehr erinnern. Gewöhnlich kommt das daher, daſs sie ihr Gedächtniſs nicht an allerlei Gegenständen übten. Durch Uebung können es auch Menschen, die von Natur eben nicht das glücklichste Gedächtniſs zu haben scheinen, zum Bewundern weit in der Gedächtniſskunst bringen. In meinem Geburtsorte kannte ich eine arme Wittwe, die weder schreiben noch Geschriebenes lesen konnte. Gleichwohl hatte sie den wöchentlichen Botengang in eine benachbarte Stadt übernommen, und selten ging sie den Weg, ohne 30 — 40 mündliche Bestellungen, die sie alle auf das Genaueste besorgte; und neben diesen Aufträgen hatte sie noch allerlei wegen eines kleinen Handels zu merken, den sie mit ihrem Botengange verband. Wie oft aber beklagte sie ihr Schicksal, daſs sie in der Jugend nicht schreiben und Geschriebenes lesen gelernt hatte!

Wollt ihr Etwas auswendig lernen, so beobachtet folgende Regeln: 1) Bemüht euch vor Allem, das auswendig zu Lernende recht durchaus zu verstehen, und denkt euch besonders recht deutlich den Zusammenhang desselben. 2) Leset es etlichemal vor Schlafengehn durch und versucht es noch im Bette, ob ihr es nothdürftig, bloſs aus dem Gedächtnisse, wieder zusammensetzen könnt. 3) Macht eben den Versuch gleich des Morgens, und leset dann das zu Lernende noch etlichemal durch; denn was ihr vor dem Einschlafen eurem Gedächtnisse einzuprägen sucht, das wird nicht so schnell, wie am Tage, durch neue Vorstellungen wieder verdrängt; und wenn ihr das Nämliche beim Erwachen abermals durch-

denkt, so stehen ihm keine alten Bilder im Wege. 4) Bei Wörtern und Zahlen ist das *laute* Durchlesen sehr empfehlungswerth, weil da der Gehörssinn das Gedächtniſs eben so unterstützt, wie der Gesichtssinn, wenn man genau auf die Zeilen und ihren Stand, oder auf einzelne Merkzeichen sieht, die man sich etwa mit Bleistift macht. 5) Aufschreiben ist gut für's Merken, sagt ein bekanntes Sprüchwort; nicht nur weil man das Vergeſsne in der Handschrift wieder finden kann, sondern auch: *weil man das selbst Aufgeschriebene besser merkt*, als das bloſs Gelesene oder Gehörte, *besonders, wenn man es in der Absicht aufschreibt, um es besser zu behalten.* Endlich 6) kann man sich auch das Merken sehr erleichtern, *wenn man das Unbekannte an etwas Bekanntes knüpft.* Z. B. ich wüſste schon, daſs Luther im Jahre 1483 geboren worden ist, und wollte nun auch das Jahr 1492 behalten, in welchem Amerika entdeckt wurde: so verbinde ich beide Begebenheiten miteinander und sage: Luther war damals schon am Leben, aber erst ein Knabe von 9 Jahren, — und so wird es mir leicht, das Unbekannte durch das Bekannte in mein Gedächtniſs zu prägen.

Vorzüglich erleichtert man ſich das Behalten der *Zahlen* dadurch, daß man ſich mehrere Dinge oder Begebenheiten zuſammen denkt, welche einerlei Zahl haben, z. B. 32 Lothe im Pfunde, 32 Karten in einem Spiele, 32 Zähne in beiden Kinnladen, 32 Winde in der Schiffsroſe (oder im Compaſſe). — 60 Stücke im Schocke, 60 Minuten in der Stunde, 60 Secunden in der Minute, 60 Kreuzer im Gulden, an vielen Orten 60 Maß in einem Eimer, u. ſ. w. Jeder muß ſich indeß nach eigner Erfindung zu helfen ſuchen, denn allgemein brauchbare Regeln der Gedächtnißkunſt ſcheint es nicht zu geben. (Mehr

über das Gedächtniß kommt vor in der erſten Abtheilung S. 100—105.)

Wollt ihr überhaupt fassen und behalten, so ist das Aufmerken und Darandenken eine unerläſsliche Bedingung. Aufmerken heiſst seine Gedanken ausschlieſslich auf Etwas hinrichten. Zerstreute Menschen denken gewöhnlich nur halb an das, was sie hören, und wiederholen das Gehörte nicht bei sich selbst. Kein Wunder, wenn sie es auch nur halb fassen und behalten. Um den recht Aufmerksamen darf vorgehen was da will, er bemerkt es kaum; denn der stärkere Eindruck dessen, was er denken will, verschlingt den schwächern. Er kann z. B. mitten unter einer geschwätzigen Gesellschaft eine Rechnungsaufgabe so gut lösen, als ob er allein wäre.

(Mehr über die Aufmerkſamkeit findet ſich in der erſten Abtheilung S. 95—96.)

Auch Thiere können ihre Aufmerksamkeit von Nebendingen abziehen und auf eine Hauptsache richten. So die Katze, wenn sie auf eine Maus lauert; der Hund, wenn er ein Feldhuhn stellt u. s. w.

Ueberhaupt haben die vollkommneren Thiere von allen bisher genannten Seelenkräften etwas und zum Theil viel mit dem Menschen gemein; das eigentliche Denkvermögen aber hat er vor ihnen voraus. Zwar kommt er unvollkommner, als viele Thiere, zur Welt; ohne natürliche Bekleidung, ohne Waffen, ohne angebornen Kunsttrieb, ohne angebornen Gesang. Selbst den Naturtrieb, Hunger und Durst, kann er nicht an der Mutter Brust befriedigen, wenn ihn nicht der zärtliche Mutterarm an diese Nahrungsquelle drückt. Das Thier bedarf dieser Hülfe nicht; es

sucht und findet **selbst** die Mutterbrust. Gewiſs die ersten Aeltern zweifelten beim Anblicke ihres Erstgebornen, ob dieses kleine ohnmächtige Wesen ihnen würde gleich werden. — Aber vermöge des uns eigenen **Denkvermögens** heben wir uns hoch über die Thierwelt und ersetzen tausendfältig durch Kunst, was uns in manchen Stücken die Natur versagt hat.

Das **Denkvermögen** begreift in sich: **Verstand** und **Vernunft**. Beide zusammen nennt man das **höhere Erkenntniſsvermögen**.

---

4. Der Verstand

ist das Vermögen zu **begreifen**, zu **urtheilen** und zu **schlieſsen**.

(Zunächſt für den Lehrer.) Im gemeinen Leben werden die Wörter Verſtand und Vernunft als gleichbedeutend gebraucht; die Gelehrten aber unterſcheiden zwiſchen beiden; doch nicht auf einerlei Weiſe. Einige ſagen: Verſtand iſt die angewandte Vernunft, und demnach wäre Vernunft nichts anders als das Vermögen, verſtändig zu werden. Andre legen das Vermögen Begriffe zu bilden dem Verſtande, und das Vermögen zu ſchließen der Vernunft bei. Der Denkfreund wird, mit noch Andern, die Vernunft bloß als die Richtung aller Seelenkräfte nach dem Ueberſinnlichen anſehen, weil ihm ſonſt zwiſchen Verſtand und Vernunft kein ſcharfbegrenzter Unterſchied zu ſeyn ſcheint; denn ohne Begriffe kann man ſo wenig ſchließen, als man, ohne zu ſchließen, allgemeine Begriffe bilden kann.

A. Vom Begreifen.

Anstatt „hast du es **verstanden**?“ fragt man auch: hast du es **begriffen**, oder **gefaſst**? — Die Wörter **begreifen** und **fassen** erinnern uns, durch ihre buch-

stäbliche Bedeutung, an das Begreifen und Fassen vermittelst der Hand. Bloſse Vorstellungen kann man freilich nicht mit Händen greifen und fassen; aber wie man sich mit der Hand von der Beschaffenheit einer Sache, selbst im Dunkeln, überzeugen und mehrere Dinge zusammen fassen kann, so überzeugt man sich durch den Verstand von der Beschaffenheit dessen, was man sieht, hört oder sonst empfindet, und faſst das Zusammengehörige in ein Ganzes.

Eine Musik besteht z. B. aus lauter einzelnen Tönen. Brächte nicht euer Verstand diese in einen Zusammenhang, oder in ein Ganzes: so könntet ihr nicht sagen, ob ihr einen Tanz, oder ein Kirchenlied gehört habt. Dächtet ihr euch nicht alle Sprachlaute, aus welchen das, was ich jetzt sage, besteht, in ihrem Zusammenhange — wie könntet ihr mich verstehen? Ein Haus macht noch keine Stadt; ihr denkt euch aber eine Menge Häuser zu Straſsen und alle Straſsen zu einem Ganzen verbunden, und so entsteht in euch der Begriff von einer Stadt. Faſst ihr Blitz und Donner, schwarze Wolken, Sturm und Regen in ein Ganzes zusammen, so entsteht in euch der Begriff von einem Gewitter.

Wie ihr hier das Zusammengehörige zusammen faſst, so könnt ihr auch eine Menge zerstreuter Vorstellungen unter eine einzige Vorstellung bringen. Ich spreche z. B. Topf, Schüssel und Teller. Sind das nicht drei verschiedene Vorstellungen? Ich fasse sie aber unter einen gemeinschaftlichen Begriff, unter dem Namen Küchengeschirr, zusammen.

Ihr ſeht, liebe Kinder, zuerſt macht man ſich Begriffe von dem Einzelnen, dann von mehreren, endlich von allen Dingen und Vorſtellungen, die zuſammen gehören. Ein Kind ſieht z. B. zuerſt eine weiße Katze. Es hat demnach nur ein Bild von einer ſolchen; in der Folge ſieht es aber

auch graue, ſchwarze, rothe und bunte, und nun hat es ein Gemeinbild von dieſen Thieren. Weiterhin lernt es den Luchs, den Tiger und Löwen kennen, welche gleichfalls unter das Katzengeſchlecht gehören — und ſo erhält es einen allgemeinen Begriff. — Es ſieht zuerſt einen gewiſſen beſtimmten Baum, es glaubt alle Bäume müſſen ſo ausſehen. Hat er Blätter, ſo glaubt es, alle Bäume müſſen Blätter und zwar ſo geſtaltete Blätter haben. In der Folge lernt es Nadelbäume und andre mit nadelartigem Grün kennen — mit andrer Schale, größer und kleiner, oder anders geformt; es ſieht endlich im Winter ganz blätterloſe Bäume und ſo entſteht in ihm ein Gemeinbild von allen Bäumen, oder ein Begriff, der ſich nur an das hält, was alle Bäume miteinander gemein haben.

Laſst nun hören, liebe Kinder, ob ihr auch im Stande seyd, von mehreren Vorſtellungen sogleich den allgemeinen Begriff zu finden:

Meile, Ruthe, Elle, Fuſs, Zoll, Strich — unter welchen allgemeinen Begriff bringt ihr dieſe?

Centner, Pfund, Loth, Quentchen . . .?

Veſtung, Schloſs, Kirche, Thurm, Haus, Scheune, Stall etc. . . .?

Apfel, Birn, Aprikoſe, Pfirſich, Pflaume, Kirſche, Johannisbeere, Stachelbeere, Traube u. s. w. . . .?

Eben ſo faſſen wir Himmel und Erde und Alles, was zu dieſen gehört, zuſammen unter den einzigen Begriff . . .?

Elefant, Wurm, Henne, Fiſch, Schnecke, Schmetterling, Froſch, Biene, Schlange, Maus, Zeiſig . . .?

Clavier, Geige, Trompete, Poſaune, Orgel, Trommel, Querpfeife, Waldhorn u. ſ. w. . . .?

Generalſuperintendent, Pfarrer, Probſt, Decan, Inſpector, Caplan u. ſ. w . . .?

Kein Thier kann ſich ſolche Gemeinbilder und Begriffe machen; nur der Menſch kann es. Denn Einbildungskraft, welche auch die Thiere zum Theil beſitzen, ſtellt nur das Einzelne, das Denkvermögen aber das Allgemeine dar.

Dieses Begreifen vieler Vorstellungen unter eine Hauptvorstellung ist von groſser Wichtigkeit, denn

es bringt erstlich Ordnung und Zusammenhang in unsern Kopf,

und setzt uns fürs zweite in den Stand, auch Andern unsre Vorstellungen leicht mitzutheilen und das ihnen noch Unbekannte begreiflich zu machen.

Es läse z. E. Jemand das Wort Kilometer, und fragte mich: was ist das? so würde ich ihm antworten: ein französisches Längenmaſs *). Wollte er wissen, was ein Kilogramm ist, so würde ich sprechen: ein französisches Gewicht **). Fragte er mich, was Persio ist, so würde ich sagen: ein (blaues) Farbmaterial. — Hätten wir nun die allgemeinen Begriffe Maſs, Gewicht und Farbe nicht — wie viel Mühe würde es mich kosten, den Frager zu bedeuten! — Und wer vermöchte die Unzahl von Wörtern zu merken, wenn wir nicht mit Einem Worte eine Menge gleichartiger Dinge bezeichnen könnten?

Begriffet ihr nicht unter dem Worte Hundert, hundertmal Eins zuſammen, ſo müßtet ihr, um dieſe Zahl zu bezeichnen, hundertmal Eins, und um die Jahrzahl herauszubringen, das Eins über achtzehnhundertmal ausſprechen, und doch verſtände Niemand genau, wie viel ihr gemeint habt. Auch bilden wir aus Einem Worte einen ganzen Stammbaum von Wörtern, welche ſämmtlich untereinander verwandt

*) 3330 Darmstädter Werkfuſs. Ein Meter beträgt etwas über 3 Fuſs 2 Zoll.

**) Etwas über 2 Pf. Darmst. Gew. Eine Gramme wiegt 19 Gran.

ſind. Z. B.: Glaube, Irrglaube, Aberglaube, Unglaube, Volksglaube, Gläubiger, gläubig, irr- aber- und ungläubig, leichtgläubig, hartgläubig, etwas beglaubigen u. ſ. f.

Wer aber nur das unter Einen Begriff bringen will, was wirklich zuſammen gehört, der muſs wohl vergleichen und unterſcheiden, um nicht das Weſentliche und Zufällige mit einander zu vermengen.

Vergleichen heiſst: zuſehen, worin mehrere Dinge oder Vorſtellungen einander ähnlich ſind;

Unterſcheiden heiſst: die Unähnlichkeit derſelben aufſuchen.

Weſentlich an einer Sache iſt das, was daran nicht fehlen darf;

Zufällig nennt man das, was zwar an und bei der Sache ſeyn kann, aber nicht ſeyn muſs.

Eine Kugel muſs z. B. nicht gerade von Blei ſeyn; denn es gibt auch eiſerne, zinnerne, kupferne, ſilberne, elfenbeinerne, thönerne, ſteinerne, gläſerne und hölzerne Kugeln; auch von Teig, Seife u. s. w.; jede Kugel aber muſs rund, und zwar um und um rund ſeyn; denn ein eckiger Körper iſt keine Kugel. Durch den Ausdruck Kugel faſſe ich alſo alle um und um runde Körper nach ihrer weſentlichen Eigenſchaft unter Einen Begriff zuſammen.

Um ſichtbare Sachen recht zu vergleichen und zu unterſcheiden, muß man genau beobachten. (S. Erſte Abtheilung Seite 92.) — Auf das Gehörte muß man genau merken (Ebendaſ. S. 95 ff.) und über Alles, was man wohl vergleichen und unterſcheiden will, ſcharf nachdenken (Ebendaſ. S. 96 ff.).

Was nothwendig an einer Sache iſt, nennt man ſeine Eigenſchaft, was zufällig iſt, Beſchaffenheit.

Die Form der Kugel iſt eine nothwendige Eigenſchaft; ihre Materie und Größe iſt zufällige Beſchaffenheit. Sobald ich aber von einer Schießkugel rede: ſo denke ich mir, als nothwendige Eigenſchaft, daß ſie ſchwer, alſo von Metall (Eiſen, Blei ꝛc.) oder von Stein ſey, wie denn wirklich in ältern Zeiten aus grobem Geſchütze große ſteinerne Kugeln und aus Musketen ſogenannte Schuſſer geſchoſſen worden ſind.

Wer das Zufällige oder Ausserwesentliche mit dem Nothwendigen und Wesentlichen verwechselt, begeht viele *Irrthümer*. Nähmen wir z. B. vier Füſse als ein wesentliches Merkmal eines Thieres an: so würden wir alle Vögel, alle Schlangen, Fische, und alle Thiere, die mehr als vier Füſse haben, vom Thierreiche ausschlieſsen; wollten wir hingegen das innere Wachsthum als das unterscheidende Merkmal annehmen, so würden wir auch Bäume zu den Thieren rechnen.

Wer das Nothwendige mit dem Zufälligen verwechselt, begeht auch viele *Thorheiten*. So wendet Mancher überflüssiger Weise eine Menge Geld auf, in der Meinung, daſs es nothwendig sey, weil es Andre seines Standes thun. — Ein Käuzchen girrt auf dem Dache. Weil nach diesem Girren *zufällig* schon hier und da Jemand in dem Hause gestorben ist: so bedeutet die Erscheinung des Vogels einen Todesfall. — Träume treffen zuweilen eben so zufällig ein, und der Aberglaube nimmt sie als untrügliche Vorbedeutungen an. — Wie viele Menschen würden zehnmal lieber die schlechteste Predigt von einem Manne im schwarzen Rocke, als die beſste von einem Manne im grünen Kleide hören! Solchen Menschen gilt überhaupt die Schale mehr als der Kern.

Durch das Nicht-Unterscheiden des Wesentlichen vom Zufälligen sind schon die feindseligsten *Trennungen*

der Gemüther entstanden, wovon die Geschichte eine Menge Beispiele liefert.

Swift, ein berühmter engliſcher Schriftſteller, macht dergleichen Streitigkeiten durch folgendes Mährchen lächerlich. Ein Reiſender kam in einen Gaſthof und hörte da in größter Erbitterung über die heilloſen Spitz-Eirer ſchelten. Neugierig, was das für Menſchen ſeyen, rückt er der Geſellſchaft näher. „Um Verzeihung, meine Herren, was ſind denn das für gefährliche Leute, die Spitz-Eirer?“ — Die ganze Geſellſchaft erſtaunte über einen Fremdling, dem die zwei wichtigen Partheien ihres Städtchens, die Spitz-Eirer und Rund-Eirer, noch eine Neuigkeit waren — und ſo erfährt er denn endlich, daß in der Stadt zwei Secten ſich bis in den Tod haſſen, weil die eine die weichgeſottenen Eier an der ſpitzen und die andere auf der runden oder hohlen Seite aufmacht.

Gellert erzählt von zwei Nachtwächtern, die ſich über das Wort bewahrt und verwahrt (das Feuer und das Licht) im Nachtwächterrufe feindſelig verfolgen. Und gewiß! nicht wichtiger ſind viele kirchliche und politiſche Zänkereien. — Das Nichtunterſcheiden und Verwechſeln des Weſentlichen mit dem Zufälligen findet man indeß nicht nur unter den niedrigern, ſondern beinahe eben ſo häufig unter den höhern Menſchenklaſſen.

Aus diesem Nicht-Unterscheiden flieſst endlich die verhaſste Weitschweifigkeit vieler Menschen bei ihren Erzählungen und Beschreibungen. Vor lauter Nebendingen können sie nicht zur Hauptsache kommen. Sie schlagen, so zu sagen, die Gedanken mit Worten todt.

Schleuſs, was du denkst und sprichst, in angemeſsne Schranken;
In deiner Rede Strom erseuſst du die Gedanken.

B. Vom Urtheilen.

Wer das Wesentliche von Nebendingen und das Nothwendige vom Zufälligen unterscheidet, der hat schon ein *Urtheil* gefällt, indem er gewisse Eigenschaften für wesentlich oder unwesentlich, für nothwendig oder zufällig erklärt; denn

Urtheilen heiſst überhaupt: Eigenschaften beilegen [*ertheilen*] *oder absprechen* *).

Wenn ich denke oder sage: diese oder jene Vorstellungen gehören unter einen Begriff; Dieſs oder Jenes ist entbehrlich, überflüssig, nothwendig, nützlich, unnütz, schädlich, gut, schlecht, wahr, falsch, recht oder unrecht u. s. w., so lege ich Eigenschaften bei. Sag' ich: die Welt kann sich nicht selbst geschaffen haben: so spreche ich ihr das Vermögen ab, sich selbst hervorzubringen.

Bekanntlich sind unsre Urtheile nicht immer richtig; denn sie hängen ab von dem Maſse unserer Einsichten, von unsrer Gemüthsstimmung und mancherlei Umständen; *wie oft wir aber auch irren können, so ist und bleibt doch das Beurtheilungsvermögen das wohlthätigste Geschenk der Gottheit.* Ohne dasselbe würden wir uns von Thieren durch nichts unterscheiden, als durch die Körperform. Was wären wir z. B., wenn wir nicht über *Mittel* und *Zweck* urtheilen könnten!

Wer Etwas erlangen, oder zu Stande bringen will, hat eine *Absicht*; das was er erlangen oder bewirken will, ist sein *Zweck*; und das, wodurch er seinen Zweck zu erlangen strebt, nennen wir *Mittel*.

---

*) oder: über die Beschaffenheit irgend eines Etwas (eines Dinges, eines Menschen, einer Behauptung, Nachricht, Begebenheit, Vorstellung, Darstellung u. s. w.) seine Meinung hegen oder äussern.

Nicht Alles was einen Zweck hat, hat auch Absichten. Der Webestuhl z. B. hat zwar einen Zweck — (es soll darauf gewebt werden) — aber er hat keine Absicht; nur beseelte Wesen haben Absichten.

Selbſt die beſeelten thun gar Vieles aus bloßem Naturtriebe, ohne Abſicht. So webt die Spinne ihr Netz, ſo ſpinnt ſich die Seidenraupe in lange Fäden ein. Beide thun was Spinnerinnen und Netzſtricker thun, aber ohne ſich des Zweckes bewußt zu ſeyn. Der Menſch ſollte nichts ohne verſtändige Abſicht thun.

Wer pflügt und säet, hat die Absicht...?

Wer Mehl einsäuert, hat die Absicht...?

Zu welchem Endzwecke bäckt man das Brot...?

Die allerwenigsten Erfindungen wurden bloſs zufällig gemacht. Bei den meisten hatte der Erfinder die *Absicht*, zu erfinden. Er dachte sich einen *Zweck*, und erfand dann auch dienliche *Mittel*. — Das Thier kann nicht erfinden und braucht auch nichts zu erfinden. Gewand und Speise gab ihm die Natur ohne sein Zuthun, und seine Wohnung baut es nach dem ihm angebornen Kunsttriebe. Der Mensch aber muſste seinen Verstand und seine Einbildungskraft anstrengen, um für seine Bedürfnisse Befriedigungsmittel zu erdenken. Er fühlte z. B. das Bedürfniſs, sich andern verständlich zu machen, und erfand die *Tonsprache*, die ihm nicht angeboren ist, wie dem Vogel der Gesang. Diese Sprache aber hat einen gedoppelten Mangel: 1) sie ist nur denen verstehbar, die dem Sprechenden nahe genug sind; 2) sie verhallt und läſst keine Spur zurück. — Da erfand der Mensch ein Mittel, durch das seine Sprache von einem Ende der Erde bis zum andern vernommen und auch der spätesten Nachwelt vernehmbar wird, die — *Schriftsprache*. Man glaubt,

daſs die Phönizier sie 2000 Jahre vor Christi Geburt erfunden haben.

Nur der Menſch hat Sprache, das Thier bloße Naturlaute. Letztere, durch welche man bloß einige Empfindungen (Freude, Schmerz, Begierde ꝛc.) ausdrücken kann, genügen dem Menſchen nicht. Er hat auch Gedanken und dieſe fordern Ausdrücke für alles Denkbare. Man ſagt daher mit Recht: die Sprache iſt ein lautes Denken, und das Denken ein ſtilles Sprechen. Nur ein über Zweck und Mittel tief nachdenkendes Weſen kann Sprachen erfinden und Sprachen gebrauchen. Wär' es vernunftloſen Geſchöpfen möglich, ihre Vorſtellungen in Worten auszuſprechen — welche Entweihung der Sprache! und welche Verräthereien, Verunſtaltungen der Wahrheit, welche Mißverſtändniſſe ꝛc., wenn ſie nur das Gehörte wieder nachlallen könnten! Weislich hat daher der Schöpfer die Kunſt zu reden, ſo wie die Kunſt Feuer anzumachen, allein dem Menſchen verliehen. Stünde Beides auch in der Thiere Gewalt: — Alles würde von Hader und Feuer verzehrt.

Faſt jedes Volk hat ſeine eigne Sprache und jedes Land hat ſeine eigene Mundart. (Unterſchied zwiſchen Sprache und Mundart oder Dialect.) Man theilt die Sprache in ausgeſtorbene, todte und lebende. Ausgeſtorben nennt man die, von welchen man nur noch kleine Ueberreſte hat (wie z. E. von der alten ägyptiſchen); todt heißen die Sprachen, welche man noch vollſtändig kennt (wie z. E. die lateiniſche), welche aber nicht mehr von ganzen Nationen geſprochen werden. Was lebende Sprachen ſind, verſteht ſich nun von ſelbſt.

Uebrigens theilt man ſie nach den Erdgegenden auch in morgenländiſche, abendländiſche, nördliche und ſüdliche Sprachen. Viele haben große Verwandtſchaft mit-

einander, weil ſie einerlei Urſprungs ſind, wie die deutſche, holländiſche und engliſche Sprache.

Ohne Sprache würden wir nicht nur unſre Gedanken Andern nicht gehörig mittheilen, ſondern auch ſelbſt nicht deutlich denken und allgemeine Begriffe bilden können. Der Menſch bildete demnach die Sprache, und die Sprache bildet wieder den Menſchen; denn durch ſie entwickelt ſich der menſchliche Verſtand, und Worte, in's Gedächtniß gefaßt, wecken auch alte Gedanken wieder auf.

Die Sprache, urſprünglich nur für das Gehör erfunden, ſtellt man auch in ſichtbaren Zeichen dar. Nachdem man nämlich ſich lange Zeit mit bloßer Bilderſchrift *), ähnlich den Bildern, durch welche wir noch die Planeten und Wochentage und die himmliſchen Zeichen im Kalender andeuten, ſich beholfen hatte, kam man auf den ſinnreichen Gedanken, jedem einzelnen Laute der Tonſprache ein eigenes ſichtbares Zeichen zu geben und dieſe eben ſo auf einander folgen zu laſſen, wie die Laute in den Worten, und ſo hatte man eine weit vollkommnere Schrift, als die bloße Bilderſchrift. (Warum iſt die Buchſtabenſchrift viel vollkommner?)

Dieſe Zeichen oder Buchſtaben ſind indeß nicht in allen Sprachen einander gleich. Zwar ſchreibt man auch verſchiedene Sprachen mit einerlei Schrift, z. B. lateiniſch, engliſch, franzöſiſch, italieniſch, ſpaniſch ꝛc.; andere Sprachen aber haben auch ganz eigene Schriftzeichen, z. B. die hebräiſche, ſyriſche, arabiſche, ſamaritaniſche, griechiſche, deutſche u. a. m.

Ehe das Papier erfunden wurde, kratzte man die Buchſtaben auf Steine, Wachstafeln, Holzrinde, Palmblätter,

*) Hieroglyphen.

Baſt u. ſ. w. Dann ſchrieb man auf Pergament und endlich auf Papier. Das Papier hat ſeinen Namen von dem ägyptiſchen Papierſchilf *), von welchem die Alten die äuſſern Häute des Rohres ablöſeten, auf einer Tafel dicht an einander ausbreiteten, mit klebrigem Waſſer befeuchteten und mit einer zweiten, wohl auch mit einer dritten Schichte belegten, bis es dick genug war, dann zuſammenpreßten und zuletzt glätteten. Nun erſt kam man auf Papier in der Art, wie das unſrige, und zwar zuerſt auf das Baumwollenpapier und im dreizehnten Jahrhundert auf das Leinwand- oder Lumpenpapier.

Die Buchdruckerkunſt erfand ein Deutſcher, Johann Guttenberg von Mainz (geboren 1401). Seine erſten Verſuche machte er 1439 zu Straßburg. Im Jahre 1445 ging er nach Mainz zurück und verband ſich mit einem reichen Goldſchmiede, Johann Fauſt, und mit einem andern geiſtvollen Kopfe, Peter Schöffer. Durch deren Beihülfe gedieh die Kunſt zu höherer Vollkommenheit und im Jahre 1457 kam das erſte, aus gegoſſenen Lettern gedruckte Buch (ein Pſalter) zu Stande.

Früher ſchon ſchnitt man ganze Bücher auf Holztafeln und druckte ſie ab; das war aber ein mühſeliges Werk, das mit der Kunſt, aus beweglichen Buchſtaben zu drucken, gar nicht verglichen werden kann. Wie viel Nachdenken über Zweck und Mittel war aber erforderlich, um dieſes große gemeinnützige Unternehmen zu Stande zu bringen!

Unzählig sind die Vortheile, die unser Nachdenken über Mittel und Endzweck, uns verschafft;

1) Aus ihm gingen nicht nur die verschiedenen Sprachen, sondern fast alle Erfindun-

*) Cyperus Papyrus.

gen hervor; z. B. alle Werkzeuge, durch die wir mit kleiner Kraft so viel Groſses ausrichten: die Axt, die Säge, der Hammer, die Zange, der Meisel, der Hobel, die Feile, das Messer, die Scheere, der Bohrer, der Hebel, die Wage, die Schraube, das Rad, u. s. w. — Und wie groſs ist die Zahl der Maschinen, die zum Theil ein allgemeines Bedürfniſs geworden sind, wie der Pflug, der Wagen, das Schiff, die Mühle, die Uhr, die Orgel, die Drehbank, die Feuerspritze, das Spinnrad, der Webestuhl, die Buchdruckerpresse, das Feuergewehr, u. s. w. — Zu welcher kaum denkbaren Kraft und Geschwindigkeit der Mensch es durch Maschinen gebracht habe, beweist unter andern Boultons berühmte Münzstatt zu Soho in England. Ein einziger Knabe ist im Stande 8 Pressen durch einen Zug in Bewegung zu setzen. Acht Knaben, jeder an eine Presse gestellt, schlagen in einer Minute 528 Dollars, also in einer Stunde 31,680. Mit zwei Pressen prägte Boulton in 5 Wochen 2,000,000 spanische Thaler zu englischen Fünf-Schillings-Stücken um. — Buchdrucker Benslei zu London druckt in Einer Stunde 900 Bogen, und zwar auf einmal zu beiden Seiten auf einer von zwei Deutschen (König und Bauer) erfundnen Presse*).

2) Durch den Verstand, der über Mittel und Zweck denkt, brachte es der Mensch dahin, tausend Dinge zu seinem Nutzen zu verwenden, die so, wie sie die Natur gibt, fast ganz unnütz für ihn seyn würden, z. B. alle Metalle, alle Getreidearten, Gemüſsarten, Kartoffeln, Flachs, Wolle, Baum-

*) Beide Künstler, seit 1817 nach Deutschland zurückgekehrt, haben in Oberzell bei Würzburg Druckerpressen gefertigt, welche sogar 2400 Bogen in Einer Stunde liefern.

wolle, Seide u. s. w. — Wo seine Handfertigkeit, wo Werkzeuge und Maschinen nicht ausreichten, nahm er sogar die Elemente zu Hülfe. Durch das **Feuer** verwandelt er, was seine Hand aus weichem Thone formt, in harten Stein. (Zum Beispiele?) Vermittelst des Feuers schafft seine Kunst aus zermalmten Kieseln und Salzen das krystallhelle Glas. (Was macht er daraus?) Durch eben das Element schmelzt und verarbeitet er alle Metalle zu hunderterlei Absichten, (z. B.?) und bereitet die mannigfaltigsten Speisen und Getränke für seinen leckern Gaumen. — Wie er das Feuer zu seinem Diener macht, so auch das **Wasser**. In alle Welttheile treibt er auf demselben, vermittelst der Schifffahrt, Handel und Wandel; bewegt mit demselben Mühlen und andere Maschinen, gebraucht es zum Reinigen und Bleichen, zur Bereitung seiner Nahrungsmittel, zu Getränken, zum Begieſsen der Gärten, zu Bädern u. s. w.

Habt ihr Gelegenheit, einmal Dampfmaschinen zu sehen, deren man nun auch eine Menge in Deutschland hat: so werdet ihr staunen über das, was Feuer und Wasser gemeinschaftlich vermögen. In der Zucker-Raffinerie von Cräwen und Baumann zu London setzt eine Dampfmaschine, welche so viel ausrichtet als 26 Pferde, 7 Mühlen in Bewegung. Nach der Berechnung eines gelehrten Reisenden erspart die brittische Nation durch Dampfmaschinen jährlich über 75,000 Carolin.

Nicht weniger bewundernswürdig iſt, was ein Sachſe, Namens **Friedrich König** aus Eisleben, in England 1813 zu Stande gebracht hat. Durch eine, von Dämpfen getriebene Walzenpreſſe verrichtet er alle Handgriffe der Buchdrucker *).

---

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier nur vom **Abdrucken**, nicht vom **Setzen** der Schrift die Rede iſt.

Nur Ein Arbeiter, welcher die Bogen hinlegt und wegnimmt, iſt nöthig. In jeder Stunde ſind 800 Bogen gedruckt, während zwei erwachſene Menſchen, auf die bisher gewöhnliche Weiſe, in einem ganzen Tage nicht über 1000 zu liefern vermögen *).

Neuerlich baut man auch Wägen und Schiffe, welche durch Dämpfe getrieben werden. Ein Dampfſchiff, das von Rouen auf der Seine, ſtromaufwärts, nach Paris fährt, legt einen Weg von 100 Stunden in 60 Stunden zurück. Sonſt brauchte ein Schiff zu dieſen 100 Stunden, ſtromaufwärts, 20 Tage, und zwanzig Pferde mußten ziehen.

Eben so nützlich weiſs der Mensch den Wind zu gebrauchen, z. B. zur Schifffahrt, zur Bewegung der Mahlmaschine etc., und in den neuesten Zeiten lernte er sogar die Luft, wie das Weltmeer, beschiffen.

---

8) Durch seinen Verstand, namentlich durch sein Nachdenken über Mittel und Zweck, wird der Mensch Herr der ganzen Thierwelt. Selbst minder behend und schwächer als viele hundert Thiere herrscht er dennoch über alle. Die sogenannten Hausthiere entwöhnte er ihrer Wildheit und gebraucht sie, seit Jahrtausenden, zur Nahrung, Kleidung, Lust und Bequemlichkeit. Durch einen einfachen Zaum regiert er das unbändige Roſs;

---

*) Genannter Mechanicus König lebt ſeit mehreren Jahren nicht mehr in England, ſondern, verbunden mit einem Würtemberger Namens Bauer, der ſchon in England ſeine Gehülfe war, in dem von ihnen erkauften Kloſter Oberzell bei Würzburg. Eine von ihnen da verfertigte Schnellpreſſe druckt den hamburger Correſpondenten. Vermittelſt eines Schwungrades regieren zwei Menſchen die Maſchine und liefern in einer Stunde über tauſend Bogen auf beiden Seiten bedruckt; bloß auf Einer Seite 2200—2400.

an das noch einfachere Joch fesselt er den stöſsigen Stier, und macht beide zu seinen arbeitsamen Sklaven. Unter andern Himmelsstrichen gebraucht er eben so den Elefanten, das Kameel, das Rennthier, den Hund etc. Den ungeheuren, furchtbaren Haifisch verfolgt er auf offenem Weltmeere, und sein flüchtiges Blei stürzt den Adler aus der Luft. Kein Thier ist so listig, das er nicht durch Fallen und Netze berückte, oder mit dem Feuergewehr erlegte.

4) Durch seinen Verstand macht der Mensch die Erde sich unterthan; er gewinnt dem Boden hundertfältig mehr ab, als dieser freiwillig gibt; denn er erfand Mittel ihn ergiebiger zu machen. — Durch den Ackerbau leben 1000 Menschen auf einer Strecke Landes, die, ohne Menschenkunst, kaum 50 nur nothdürftig, und keine 10 eben so genuſsreich erhalten würde.

> Der Mensch, selbst schön, verschönert die Natur;
> Umschafft den todten Sumpf zur Waizenflur,
> Macht Tag im finstern Wald, vermehrt auf Erden Sonnenschein,
> Und geht, fast wo er will, in Paradiese ein.

Man hat berechnet, daß die Erde ungefähr 2 Millionen Quadrat⸗Meilen bewohnbares Land hat, und daß, ein Land in's andre gerechnet, 3000 Menſchen auf Einer □ Meile leben könnten. Die Bevölkerung der ganzen Erde ſchätzt man auf 1000 Millionen. Wie viele Menſchen könnte die Erde auf ihren 2 Millionen □M. ernähren, wenn wir 3000 auf jede Meile rechnen?

Durch ſeinen Verſtand macht der Menſch auch das Meer ſich unterthan und findet den Weg, wo er nichts als Himmel und Waſſer ſieht. Wie viele hundertauſend Menſchen leben bloß von der Schiffahrt! und wie viele Millionen ziehen faſt ihre einzige Nahrung aus dem Meere!

5. Durch Nachdenken über Mittel und Zweck wurde es dem Menschen möglich, beinahe alle Himmelsstriche zu bewohnen, er verfertigt sich Kleider, baut Häuser, erwärmt sie im Winter, gräbt Keller, um seine Lebensmittel gegen Frost zu schützen, und wohnt, im rohen Zustande, selbst in unterirdischen Gemächern.

6. Durch eben dieses Nachdenken verfiel er auch auf tausenderlei Mittel gegen körperliche Leiden und Verletzungen, auf die Heilkunst.

Doch, ich würde kein Ende finden, wenn ich euch auf Alles aufmerksam machen wollte, was der Mensch durch Nachdenken über Zweck und Mittel bewirkt.

Wie der Mensch über Mittel und Zweck denkt, so denkt und urtheilt er überhaupt über Ursache und Wirkung.

Wenn Etwas geschieht, entsteht oder vergeht, so muſs etwas Anderes vorhanden seyn durch das es geschieht, entsteht oder vergeht. Das, wodurch etwas geschieht, nennt man Ursache; das, was geschieht, nennt man Wirkung. Der Blitz ist Ursache des Donners, der Donner ist Wirkung des Blitzes. Was aber in einer Hinsicht Ursache genannt wird, kann in einer andern auch Wirkung seyn. Der Blitz, z. B., ist Wirkung der in der Luft vorhandenen Gewittermaterie, und Ursache des Donners. — Eben so urtheilen wir auch über den Zusammenhang unsrer Handlungen und ihrer Folgen. — Aus diesem Nachdenken ging Sirachs Ausspruch hervor: Thue nichts Böses, so widerfährt dir nichts Böses; halte dich vom Unrechte, so trifft dich nicht das Unglück u. s. w.

Oft hält aber unsre Einbildungskraft Etwas für die Ursache einer Wirkung, das weder da-

von Ursache ist noch seyn kann, und daraus entstehet fast aller Aberglaube. Ein Wortgemurmel kann, z. B., seiner Natur nach weder krank noch gesund machen, gleichwohl glauben viele tausend Menschen an Beschreien und Segensprecherei. Jener Knecht, der zu einem Gespann magerer Pferde kam, und sie, nebst dem, daſs er sie fleiſsig und ordentlich fütterte, nicht übertrieb und reinlich hielt, auch täglich mit dem Lappen von einem Gehenkten strich, glaubte, das Streichen mit dem Lappen sey Ursache von dem Stärkerwerden seiner Pferde. Worin lag aber die wahre Ursache? — Ein Pfarrer lieſs Schwalbennester von seinem Hause herabstoſsen, damit die jungen Schwälbchen seine Blumenstöcke vor dem Fenster nicht besudeln möchten. Nach einiger Zeit brannte das Pfarrhaus ab, und die ganze Gemeinde schob die Schuld auf das Vertreiben der Schwalben. Weil das aufeinander folgte, so schloſs man irrig: also ist das Vorausgehende die Ursache vom Folgenden.

Eine Schildwache ſah bei Mondſchein nach der nahe bei ihr befindlichen Sternwarte. Ein Sternkenner (Aſtronom) richtete eben das Fernrohr (Teleſkop) nach einem Sterne. Die Schildwache hielt es für ein Blasrohr. Auf einmal fiel eine Sternſchnuppe. Heda! rief der Soldat, das war brav gezielt! der kommt nicht wieder. — (Wie paßt das zu dem, was ihr eben geleſen habt?)

Merkt also: Nicht Alles was *auf*einander *folgt*, folgt auch *aus*einander. Ein altes rothäugiges Mütterchen sieht ein Kind und spricht Etwas über dasselbe. Gleich darauf wird das Kind krank. Das Geschwätz der alten Frau und die Krankheit des Kindes folgen also aufeinander; muſs aber deſswillen die alte Frau Ursache der Krankheit seyn? Gesetzt, ein Vater betete mit seinem Kinde ein

Abendlied, und gleich darauf bekäme das Kind Krämpfe; — wäre das Lied daran Schuld? — Nur dann, wenn gewöhnlich, oder immer, eine bestimmte Wirkung auf Etwas erfolgt, oder wenn man den Zusammenhang einsehen kann, nur dann hat man ein Recht, zu *schlieſsen*: von dieser oder jener Wirkung ist Dieſs oder Das die Ursache.

C. Vom Schlieſsen.

Mit dem Urtheilen hängt also das *Schlieſsen* genau zusammen. *Wenn ich einsehe, daſs eine Sache deſswillen wahr seyn müsse, weil eine andere wahr ist: so schlieſse ich.* (Ich schlieſse an die Ursache die Wirkung, an den Grund die Folgerung, oder umgewandt an.) Ich weiſs z. B.: alle Thiere, welche ihre Jungen säugen, bringen sie auch lebendig zur Welt. Daraus schlieſse ich: dieses mir unbekannte Säugethier pflanzt sich gewiſs nicht durch Eier fort. — Ich weiſs: Faulheit und Verschwendung machen arm; daraus schlieſse ich: dieser oder jener Faulenzer und Verschwender wird arm werden, wenn er nicht unerschöpflich reich ist, oder immer neue Zuflüsse bekommt, oder frühzeitig stirbt. — Ich weiſs aus Erfahrung: nach einem heitern Abendhimmel folgt *gewöhnlich* ein heiterer Tag; ich weiſs, Morgenwind bringt *gewöhnlich* trockne Witterung. Daraus schlieſse ich: auch morgen wird *wahrscheinlich* heitre und trockne Witterung einfallen, weil wir heute hellen Abendhimmel bei Morgenwind haben. (Wie unterscheiden sich *möglich* und *wahrscheinlich*?)

Das Vermögen zu urtheilen und zu schlieſsen gibt uns also sogar eine Art von *Voraussehungsgabe*. Ohne diese würden wir in tausend Unglück stürzen und in tausend Fällen uns nicht zu rathen und zu helfen wissen.

Bei starkem Regen flüchteten sich einige Feldarbeiter unter den Ueberhang einer Lehmgrube. Zum Glücke kam ein verständiger Mann dazu. Wollt ihr denn lieber von der Lehmgrube verschüttet, als vom Regen begossen werden? fragte er sie, und ruhte nicht, bis sie heraus in's Freie gingen. Kaum hatten sie den gefährlichen Ort verlassen, da stürzte der Ueberhang herab. — Ein Wanderer trank bei heftiger Kälte in einem Wirthshause, wo er eingekehrt war, viel Branntwein. Ein verständiger Gast warnte ihn, weil er die Wirkung des Branntweins kannte. Guter Freund, sagte er, der Branntwein wird Ihn träg und schläfrig machen und Seinen Kopf verwirren. Viele Menschen sind schon darüber erfroren, daſs sie sich Feuer in den Leib trinken wollten; so wird es auch Ihm gehn. Der Wandrer folgte nicht. Am andern Tage fand man ihn starr und todt auf einem Irrwege. Manchem Knaben weissagt der Lehrer sein ganzes Schicksal, weil er voraussieht, wie es dem trägen, dem groben, dem zänkischen, dem verlogenen und verstohlenen Schüler gehn werde, wenn er sich nicht bessert. Scharfsichtige Männer haben zuweilen ganzen Staaten fast buchstäblich voraus gesagt, welches Schicksal ihnen bevorstehe, und gewiſs, Vieles von dem, was die Propheten weissagten, konnten sie, ohne alle Eingebung, eben so natürlich voraussehen.

Anfang, bedenke den Fortgang! Fortgang, bedenke den Ausgang! sagt ein bekanntes Sprüchwort.

Alle Menſchen machen Schlüſſe, oder ſchließen an bekannte Vorausſetzungen gewiſſe Folgerungen an; das heißt: ſie finden den zureichenden Grund eines Urtheils in ein Paar andern Urtheilen. Die wenigſten kennen indeß die Form der Schlüſſe.

Merkt alſo: jeder Schluß *) in gewöhnlicher Form beſteht aus drei Urtheilen.

Das erſte Urtheil betrifft eine anerkannte allgemeine Wahrheit oder Regel und heißt der Oberſatz;

Das zweite Urtheil ſagt uns, daß ein einzelner Fall unter die allgemeine Wahrheit oder Regel gehöre und heißt Unterſatz;

Das dritte und letzte Urtheil wird aus den beiden vorhergehenden gefolgert und heißt der Schluß, oder die Folgerung. Ich will es durch das oben ſchon gegebne Beiſpiel erläutern.

Der Oberſatz: alle Säugthiere bringen ihre Jungen lebendig zur Welt, oder: kein Säugthier legt Eier, iſt eine anerkannte allgemeine Regel oder Wahrheit;

Der Unterſatz: das Schnabelthier iſt ein Säugthier, iſt ein beſonderer Fall, welcher eben ſo unzweifelhaft iſt, weil es alle Merkmale dieſer Thierklaſſe, namentlich auch Säugwarzen hat;

Die Schlußfolge: alſo gebiert es lebendige Junge, oder legt keine Eier, geht nun ganz natürlich aus beiden Vorderſätzen hervor; denn was von Allem gilt, gilt auch vom Einzelnen.

Merkt bei der Gelegenheit ferner:

1) Die Vorderſätze müſſen entweder beide bejahen, oder der eine muß bejahen und der andere verneinen. Z. B.

Alle Menſchen können irren;
Ich bin ein Menſch,
alſo kann auch ich irren.

oder:

Kein Menſch iſt vor Irrthum ſicher;
Ich bin ein Menſch,
alſo bin auch ich vor Irrthum nicht ſicher.

---

*) Syllogismus.

2) Aus lauter verneinenden Sätzen folgt gar Nichts; z. B.:

Kein Thier hat Vernunft;
Der Menſch iſt kein Thier,
alſo ? ?

Der Stein und der Baum ſind auch keine Thiere; daraus aber folgt weder daß ſie Vernunft haben, noch daß ſie keine haben.

3) Auch aus lauter Sätzen und Behauptungen, welche nur von einzelnen Fällen gelten, folgt Nichts; z. B.

Mancher Gelehrte iſt bucklig;
Mancher Bucklige iſt ungelehrt,
alſo ? ?

Aus dem Letztern folgt höchſtens, daß der Höcker zum Gelehrtſeyn nichts beitrage und am Gelehrtwerden nicht hindere.

4) Schlüſſe können aber auch falſch ſeyn, entweder wegen Beſchaffenheit der Vorderſätze, oder wegen Beſchaffenheit der Schlußfolge.

A. Wenn einer der Vorderſätze falſch iſt, oder wenn es beide ſind, ſo muß auch der Schluß falſch ſeyn. Z. B.:

a) Alle blutmilchende Kühe ſind behext; (?)
Meine Kuh milcht Blut,
alſo iſt ſie behext. (?)

b) Wer über einer Beſchuldigung erröthet, iſt ſchuldig; (?)
Wilhelm erröthete über dieſer oder jener Beſchuldigung,
alſo iſt er ſchuldig. (?)

c) Wiedervergelten iſt keine Sünde; (?)
Ich habe meinem Nachbar bloß wiedervergolten,
alſo war es keine Sünde. (?)

d) Alle Vögel legen Eier;
Die Fledermaus iſt ein Vogel, (?)
alſo legt ſie Eier. (?)

B. **Wenn ich vom Einzelnen auf's Ganze ſchließe, ſo iſt der Schluß falſch;** denn ich kann zwar vom Ganzen auf's Einzelne, aber nicht umgewandt ſchließen; z. B.:

a) Viele Juden ſind Betrüger;
Nathan iſt ein Jude,
alſo iſt er ein Betrüger. (?)

b) Bauern ſind häufig grob;
Hans iſt ein Bauer,
alſo muß er grob ſeyn. (?)

Von vielen Fällen kann ich ja nur auf Wahrſcheinlichkeit, aber nicht auf Gewißheit ſchließen.

C. **Ueberhaupt iſt ein Schluß falſch, wenn ich aus den Vorderſätzen folgere, was in ihnen gar nicht, oder doch nur unter gewiſſen Bedingungen liegt.**

Ich will nun einige dergleichen Schlüſſe machen und zuſehen, ob ihr mir ſagen könnt, warum ſie falſch ſind.

a) Alle Menſchen ſind ſterblich;
Der Hund iſt ſterblich,
alſo iſt er ein Menſch.

Die Regel des Schließens heißt: **was von Allen gilt, das gilt auch von den Einzelnen, der Gattung oder Art.** Der Unterſatz eines Schluſſes muß daher nicht bloß behaupten, daß das, was er nennt, mit dem im Oberſatze Genannten etwas gemein habe, ſondern **daß es mit demſelben von einerlei Gattung oder Art ſey.** Gehört denn aber der Hund zu der Gattung der Menſchen? Oder habe ich behauptet:

Alles was ſterblich iſt, iſt ein Menſch;
Der Hund iſt ſterblich,
alſo iſt er ein Menſch?

Nein! da wäre ja der Oberſatz (daß alles, was ſterblich iſt, ein Menſch ſey) grundfalſch. Nach eben dieſer Anſicht könnt ihr auch folgende Schlüſſe beurtheilen:

b) Alle Soldaten führen Waffen;
Der Jäger führt Waffen,
alſo iſt er Soldat. (?)

Wie müßte der Schluß heißen, wenn er in der Form, obgleich nicht in der Sache ſelbſt, richtig ſeyn ſollte? Antwort: Alles was Waffen trägt, iſt Soldat ꝛc.

c) Alle Schlangen ſind fußlos;
Der Wurm iſt fußlos,
alſo — eine Schlange. (?)

d) Alle Fiſche leben im Waſſer;
Die Auſter lebt im Waſſer,
alſo iſt ſie ein Fiſch. (?)

Was die Gelehrten über das Schlüſſemachen weiter zu ſagen wiſſen, kann euch gleichgiltig ſeyn. Genug, daß ihr nun doch die Hauptform der Schlüſſe kennt und einſeht, wie man in der Form und Materie der Schlüſſe irren kann.

---

5. Wir kommen nun auf die höchste Stufe des menschlichen Erkenntniſsvermögens, auf die

Vernunft.

Gewöhnlich versteht man darunter alle bisher genannten **höheren** Seelenkräfte; in engrer Bedeutung aber zeigt Vernunft das **Vermögen des Geistes** an, **sich über das Sinnliche und Vergängliche zu erheben.** Sie ist es, welche unserm ganzen Denk-, Gefühls- und

Begehrungsvermögen die Richtung nach dem Uebersinnlichen gibt. Sie führt uns also über die Grenze der Wahrnehmung hinaus, während der Verstand sich bloſs mit dem Sinnlichen beschäftigt. Dieser forscht zwar auch nach Grund und Ursache aller Erscheinungen; aber bis zur übersinnlichen ersten Ursache alles Daseyns, zu Gott, führt uns nur die Vernunft. — Der Verstand beschäftigt sich zwar tiefsinnig genug mit Untersuchung der ganzen Menschennatur, und besonders auch mit der Seelenlehre; die Vernunft aber sagt uns erst: der Geist ist von göttlicher Natur und bestimmt zur Unsterblichkeit.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren!
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Die Vernunft dringt uns aber nicht nur, das Uebersinnliche zu glauben, sondern auch nach höhern als bloſs sinnlichen Beweggründen zu handeln. Der Verstand lehrt uns erkennen, was nützlich und was schädlich ist, und davon überzeugen uns auch sinnliche Erfahrungen; die Vernunft aber nimmt eine höhere Ansicht und lehrt uns, unabhängig von aller Erfahrung, was recht oder unrecht ist.

Nicht immer ist das uns Nützliche auch recht und das uns Schädliche auch unrecht. Nicht immer ist das uns Nützliche auch gemeinnützig. Jesus und seine Jünger thaten recht und verdienen unsterblichen Dank, daſs sie die Welt zu erleuchten und zu bessern suchten; aber es war ihnen schädlich. Sie wurden verfolgt und wie Missethäter behandelt. Nütz-

licher würde es für sie gewesen seyn, wenn sie ihre bessern Einsichten verschwiegen und sich weniger um Vervollkommnung ihrer Mitmenschen bekümmert hätten; würde es aber auch recht, würde es gemeinnützig gewesen seyn? — Wie viel hundertmal kommen auch wir in Verhältnisse, wo die Sinnlichkeit zum Angenehmen und der Verstand zum Nützlichen räth; aber die Vernunft erhebt sich über alle diese sinnlichen Beweggründe, und das aus ihr entspringende Gewissen sagt: Nein! das Angenehme und das mir Nützliche würde hier unrecht seyn; du muſst also lieber das dir Unangenehme und Schädliche wählen, als Unrecht thun.

Fragt demnach, liebe Kinder, nicht zuerſt: ob das, was ihr thun ſollt oder wollt, angenehm oder unangenehm, ob es euch nützlich oder ſchädlich, ſondern — ob es recht oder unrecht ſey. Das iſt die Regel der Pflicht.

Unternehmt jedoch Nichts, ohne die Folgen zu bedenken, die es wahrſcheinlich haben wird. Das iſt die Regel der Klugheit.

Erwartet aber auch von der beßten That nicht mit Zuverſicht erfreuliche Folgen. — Das iſt die Regel der Zufriedenheit.

Hört ein Beispiel davon!

Ein reicher Leinwandhändler hatte einen geldarmen, aber kinderreichen Leinenweber, Namens Klaſs, lange Jahre mit Arbeit und Brot versorgt, und das Häuschen des armen Mannes war vom vorgeschoſsnen Gelde des Reichen erkauft. Dafür diente auch Klaſs dem Kaufmanne so treu und so redlich, daſs er von dem erhaltenen Garne keinen Faden behielt, und beständig gute Arbeit in billigen Preisen lieferte. Dadurch gewann er das Zutrauen des Reichen.

Dieser gebrauchte ihn gewöhnlich zum Garn-Einkaufe in der Gegend umher, und vertraute ihm beträchtliche Summen an. Bei der Gelegenheit hätte ihn Klaſs um manchen Thaler betrügen können; aber nein! So wohlfeil er einzukaufen vermochte, so wohlfeil verrechnete er's dem Fabrikherrn, und zehrte dabei so sparsam als möglich, um ihm nicht unnöthige Kosten zu machen. Der Kaufmann sah das ein und rühmte den Mann als seinen ehrlichsten Arbeiter; aber einen thätigen Beweis seiner Erkenntlichkeit gab er ihm nie. Klaſs dachte zuweilen selbst: „der reiche Mann könnte wohl mir und meinen armen Kindern meine Treue besser vergelten;" doch, dacht' er sogleich wieder: der Mann gibt mir ja, was er mir schuldig ist, hat mein Hüttchen bezahlt und läſst mich nie ohne Arbeit und nothdürftigen Unterhalt. —

Eines Abends lieſs der Kaufmann ihn rufen und gab ihm wieder 200 Rthlr. zum Garn-Einkaufe. Er war ganz allein auf seinem Zimmer und lag unpäſslich im Bette. Klaſs muſste selbst die Geldrollen aus dem Schreibtische herausholen und ihm zur Ansicht bringen. In der Nacht überfiel den Kranken plötzlich ein Schlagfluſs, und ehe Klaſs auf seinen Garnhandel ausging, war der Kaufmann verschieden.

Der reiche Mann hatte einen einzigen Sohn, der in Bremen eine groſse Handlung betrieb. Klaſs sah voraus, daſs dieser nun Alles in seinem Geburtsorte verkaufen und die Gelder nach Bremen ziehen würde. Nun, dachte er, muſst auch du dein auf dem Hause stehendes Kapitälchen von 300 fl. zurückzahlen; Niemand wird in unsern geldarmen Zeiten so viel auf das schlechte Hüttchen dir leihen und du muſst es mit Weib und Kindern verlassen. — „Hast du nicht aber eben so viel von dem Verstorbenen in Hän-

den?“ fiel ihm hier ein. „Niemand war zugegen, als er das Sümmchen dir gab. Wahrscheinlich hat er es nicht aufgeschrieben; denn er lag ja zu Bette. Wie manchen schönen Thaler hättest du beim Garnhandel unterschlagen, wie manchen Zaspel Garn zurückbehalten können? — das hast du nicht gethan.“ — Nebst dem überlegte Klaſs den groſsen Reichthum des einzigen Erben. Zwei Hundert Thaler mehr oder weniger, dachte er, fühlt der Mann nicht. — Dazu kam noch: seine Frau weinte vor Jammer über den wahrscheinlichen Verlust des Häuschens und schalt ihn wegen seiner bisherigen Ehrlichkeit. Was hast du nun von deiner Gewissenhaftigkeit, sagte sie, wenn du die 300 fl. wieder zurück gibst? Liegen dir Weib und Kinder nicht näher am Herzen, als der reiche Kaufmann in Bremen?

War das nicht eine schwere Versuchung für den ehrlichen Klaſs? Er mochte Verstand und Klugheit zu Rathe ziehen, wie er wollte, so fiel der Entschluſs immer dahin aus: du willst wenigstens abwarten, ob die 300 fl. zurückgefordert werden, oder nicht. — Vernunft und Gewissen aber geboten: Nein! So nöthig auch das Geld dir thut, so überflüssig es dem reichen Sohne des Verstorbenen seyn mag, so wahrscheinlich auch die Hoffnung ist, daſs Niemand etwas um das Geld wisse und daſs nichts aufgeschrieben sey; so wahr es auch immer seyn mag, daſs der Verstorbene gegen deine Ehrlichkeit erkenntlicher hätte seyn sollen: so ist es doch deine Pflicht, das Geld zurückzugeben, — und — er gab es bei Heller und Pfennig zurück. So, sagte er, kann ich wünschen, daſs alle Leute denken und handeln möchten; denn die ganze Welt würde dann ehrlich seyn. Nur mit diesem Bewuſstseyn kann ich ruhig leben und sterben.

Indem also dieser wackere Mann durch die Vernunft

erkannte, was *recht* war: fühlte er sich auch *verpflichtet*, es *zu wollen* und *zu thun*. — Die Vernunft *gebietet* demnach, was *recht* ist, und *verbietet*, was *unrecht* ist, und wir *fühlen* es, daſs wir schuldig sind dieser Gesetzgeberinn in uns zu gehorchen, ohne nach Vortheil oder Schaden, nach Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit zu fragen. — Diese innere Billigung oder Miſsbilligung unsrer Handlungen, diesen Ausspruch unsrer Vernunft, welcher uns *gewiſs zu wissen* thut, was recht oder unrecht ist, nennt man das *Gewissen*. Hätte Klaſs anders gehandelt: so würde sein Gewissen ihm Vorwürfe gemacht und ihn selbst verurtheilt haben.

Ehrt des Gewissens Spruch, ihr Bösewichter!
Es ist zugleich Gesetz, Ankläger, Zeuge, Richter.

II. *Gefühlsvermögen.*

Nicht alles Gefühl von Lust oder Unlust, liebe Kinder, kommt durch unsre Nerven und Sinnwerkzeuge. Müſst' ich Eines von euch schlagen: so würde das Geschlagene allerdings Schmerz empfinden: aber in meinem Innersten würde auch *Ich* etwas fühlen, das mir vielleicht noch weher thäte: Zorn, oder Kummer, oder Mitleid. — Auch *ihr* würdet, weil Schläge groſse Seltenheit bei uns sind, nicht gefühllos bleiben. Ihr würdet Schrecken, Bedauerniſs, Miſsbilligung der bestraften Unart, vielleicht gar Schadenfreude fühlen. Diese Gefühle wären aber nicht durch eure Hautnerven, sondern durch eure Gedanken und Vorstellungen erzeugt. Dergleichen sind auch die Gefühle des Wohlwollens, der Freundschaft, der Dankbarkeit, des Zutrauens, der Hochachtung, der Bewunderung, der Selbstliebe, der Ehrliebe, des Froh- und Trübsinns, der Sehnsucht, der Reue, des Argwohns, der Furcht, des Zorns u. s. f.

Sind dieſe innern Empfindungen ſtark, ſo nennt man ſie mit einem lateiniſchen Namen (den ihr merken müßt, weil er im gemeinen Leben oft vorkommt) Affect. Deutſch gebraucht man dafür den Namen Gemüthsbewegung.

Unter Gefühlsvermögen versteht man demnach die Fähigkeit der Seele, durch äussere Eindrücke und durch bloſse Vorstellungen auch bewegt und in verschiedne Gemüthsstimmungen versetzt zu werden.

Die Gefühle sind ihrer Beschaffenheit nach entweder angenehm, oder unangenehm, oder gemischt. Welche wären z. B. angenehm?.. welche unangenehm?.. welche gemischt, d. i. halb angenehm, halb unangenehm?.. (Von letzterer Art ist die Sehnsucht nach einem erwarteten Glücke, die Trennung vom älterlichen Hause, um anderwärts sein Glück zu suchen u. s. w.)

Auch in Ansehung der Quellen, aus welchen sie entspringen, sind unsre Gefühle verschieden. Es gibt Gefühle der Sinnlichkeit (z. B. der Gesundheit, des Wohlbehagens etc), Gefühle der Einbildungskraft, der Theilnahme, und die noch höhern Gefühle des Wohlgefallens an Erkenntniſs des Verstandes, am Schönen und Erhabenen, das sittliche Gefühl von Recht und Unrecht, und das religiöse Gefühl unsres Verhältnisses zu Gott.

Hier werden alſo die Gefühle nach der Verſchiedenheit ihrer Quellen eingetheilt. Dieſemnach gibt es:

1) Gefühle der Sinnlichkeit, welche aus Zuſtänden und Veränderungen des Körpers entſtehn. — Angenehme Gefühle dieſer Art ſind: körperliches Vergnügen, das Gefühl der Geſundheit, die Erquickung durch Schlaf, Speiſe und Trunk, die Annehmlichkeit eines Spaziergangs bei

freundlichem Wetter u. ſ. w. — Unangenehme ſinnliche Gefühle ſind: Schmerz, Krankheit, Hunger und Durſt, Mattigkeit, Schläfrigkeit, Gefangenſchaft, hartes Lager, üble Gerüche u. ſ. w.

2) Gefühle der Einbildungkraft. Sie entſtehn theils aus der Erinnerung an das einſt wirklich empfundene Angenehme oder Unangenehme; oder auch aus Hoffnung und Furcht wegen der Zukunft. (Beiſpiele.)

3) Gefühle der Theilnahme an fremdem Glück oder Unglücke. Man nennt ſie auch Mitgefühl; und zwar Mitfreude, wenn ſie fremdes Glück, und Mitleid, wenn ſie fremdes Unglück betreffen. Von Letzterem haben wir einmal beſonders mit einander geredet (Erſte Abtheilung S. 84 u. ff.). Wiederholt bemerke ich, daß man das Nennwort Mitleiden wohl bloß gebrauchen ſollte, wenn von einer wirklichen Miterduldung fremden Unglücks die Rede iſt; Mitleid aber, wenn bloß unſre Gefühle mit denen des Leidenden übereinſtimmen. — Es folgen nun Gefühle von höherer Art, und zwar:

4) Gefühle der Erkenntniß des Verſtandes. Sie ſind ebenfalls theils angenehm, theils unangenehm. Angenehm iſt es z. B., wenn man durch Lernen und Nachdenken höhere Einſichten erhält, neue Entdeckungen und Erfindungen macht u. ſ. w. Unangenehm und niederſchlagend ſind hingegen die Gefühle des geiſtigen Unvermögens und vergeblicher Anſtrengung, die Gefühle des Mißmuths über verweigerte Unterſtützung, über Hinderniſſe, die der Aufklärung in den Weg treten u. ſ. w.

5) Nicht minder angenehm und unangenehm iſt das Gefühl des Wohlgefallens am Schönen und des Mißfallens am Häßlichen.

Viele Tauſend Menſchen kennen dieſe (unter Nr. 4 u. 5

genannten) Gefühle kaum dem Namen nach. Erweiterung ihrer Einſicht freut ſie ſo wenig, daß ſie dieſelbe beinahe haſſen, und das Gefühl ihrer Unwiſſenheit beunruhigt ſie ſo wenig, daß ſie ſich in ihrer Blindheit recht wohl gefallen. Eben ſo gleichgültig ſind ſie auch gegen die Schönheiten der Kunſt und Natur. Ein ſchönes Gebäude, ein ſchönes Gemälde ꝛc. rührt ſie gar nicht. In einem dumpfigen Loche befinden ſie ſich eben ſo wohl, als in einem netten geräumigen Zimmer, und kommt etwas Schönes unter ihre Hand, ſo wird es in kurzer Zeit verdorben und verhäßlicht. Die herrlichſte Muſik läßt ſie kalt und ungerührt, wenn ſie nicht zu ihr im Tanze herum ſtampfen können. Ihr widerliches Kreiſchen beim Geſange iſt der klarſte Beweis, daß ſie für das Schöne der Tonkunſt gar keinen Sinn haben. Mit gleichem Stumpfſinne betrachten ſie die ſchönſte Gegend, den herrlichen geſtirnten Himmel, das majeſtätiſche Gewitter, das wogende Weltmeer, den blühenden Garten und den bunten Schmetterling. — Wollt ihr auch ſolche gefühlloſe Bildſäulen werden? Iſt dieſe Gefühlloſigkeit nicht wahre Verſündigung an Gott und der menſchlichen Natur? —

6) Edler noch als alle bisher genannten Gefühle ſind die **ſittlichen Gefühle**, nämlich Achtung gegen die Tugend und Verachtung des Laſters und alles deſſen, was unrecht, unbillig, oder unanſtändig iſt.

Kann man wohl den, der es nur **weiß** was recht und unrecht, was ehrenvoll und ſchändlich iſt, der aber keinen Abſcheu gegen Sünde und Schande und keine Zuneigung zur Tugend **fühlt**, wirklich tugendhaft nennen? geſetzt auch, daß er aus Furcht und Hoffnung gleichwohl das Böſe vermiede und das Gute vollbrächte.

7) Das heiligſte und höchſte aller Gefühle iſt indeß das **religiöſe Gefühl**. Es läßt ſich füglich unter die Haupt-

begriffe: Gottesfurcht und Gottſeligkeit bringen. Dieſes Gefühl erhebet erſt unſre Tugend zur Frömmigkeit; gibt erſt allen unſern Tugenden den höchſten Werth (S. die erſte Abtheilung S. 275—283.)

Wozu nützt aber das Gefühlsvermögen?

1. Ohne Gefühlsvermögen würde unser Denkvermögen gröſstentheils schlummern. Wie viel verdankt das Erwachen unsres Geistes dem Gefühle der Noth und der Lust! etc.

Zuerſt fühlt der Menſch ein Bedürfniß, ein Verlangen, oder einen Abſcheu; dann ſtrengt er den Verſtand an, um Mittel zur Stillung ſeines Verlangens und zur Beſeitigung oder Milderung des Verabſcheuten zu erfinden. Von unſern Gefühlen geht alſo faſt alle Geiſtesbildung aus. Ohne Gefühl des Bedürfniſſes einer beſſern Mittheilung, als durch bloße Zeichen und Naturlaute, würde z. B. die Wortſprache nimmermehr erfunden worden ſeyn; Ohne das Gefühl der langen Weile wäre nicht einmal ein Spiel erſonnen u. ſ. w.

Wie indeß Gefühle Gedanken erwecken, ſo erwecken auch, umgewandt, Gedanken wieder Gefühle. Dem geiſtig-gebildeten Menſchen eröffnet ſich eine ganz neue Welt von Gefühlen; denn es gibt Freuden und Leiden, Begierden und Verabſcheuungen, die der rohe Menſch gar nicht kennt. (S. Nr. 5.)

Gedanken erzeugen jedoch nicht nur Gefühle, ſie unterdrücken ſie auch. Kummer und Freude, Zorn und Zuneigung, Sehnſucht und Widerwille vermindern ſich bekanntlich bei beſſerer Ueberlegung; ernſtliches Nachdenken über einen Gegenſtand des menſchlichen Wiſſens, oder Leſung eines Buches, iſt oft das beßte Mittel, über gewiſſe Gefühle, deren wir gerne los ſeyn möchten, Herr zu werden.

Umgewandt unterdrücken aber auch heftige

Gefühle das ganze Denkvermögen, z. B. bei zu großer Traurigkeit und Freude, bei Furcht und Schrecken, bei zu heftiger Sehnſucht u. ſ. w.

2. In unsern Gefühlen liegt unser innres Wohl und Weh — Himmel und Hölle;

In unſern Gefühlen liegt nicht nur der Himmel eines guten und die Hölle eines böſen Gewiſſens; nein! unſre Gefühle verändern auch alle Anſichten von unſern äuſſern Umſtänden. Der Arme z. B. fühlt ſich im Beſitze eines kleinen Häuschens und geſunder Hände zur Arbeit oft ſehr glücklich; ein Reicher aber, der bis zu eben dem Grade von Armuth herabſänke, würde glauben, der unglücklichſte Sterbliche zu ſeyn. Ihre Lage wäre ganz dieſelbige; aber ihr Gefühl dabei deſto verſchiedner. Und habt ihr nicht ſchon Menſchen ſich um eine bloße Grille härmen geſehn? — O wie wahr iſt es: im Herzen des Menſchen iſt ſeine Hölle und ſein Himmelreich!

3. Unsre Gefühle haben selbst auf unsern Körper wichtige Einflüsse, können uns gesund und krank machen, wie z. B. Freude, Zorn, Kummer etc.;

Neid, Zorn, Kummer und Schrecken nagen bekanntlich an unſrer Geſundheit. Sie bewirken aber zuweilen auch den plötzlichſten Tod. Ein Uſa fiel vor Schrecken entſeelt zur Erde, als der Wagen mit der Bundeslade umſtürzen wollte. — Eine Erbin des berühmten Herrn von Leibnitz († zu Braunſchweig 1716) ſtarb dagegen vor Freuden, als ihr deſſen Schränke mit Silber und andern koſtbaren Sachen geöffnet wurden. — Und wer wüßte nicht, daß Mancher über einer erſchütternden Nachricht erkrankt, während ein Anderer über einer erfreulichen Nachricht plötzlich anfängt zu geneſen? Bloß der Beſuch eines berühmten Arztes, oder eines innig geliebten Freundes hat oft ſchon dieſe Wirkung. Sehnſucht

nach dem Vaterlande, das ſogenannte Heimweh, macht zuweilen tödtlich krank, und die Erblickung der lieben Heimath flößt plötzlich neues Leben ein.

4. Unsre Gefühle (namentlich Furcht und Sorge) behüten vor vielen Gefahren;

Hätte die Mutter keine Beſorgniſſe wegen ihrer Kinder, was würde aus dieſen, und was würde aus uns Allen werden, wenn uns nicht die Beſorgniß von vielem Gefährlichen und Schädlichen zurückhielte?

5. Unsre Gefühle sind mächtige Antriebe zum Guten und Bösen. Der Geizhals, vom Mitleid überwältigt, wird zuweilen ein Wohlthäter des Leidenden, und der Menschenfreund, im Gefühle des Zornes, hartherziger als ein Geizhals;

6. Unsre Gefühle sind oft das Einzige was wir geben können, besonders in unserm Verhältnisse zu Gott. Was hätten wir für ihn, als Liebe, Dank, Bewunderung, Vertrauen u. s. w.?

7. Ohne Gefühl läſst sich also gar keine Religion denken, denn die Religion muſs schlechterdings Herzensangelegenheit seyn;

Nicht einmal ein Gewiſſen iſt ohne Gefühl denkbar; denn die innere Ueberzeugung von Recht und Unrecht kann nur dann Gewiſſen genannt werden, wenn auch unſer Gefühl daran Theil nimmt. Deßwillen nennt man auch das Gewiſſen ſittliches Gefühl.

Mit der Religion hat es gleiche Bewandtniß. Ohne das innigſte Gefühl von Gott und unſerm Verhältniſſe zu ihm, iſt unſer Glaube bloß Begriffsſache, nicht Religioſität oder Frömmigkeit.

8. Unsre Gefühle sind endlich oft mehr werth als unsre beſste That. Könnten wir Manchem die Gefühle, mit welchen er Gutes thut, aus dem Herzen lesen, — wie

klein würden wir von seiner That denken! wie groſs hingegen von mancher unbedeutenden That, kennten wir ganz das Herz ihres Vollbringers!

Soll aber unser Gefühlsvermögen nicht eben so viel Böses als Gutes stiften, so muſs es, wie die Einbildungskraft, unter der Herrschaft des Verstandes und der Vernunft stehn. Der Zorn, als gerechter Unwille über bemerktes Unrecht, treibt uns an, dem Unrechte zu steuern; er verleitet uns aber auch selbst zur Ungerechtigkeit.

Plato, ein griechiſcher Gelehrter, war einſt über einen ſeiner Sklaven ſehr aufgebracht. Erzeige mir doch den Gefallen, ſagte er zu einem ſeiner Freunde, und züchtige den Menſchen; ich bin zu aufgebracht. — „Ha! wie wollt' ich dich prügeln, wenn ich nicht im Zorn wäre," ſagte ein Andrer.

Das Ehrgefühl hält uns vom Schändlichen ab und treibt uns zum Löblichen an; aber leicht artet es auch in Eitelkeit und Hochmuth aus; — Liebe ist die Quelle aller geselligen Tugenden, sie ist des Gesetzes Erfüllung, wie die heilige Schrift sagt, aber sie kann auch im älterlichen Herzen zur Affenliebe und in allen Menschen zur sträflichen Wollust werden.

Affen äuſſern ihre Liebe zu ihren Jungen mit einer ganz eigenen Poſſirlichkeit, und nach einer bekannten Fabel umarmte eine Affenmutter ihr Junges mit ſolcher Inbrunſt, daß es an ihrem Herzen erſtickte. Unter Affenliebe verſteht man alſo eine lächerliche und den Kindern ſchädliche älterliche Zärtlichkeit. Wie mit der Aelternliebe, ſo iſt es mit allen Affecten. Nur unter der Botmäßigkeit der Vernunft ſind ſie gut.

Nur Ein Gefühl ist unbedingt und uneingeschränkt gut: — das sittliche und religiöse

Gefühl; das Gefühl der Achtung gegen alles was recht und gut, was menschenfreundlich und anständig ist; noch mehr aber das Gefühl der Verehrung, Liebe, Dankbarkeit und des Vertrauens zu Gott, welches wir als das gröſste Heiligthum ansehen und bewahren sollten.

Es ist demnach nicht gleichviel, liebe Kinder, ob ihr euer Gefühlsvermögen abstumpft, oder zart und regsam erhaltet. Ein gefühlloser Mensch, der bei allen empfangenen Liebkosungen und Gefälligkeiten ungerührt bleibt, fremdes Elend mit trocknem Auge sieht, und die herrlichen Werke der Natur und Kunst kalt vorübergeht, ist bedauernswerth; denn er kennt die edelsten Genüsse des Lebens nicht; Niemand liebt ihn, weil an ihm jeder Beweis von Liebe nur verschwendet seyn würde; er ist dem Glücklichen und Unglücklichen gleich zuwider. — Er ist aber auch aller Laster fähig. Mit kaltem Blute kann er Andere todt kränken; die rührendsten Vorstellungen seiner Freunde, und Gottes Langmuth und Güte vermögen nichts über ihn. Selbst zu Galgen und Rad geht er vielleicht ohne Reue und Scham.

Bei dem Worte Scham fallen mir zwei Sprüchworte ein: 1. Wer das Erröthen verlernt hat, ſteht nahe daran, zu erbleichen. (Wie verſteht ihr das?) 2. Scham iſt die Leibfarbe der Tugend.

Laßt mich indeß noch Einiges über die Gefühle überhaupt hinzu ſetzen:

1) Sie ſind bekanntlich angenehm oder unangenehm. Es gibt aber auch gemiſchte Gefühle. Ich möchte ſie bitterſüß nennen; z. B. Hoffnung, Sehnſucht und Mitleid. Hoffnung iſt, als Erwartung eines zukünftigen Guten, an und für ſich angenehm; jede Erwar-

Von den Verdauungswerkzeugen, namentlich vom Magen und den Gedärmen . . S. 364
Von der Verdauung ſelbſt . 367
Von Vielfreſſern . . 373
Von Ausleerungen des Magens und der Gedärme . . 375
Vom Urine . . . 377
Vom Urinſchauen . . 378
Von der äuſſeren Körperdecke, namentlich von der Haut 380
Vom Bade und der Reinhaltung der Haut . . 383
Von Hautkrankheiten . . 386
Haare und Nägel . . 394
Empfindungswerkzeuge, und zwar vom Empfindungsvermögen überhaupt . . 395
Von d. Nerven (Nevrologie) S. 397
Vom Gehirne und Rückenmarke —
Sinn des Gefühls . . 400
Beiſpiele von Bekämpfung des Schmerzgefühls . . 402
Sinn des Geſchmacks . . 403
Sinn des Geruchs . . 406
Einleitung in die Betrachtung der höhern und edlern Sinnwerkzeuge . . . 410
Sinn des Gehörs . . 411
Vom Schalle . . . 416
Sinn des Geſichts . . 425
Vom Sehen überhaupt . 433
Von weit- u. kurzſichtigen Augen 436
Vom Schlafe . . . 441
Vom Tode . . . 443

Inhalt der dritten Abtheilung,

nämlich

der Lehre von der menſchlichen Seele (Pſychologie).

Einleitung, von den Vorzügen des menſchlichen Körpers vor dem thieriſchen . . 447
Erkenntnißvermögen überhaupt . . . 452
Das Bewußtſeyn . . 453
Die Einbildungskraft 454
Hoher Nutzen derſelben . 455
Zufällige Nachtheile . . 460
Das Gedächtniß . . 470
Ueber Gedächtnißkunſt . . 471
Vom Aufmerken und Darandenken 474
Der Verſtand . . 475
Vom Begreifen . . . —
Vom Vergleichen und Unterſcheiden, vom Weſentlichen und Zufälligen . . . 479
Vom Urtheilen . . . 482
Von der Sprache . . 483
Hoher Werth des Nachdenkens 486
Ueber Mittel und Zweck, Urſache und Wirkung . . 489
Vom Schließen . . . 493
Von der Form des Schließens 495
Die Vernunft . . 498
Vom Recht und Unrecht . 499

Gefühlsvermögen überhaupt 503
Verſchiedne Arten der Gefühle 504
Hoher Werth der Gefühle . 507
Zufällige Nachtheile . . 510
Sorge für d. Gefühlsvermögen 511
Allgemeine Bemerkung darüber —
Abſtumpfung der Gefühle . 513
Empfindlichkeit u. Empfindelei 514
Loblied auf d. echte Empfindſamk. 515

Begehrungsvermögen überhaupt . . . 516
Von der Beherrſchung deſſelben 517
Von Trieben, Neigungen und Leidenſchaften . . . 519
Vom freien Willen . . 521
Vom guten Willen . . 522
Anhang von den Temperamenten 526

5) Auch durch Gewohnheit verlieren die Gefühle an Stärke. Man hört auf glücklich zu ſeyn, wenn man es zu ſehr und immer iſt. Der Kummer über einen Verluſt wird hingegen durch Gewohnheit des Entbehrens erleichtert und endlich ganz ausgetilgt. Das Mitleid mit fremder Noth wird ſchwächer, wenn man ſie lange ſieht, und endlich kann Mancher, der anfangs mitleidig war, die Noth Anderer kaltblütig vergrößern, wie der Metzger ohne Mitleid die Schlachtthiere hetzt.

6) Wenn entgegengeſetzte Gefühle aufeinander folgen, ſo wird das letzte durch das vorausgehende verſtärkt, z. B. nach dem Gefühle einer ſchmerzhaften Krankheit, das Gefühl des Wohlſeyns; — nach ſicherer Hoffnung auf ein Glück, die plötzliche Vereitelung ꝛc. Je fröhlicher die Stimmung eines Menſchen war, deſto heftiger äußert ſich gewöhnlich ſein Zorn, wenn er mitten in der Freude durch einen Verdruß unterbrochen wird.

7) Innere Gefühle haben nicht nur wir Menſchen: ſondern auch die vollkommneren Thiere, z. B. das Gefühl der Mutterliebe, der dankbaren Anhänglichkeit an Wohlthäter u. ſ. w. Aber wie auffallend! Das unauslöſchlichſte Gefühl des Menſchen, Mutterliebe, dauert bei Thieren nur ſo lange, als die Jungen ihres Beiſtandes bedürfen, indeß das minder natürliche Gefühl der Anhänglichkeit an Menſchen bei ihnen gewöhnlich bis zum Tode dauert und nach langer Trennung ſogleich wieder erwacht, z. B. beim Hunde.

Das Gefühlsvermögen stumpfen wir ab

1. durch öftere Wiederholung solcher Handlungen, gegen welche sich unser Gefühl empört;

2. durch das elende Vorurtheil, als ob gewisse edle

Gefühle bloſse Schwachheiten seyen, wie z. E. das Gefühl des Mitleids, der Scham, der Reue, der Andacht etc.;

3. durch Gedankenlosigkeit; denn innere Gefühle werden oft nur durch Ueberlegung erzeugt;

4. durch Unmäſsigkeit. Die gröſste Gefühllosigkeit findet man häufig bei Trunkenbolden. Nicht nur während des Rausches, sondern auch im nüchternen Zustande.

Hütet euch aber vor Empfindlichkeit und Empfindelei.

Empfindlich nennen wir nicht nur den, der jeden kleinen Schmerz in seiner Vorstellung unmäſsig vergröſsert, sondern auch den, der durch jede Kleinigkeit beleidigt wird. Der gegen Schmerzen allzu Empfindliche vermehrt seine Leiden durch die übertriebene Vorstellung von ihnen; der Abgehärtete vermindert sie, weil er geringer von ihnen denkt. — Der gegen kleine Beleidigungen Empfindliche macht sich selbst unglücklich, weil er fast täglich Veranlassung zum Verdrusse findet, wird Andern durch sein Benehmen zuwider, und setzt seiner eignen Vervollkommnung die gröſsten Hindernisse entgegen; denn vernünftige Vorstellungen gegen seine Fehler bewirken gewöhnlich nur Unwillen, nicht Besserung bei ihm. —

Empfindelei ist eine überspannte Empfindsamkeit. Manche Mutter eilt auf und davon, wenn ihrem Kinde ein Geschwür geöffnet, ein verrenktes Glied eingerichtet, oder ein Zahn ausgenommen werden soll; gleichwohl kann sie ihrem Manne Seelenschmerzen zufügen, die weit schneidender sind, als die von der Hand des Wundarztes. Mancher Mann könnte keinem kranken Vogel, zur Beendigung seiner Leiden, den Kopf eindrücken; aber sein krankes Gesinde kann er ohne Mitleid aus dem Hause schaffen und in Mangel verschmachten

lassen. So widersprechend handeln Menschen, deren Gefühle nicht unter der Botmäſsigkeit des Verstandes und der Vernunft stehn.

Die Empfindelei rührt mehr von allzuregεr Phantaſie, als von dem veranlaſſenden Gegenſtande her; daher auch Viele über ein bloß erdichtetes Trauerſpiel, das ihre Einbildungskraft recht erhöht, weit gerührter ſind, als über die traurigſte wirkliche Begebenheit um ſie her.

Heilig und ehrwürdig iſt hingegen die wahre Empfindſamkeit. Ihr zu Ehren ſang ein Dichter ein treffliches Lied, welches ich euch vorleſen will:

Empfindung, Schmuck der Menſchlichkeit!
Ich ſinge die Erhabenheit,
Zu welcher du den Menſchen hebſt,
Wenn mächtig du ſein Herz belebſt.

Heil ihm, der dich von Gott empfängt!
Denn deine ſanfte Stimme lenkt
Zu hohen Thaten ſeine Bruſt;
Ihn tränkt dein Hauch mit Himmelsluſt.

Du führſt vom Engel und vom Wurm,
Vom Abendlüftchen und vom Sturm,
Vom Donner und der Liebe Scherz
Zu Gott, und heiligeſt das Herz.

Wer lehrt, daß weder Zeit noch Tod
Den Liebenden Vernichtung droht?
Du lehrſt, nicht Witzes Grübelei,
Daß Lieb' und Freundſchaft ewig ſey.

Was iſt ſo ſchön? was iſt dir gleich?
Du machſt die Welt zum Himmelreich;
Wohnſt gern in niedern Hütten; du
Hauchſt in des Müden Seele Ruh.

Wenn ich mit dir auf's Fruchtfeld geh'
Und Aehren=Wagen wallen ſeh,
Dann jauchz' ich auf und preiſe Gott:
Denn er beſcheret täglich Brot.

Auch denk' ich an des Landmanns Fleiß,
An ſeinen viel vergoßnen Schweiß,
An ſeine ſchlecht belohnte Müh,
Und ſchätze, lobe, ehre ſie.

Wer dich nicht hat, wird nicht geliebt;
Wer dich nicht ehrt, der macht betrübt;
Er achtet Andrer Wohlfahrt nicht,
Verleugnet Menſchlichkeit und Pflicht.

Wer aber iſt, deß Blut nicht glüht,
Wenn er Gedrückte jammern ſieht?
Wer brauſ't nicht auf und haßt den Mann,
Der ſchwache Unſchuld martern kann?

Wer zittert nicht vor edler Wuth,
Wenn Mächtige des Armen Gut
In ihre vollen Kaſten ziehn,
Sich nur um ihren Bauch bemühn?

Er ringt die Hände Himmel-an,
Und ſeufzt, daß er nicht helfen kann.
Ach, der gedrückten Unſchuld Schmerz,
Wie Keltern, preßt er ihm das Herz.

Gern eilt er dann zur Leichenſaat,
Wo aller Drang ein Ende hat;
Blickt auf zu Gott, und ſieht, wie ſchön!
Die Unſchuld über Sternen gehn.

Den kühnen Frevler aber ſchreckt
Die Stimme deß, der Todte weckt,
Und dem Verräther heil'ger Pflicht
Trifft des Gewiſſens Blutgericht.

Empfindung, Schmuck der Menſchlichkeit!
Ich fühle die Erhabenheit,
Zu welcher du den Menſchen hebſt,
Wenn mächtig du ſein Herz belebſt.

Du ſollſt mir immer heilig ſeyn,
Dich nicht zur Sünderinn entweihn!
Dich hören, wenn Gott durch dich ſpricht:
Dieß ſey mir Weisheit, ſey mir Pflicht!

III. Begehrungsvermögen.

Die Gefühle erzeugen in uns **Begierden** und Ver-

abscheuungen. Das Vermögen, Etwas zu begehren, oder nicht zu begehren, nennt man das Begehrungsvermögen.

Das Verabscheuen scheint, wenn man nur auf's Buchstäbliche des Wortes merkt, nicht zum Begehrungsvermögen zu gehören, und doch ist es so; denn was ist das Verabscheuen anderes, als ein Begehren des Nichtseyns?

Das Begehrungsvermögen wird übrigens eben ſo eingetheilt wie das Gefühlsvermögen: in das niedre ſinnliche — in das höhere vernünftige und in das vermiſchte. Grobſinnliche Menſchen tragen nur nach ſinnlichen Genüſſen Verlangen, nach Wohlleben und Wolluſt, nach Weltgetümmel, Tanz und Zerſtreuung aller Art; nach vernünftiger Unterhaltung, nach Belehrung, nach den Freuden des Rechtthuns, nach den Freuden der Gottſeligkeit u. ſ. f. fühlen ſie kein Verlangen. Was ihre Begierden aufregen ſoll, muß wenigſtens halb ſinnlich ſeyn, und in dieſem Falle genießen ſie eigentlich nur das Sinnliche, nicht das Vernünftige.

In der Regel begehren wir nach dem Angenehmen; das Unangenehme verabscheuen wir, und das haben wir mit den Thieren gemein. Wir sind aber auch im Stande, aus guten Gründen, gerade das Unangenehme zu begehren und das Angenehme zu verwerfen. Das können die Thiere nicht. Wir sind eben erhitzt, und enthalten uns dennoch eine geraume Zeit des Trunkes, so sehr auch unsre Zunge darnach lechzen mag. Da steht vor uns ein leckerhaftes kaltes Getränke, das am erfrischendsten für uns seyn würde; wir wissen aber, daſs es uns in der Erhitzung ungesund ist, und wir greifen nach dem warmen, weil es uns, unter diesen Umständen, besser gedeiht.

Aber nicht bloſs in Ansehung des offenbar Schäd-

lichen sollen wir unsre Begierden beherrschen, sondern auch in Ansehung des Unschädlichen, wenn wir es nicht durch gerechte Mittel erlangen können, oder wenn es mehr Mühe, Gefahr und Sorgen kostet, als es werth ist. Eine wohlbesetzte Tafel ist z. B. allerdings etwas Gutes; aber der ist ein Thor, der bei armen Umständen sich seine magre Kost durch Sehnsucht nach einer bessern vergällt. Wer sich gewöhnt hat bloſs zu essen was sättigt und bloſs zu trinken was den Durst löscht, findet überall offene Tafel. Wer Viel entbehren kann, ist reich.

Abdolonymus, ein Gärtner, wurde von Alexander dem Großen zum Könige von Sidon gewählt. Abdolonymus ſchien über das Glück ſo wenig entzückt, daß Alexander ſeine Verwunderung nicht bergen konnte und ihn an ſeinen vorigen Zuſtand erinnerte. Abdolonymus antwortete kaltblütig: „Ich hatte zwar Nichts; aber es hat mir doch auch Nichts gefehlt!“ —

Nicht der iſt arm, der Wenig hat, wohl aber wer Viel begehrt.

Es haben Viele zu viel; aber nur Wenige haben genug.

Wenig begehren iſt baares Geld, und Wenig kaufen ein jährliches Einkommen.

Zufriedenheit iſt der Reichthum des Armen, und Unzufriedenheit die Armuth des Reichen.

Um aber unſern Willen von dem ſinnlichen Gelüſten recht unabhängig zu machen, gibt es kein beßres Mittel, als fleißige Uebung im freiwilligen Entbehren, bloß in der Abſicht, um durch Uebung ſich zu ſtärken. Hier hängt z. B. eine köſtliche Traube — die einzige des Stockes — ſie iſt mein, und mich gelüſtet darnach. Liegt aber nicht hier oder da ein Kranker, für den ſie eine nothwendigere Erquickung ſeyn würde? — Ja! Ich kenn' ihn zwar nicht genau; aber

der ſoll ſie haben, und das Entbehren wird mir ein ſüße-rer Genuß ſeyn als die Traube!

Verſage dir, dich zu beſiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen
Und ſteure deiner Sinnlichkeit.

Der bloſs **sinnliche Mensch** begehrt nur das Angenehme;
Der **Kluge** was ihm Vortheil bringt;
Der **Rechtliche** was die bürgerlichen Gesetze erlauben;
Der **Edle** was sittlich-schön und gut ist, und
Der **Fromme** was, seiner Ueberzeugung nach, Gott gefällt.

Da die Gefühle vom Angenehmen und Unangenehmen uns **antreiben**, jenes zu suchen und dieses zu fliehen; so nennt man sie in diesem Falle gewöhnlich: natürliche **Triebe**; denn **sie treiben uns an, uns selbst zu erhalten und unsern Zustand** (wirklich oder vermeintlich) **vollkommner zu machen**. Wir haben demnach den Trieb nach Wohlseyn, nach Geselligkeit, nach Freiheit, den Trieb zur Ehe, den Trieb der älterlichen Liebe, den Trieb der Wiſsbegierde, den Nachahmungstrieb etc. — Sind unsre Begierden anhaltend, so nennt man sie **Neigung** oder **Hang**; sind sie so stark, daſs darüber die Vernunft ihre Herrschaft verliert, oder doch leicht verlieren könnte, so nennt man sie **Leidenschaft**; im verächtlichen Sinne wohl auch **Sucht**, z. B. Vergnügungssucht, Selbstsucht, Ehrsucht, Herrschsucht, Habsucht u. s. w.

Der Ausdruck **Trieb** iſt alſo bildlich. Der friſche Baum hat gleichfalls eine Art Trieb; kann aber auch eine **Neigung** auf dieſe oder jene Seite haben. Haut man ihn um, ſo neigt er ſich vor dem Umſturze — und auf welche Seite wird er fallen? Auf die, nach welcher er ſich hingeneigt hat. — Seht, daher kommt der, auch vom menſchlichen Willen gebrauchte, bildliche Ausdruck **Neigung**.

Neigungen finden aber nicht nur im Begehrungsvermögen, ſondern auch im Erkenntniß- und Gefühlsvermögen ſtatt; z. B. Neigung zur Geſchichte, Naturlehre, Feldmeßkunſt, Muſik u. ſ. w. Desgleichen: Neigung zur Schwermuth, zur Luſtigkeit, zum Zorne u. ſ. w.

Neigungen werden gern zu Leidenſchaften, ſo daß wir uns bei ihnen gleichſam leidend verhalten und ohne Gegengewicht der Vernunft uns hinziehen laſſen, wohin die Neigungen wollen.

Von bloßen Affecten (oder ſtarken Gefühlen) unterſcheiden ſich die Leidenſchaften dadurch, daß mit ihnen immer ein ſinnliches Begehren oder Verabſcheuen verbunden iſt. Affecten aber können auch ohne Begierde und Verabſcheuung vorhanden ſeyn.

Ohne Triebe und Begierden würden wir nach Nichts streben und ringen, Nichts würde uns reizen und belohnen; wir wären Maschinen, nicht Menschen.

Der Weg durch den Kopf in den Willen zur That iſt durch einen Abgrund unterbrochen, über welchen nur das Herz die Brücke baut. (Wie verſteht ihr das?) Begierden und Verabſcheuungen ſind die zwei Hebel, welche uns in Bewegung ſetzen. Je größer ein Gut oder Uebel unſrer Vorſtellung nach iſt und je klarer und lebhafter wir es uns denken, deſto ſtärker begehren und verabſcheuen wir. Wir müſſen daher vor allem unſre Einbildungskraft zügeln, wenn wir unſre Leidenſchaften im Zaume halten wollen.

Aber wir sollen nicht blindlings unsern Trieben folgen;

Das Leben gleicht einem Wagen,
Die Begierden gleichen den Pferden,
Die Vernunft ist der Fuhrmann,

sagt ein Weiser des Alterthums.

Nur der ist ein freier Mann, in welchem die *Vernunft* Herr ist. Sie ist es, die uns über die Thierwelt erhebt;

Das Thier folgt Trieben der Natur,
Der Mensch dem Licht der Seele!

Der Mensch (das sagt ihm sein eignes Gefühl) hat freien Willen, er ist nicht, wie die Thiere, gezwungen, seinen Begierden zu folgen; denn er kann, aus Antrieb des Verstandes und der Vernunft, ihnen auch entgegen arbeiten. Er kann nicht nur die Gründe und Folgen seiner Handlungen überlegen, sondern auch ihre Rechtmäſsigkeit und Unrechtmäſsigkeit, ihre Gemeinnützigkeit und Gemeinschädlichkeit.

Die freie Selbſtbeſtimmung, der Begierde zu folgen, oder nicht zu folgen, nennt man Entſchluß, und das Vermögen, dieſen oder jenen Entſchluß nach Willkühr zu faſſen, freien Willen.

Kein Menſch faßt im Allgemeinen den Entſchluß böſe zu ſeyn; wohl aber gut zu ſeyn; nur in beſondern Fällen möchten wir gern Ausnahmen machen. Nur dann kann der Menſch das anerkannte Böſe thun, wenn er durch daſſelbe Etwas, das ihm noch ſchlimmer ſcheint, abwenden, oder ein höheres Gut erreichen will Der Dieb z. B. hält Arbeiten und Sparen für noch ſchlimmer, als die mit dem Diebſtahle verbundene Angſt; der Straffällige lügt und leugnet, weil er das mit einem falſchen Eide beläſtigte Gewiſſen für weniger peinlich hält, als die ihm bevorſtehende Strafe. Wer aber getraute ſich zu leugnen, daß er gleichwohl das Gegentheil von dem hätte thun können, was er wirklich gethan hat?

Unſer Wille iſt und bleibt alſo frei; aber aus weiſen Gründen hat uns der Schöpfer die Macht verſagt, auch Alles, was der Wille wählt, auszuführen. Wer Alles

könnte, was er wollte, würde mehr wollen als er ſoll; und wer Alles wollte was er kann, würde mehr thun als er darf. Wolle daher immer etwas mehr als du ſollſt, und etwas weniger als du darfſt. (Erklärung.)

1) Gesinnungen und Handlungen, die ich vor allen weisen und edlen Menschen verhehlen muſs, sind schändlich. Was Jedermann wissen darf, ist wenigstens erlaubt.

2) Gesinnungen und Handlungen, von denen ich nicht wünschen kann, daſs sie allgemein würden, sind unrecht; kann ich aber wünschen, daſs Jedermann meinem Beispiele folge, so sind sie recht. Ich kann z. E. nicht wünschen, daſs Jedermann mit seinen verkäuflichen Waaren die höchsten Preise abwarte und zu erzwingen suche; ich kann nicht wünschen, daſs Jedermann geize oder verschwende, daſs sich Jedermann betrinke, daſs Jedermann stehle, daſs Jedermann lüge, daſs Jedermann verläumde, daſs Jedermann hadre und streite etc.; wohl aber kann ich wünschen, daſs Jedermann das Gute und Gemeinnützige wolle und befördere.

Das höchste und Edelste im Menschen ist sein Begehren dessen, was recht und gut ist, sein *guter Wille*.

1) **Alle Menschen *können* guten Willen haben**; denn es gehört zum guten Willen nichts als guter Wille. Zum Gelehrt- und Geschicktwerden gehört natürliche Anlage und Gelegenheit; zum Rathen gehört Verstand und Einsicht; zum Geben gehört Geld und Gut; zu vielem andern gehört Macht und Ansehen u. s. w. Zum guten Willen gehört (ich wiederhole es) nichts als guter Wille. Kann ich auch das, was ich will, nicht immer vollbringen, so kann ich es doch wollen. Ich kann zuweilen gezwungen werden, Etwas zu thun, das ich nicht will; aber

zum Wollen kann mich Niemand zwingen. Ich kann gezwungen werden, in einem ungerechten Kriege zu dienen; aber Niemand kann mich zwingen, den ungerechten Krieg zu wollen und gut zu heiſsen.

2) Alle Menschen *sollen* guten Willen haben; denn

a) Er ist das Höchste und Beſste im Menschen. Nichts ist unbedingt, auf alle Fälle und unter allen Umständen gut, als der gute Wille. Er ist dabei das dauerhafteste Seelenvermögen; denn er kann noch fortwachsen und zunehmen, wenn im Alter die übrigen Geisteskräfte dahinschwinden.

Ueber Mittel und Zweck können wir irren; der gute Wille verliert dabei nichts an ſeinem Werthe, wohl aber an ſeinen Wirkungen. (Wie iſt das zu verſtehen?) Eben deßwegen müſſen wir uns beſtreben, das Gute immer nach richtiger Einſicht zu wollen und zu fördern.

b) Er gibt erst allen unsern Kräften und Vorzügen die gehörige Richtung. Nikolas List und andere Räuberhauptleute hatten groſse Anlagen; aber keinen guten Willen, daher miſsbrauchten sie dieselben. Verstand, Witz, Stärke, Macht, Reichthum u. s. w. sind also ein Unglück für uns und unsere Mitmenschen, wenn uns dabei der gute Wille fehlt.

c) Der gute Wille gibt uns selbst und unsern Handlungen erst den wahren sittlichen Werth. Das Gute, das ich nur aus Eigennutz, aus Klugheit, oder weil es mit meinem Triebe nach dem Angenehmen übereinstimmt, oder gezwungen, nicht freiwillig thue, verdient den Namen der Tugend nicht. Helfe ich dem Nothleidenden nur, weil ich aus Scham, oder andrer Rücksichten wegen, nicht anders kann: so hat die gute Handlung keinen sittlichen Werth. Wir kurzsichtige Menschen müssen uns zwar oft mit dem äussern Scheine begnügen;

Gott aber siehet das Herz an. Nur Aufrichtigkeit ist ihm angenehm.

d) Der gute Wille erleichtert uns jede Pflicht-Erfüllung. — Lust und Lieb' zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit gering, sagt ein altes Reimchen. Besitzt ihr, bei wenig Naturanlage, viel guten Willen: so werdet ihr doch so viel lernen, um brauchbare Menschen seyn zu können; wird euch die Gewöhnung an eine gewisse Tugend, und die Entwöhnung von einer gewissen Untugend noch so sauer, — habt ihr nur guten Willen, so gelingt es euch gewiſs. — Der gute Wille thut Wunder! sagt ein bekanntes Sprüchwort.

e) Der gute Wille kann und muſs zuweilen die Stelle der That vertreten. Ich will helfen, und kann nicht — wer verlangte das Unmögliche von mir? — Ein schwaches Kind sieht seinen Vater eine schwere Last heben. Flugs läuft es herbei und stemmt die kleinen Händchen auch an die Last. Sein Beistand hilft nichts; aber der Vater wird den guten Willen für die That annehmen. — Merkt jedoch wohl! nur dann vertritt der gute Wille die Stelle der That, wenn wir wirklich auf keine Weise können, was wir gern möchten. — Jene arme Wittwe im Evangelium (Mark. 12, 41—44.) konnte zwar nicht Viel in den Gotteskasten legen; aber sie gab doch ihren Heller mit gutem Willen, und Jesus sagte deſswegen von ihr: Wahrlich, ich sage euch, diese arme Wittwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn Alle, die eingelegt haben; denn sie haben Alle von ihrem Uebrigen eingelegt, diese aber hat von ihrer Armuth Alles, was sie hat, ihre ganze Nahrung eingelegt.

f) Der gute Wille macht sogar oft unsere Fehler gut.

Eine vornehme Frau hängte einst in dem Weinberge eines armen Landmannes ihr seidnes Arbeitssäckchen an einen Pfahl und ging dann mit dem leutseligen Weingärt-

ner durch die Reihen der Rebenstöcke. Sie pflückte nur einzelne Beerchen ab; die gutherzige Weingärtnerinn aber füllte indeſs heimlich das seidne Säckchen gepfropft voll Trauben. Mit Vergnügen fand die Edelfrau bei ihrer Zurückkunft die gutgemeinte Bescherung; zugleich aber auch mehrere Flecken, welche die Trauben an ihrem Säckchen verursacht hatten. Letzteres war ihr sehr unangenehm, da das Säckchen ein Andenken von einer guten Freundinn war. Gleichwohl nahm sie das Traubengeschenk mit der freundlichsten Danksagung auf, ohne den entferntesten Unwillen merken zu lassen; die Geberinn aber wurde des Fehlers selbst gewahr. Ach, gnädige Frau, sagte sie erschrocken, was hab' ich gemacht? — Gar nichts von Erheblichkeit! erwiederte diese; das Säckchen muſs ohnediefs gewaschen werden.

Gefällt euch das Verhalten der Edelfrau? Warum freute sie sich wohl über das kleine Geschenk, das ihr doch ein so schönes Arbeitssäckchen verdorben hatte? — Warum machte sie die Weingärtnerinn glauben, das Säckchen müsse ohnedieſs gewaschen werden, das doch gar nicht gewaschen werden durfte?

g) Der gute Wille tröstet uns endlich über das Miſslingen unsrer Unternehmungen.

Fehler in der Anlage, oder in der Ausführung gutgemeinter Absichten, können wir uns leichter verzeihen, und auch Andre verzeihen sie lieber, als bösen Willen. Wir behalten bei allen Vorwürfen der Unbedachtsamkeit, die wir vielleicht uns machen und machen sollen, doch ein gutes Gewissen und Gott zum Freunde (1 Joh. 3, 21.).

Ein gutes Gewissen ist besser als zwei Zeugen. Es verzehrt deinen Kummer, wie die Sonne das Eis; es ist ein Brunnen, wenn dich dürstet, ein Stab, wenn du sinkest, ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht, und ein Ruhekissen im Tode.

Anhang von den Temperamenten.

Noch muſs ich etwas von den Gemüthsverschiedenheiten oder Temperamenten der Menschen hinzusetzen. Ihr wiſst, liebe Kinder, daſs nicht Alle unter ähnlichen Umständen einerlei fühlen und begehren. Manchen reiſst etwas zu tiefem Schmerz und Gram hin, was den Andern gar nicht anficht. Was Diesen bis zur Ausgelassenheit froh macht, ist Jenem oft zuwider. Mancher ist durch eine Kleinigkeit in Zorn zu setzen, und alles, was er unternimmt, thut er mit Heftigkeit, indeſs ein Andrer bei allem, was er thun muſs, Trägheit blicken läſst, und selbst nicht leicht in Zorn zu bringen ist, weil er die Ruhe über Alles liebt. Dieser Beobachtung zu Folge hat man vier Temperamente angenommen und ihnen, weil der Grund ihrer Verschiedenheit nicht bloſs in der geistigen, sondern auch in der körperlichen Natur, gleichsam im Blute liegt, die Beinamen leicht-, schwer-, warm- und kalt-blütig gegeben.

Das sanguinische, oder leichtblütige Temperament fühlt leicht und begehrt stark; aber ein Gefühl und Begehren verdrängt das andere, daher wenig Ausdauer der Thatkraft. Es ist vorzüglich zum Froh- und Leichtsinne geneigt.

Das melancholische, oder schwerblütige, fühlt und begehrt langsamer; aber anhaltender, weil nicht so leicht ein Gefühl das andere verdrängt. Es ist vorherrschend zu Sorgen und daher zur Schwermuth und Einsamkeit geneigt.

Das cholerische, oder warmblütige, fühlt schnell und begehrt heftig, wie das sanguinische; seine Thatkraft aber ist stärker, wenn gleich auch nicht lang anhaltend. Es ist vornehmlich zur Herrschsucht und zum Jachzorne geneigt.

Das phlegmatische, oder kaltblütige, ist in seinen Gefühlen langsam, in seinen Begierden schwach, zur Ruhe und Bequemlichkeit geneigt, daher gewöhnlich besonnen und duldsam; aber ohne Thatkraft. In allen vieren gibt es, wie es sich von selbst versteht, groſse Abstufungen.

Indeſs dürfen wir unsere Fehler nicht mit dem Temperamente entschuldigen; denn jedes läſst sich, wenn wir ernstlich wollen, unter die Herrschaft der Vernunft bringen, und in diesem Falle hat jedes seinen eigenthümlichen Werth.

Daß der Körper großen Antheil an unſern Gemüths-Aeuſſerungen habe, läßt ſich wohl nicht leugnen. In ihm liegt ja das Mehr und Weniger unſrer Empfänglichkeit für äuſſere Eindrücke, und das Mehr oder Weniger unſres Wirkungsvermögens nach Auſſen.

Bei dem einen iſt viel Reizbarkeit und viel Thatkraft;

Bei dem andern — wenig Reizbarkeit und wenig Thatkraft;

Bei dem dritten — viel Reizbarkeit und wenig Thatkraft;

Bei dem vierten wenig Reizbarkeit und viel Thatkraft.

Der erſte iſt von choleriſchem,
der zweite von phlegmatiſchem,
der dritte von ſanguiniſchem und
der vierte von melancholiſchem Temperamente.

Ihr müßt jedoch nicht meinen, daß der Choleriſche bloß im Zorne heftig und kräftig ſey; nein, alle ſeine Gefühle, auch die der Liebe und Freundſchaft, ſind feurig und ſtark, ſo wie auch ſein Eifer und ſein Anhalten in liebgewonnenen Arbeiten;

Der Phlegmatiker geräth durch ſtärkere Aufregung wohl auch zuweilen in raſche Thätigkeit und in heftigen Zorn;

Der Sanguiniſche fühlt und beweiſ't auf kurze Zeit auch tiefe Trauer über ſich ſelbſt oder über Andere;

Der Melancholiſche legt dagegen in guter Geſellſchaft das trübe Glas zuweilen ab, durch das er die Welt zu betrachten pflegt, und beſchämt vielleicht manchen leichtblütigen Geſellen durch ſeine Heiterkeit.

Dieſe Beobachtung gab Anlaß, neben den genannten vier Temperamenten auch noch vermiſchte anzunehmen, deren Namen man wie die auf einer Windroſe aus den ſchon genannten zuſammenſetzt, z. E. ſanguiniſch-choleriſch und choleriſch-ſanguiniſch. Der voranſtehende Name ſoll nämlich das vorherrſchende Temperament andeuten. Dieſer Zwitternamen bedürfen wir indeß nicht. Wer den Menſchen beurtheilen will, muß nicht darauf ſehen, was er in einzelnen Stunden und Anwandlungen, ſondern was er vorherrſchend und im Ganzen iſt. Jeder wird von Zeit zu Zeit, unter beſondern Umſtänden, ſich ſelbſt unähnlich. So kann auch Jeder im Handeln zuweilen ein ganz anderes Temperament zeigen, als er wirklich hat, ohne daß die ungewöhnliche Handlungsweiſe aus einer Temperaments-Miſchung hervorginge.

Inhalt
des erſten Abſchnitts, oder der Materialien zu Lehrgeſprächen.

Vorbericht zur erſten Abtheilung . . . . . S. 3
Vom Tonleſen überhaupt, beſonders vom Schulton . 6
Wie lehrt man Kinder Gedanken und Gefühle leſen? Ein Beitrag zur Methodik 8
(Kinderfreund Nr. 3.)

I. Der fragende Ton.

1) Das Chriſtgeſchenk 23
Materialien zu einer Katechiſation über Neugier und Wißbegierde 25
(Kinderfreund Nr. 138. 139.)
2) Das Vogelneſt 32
Materialien zu ein Paar Katechiſationen über Menſchlichkeit gegen Thiere 34
(Kinderfreund Nr. 7.)

II. Der ausrufende Ton.

3) Ausruf der Bewunderung und Freude:
Der Weihnachtabend 47
Materialien zu einer Katechiſation über die Kinderfreuden am Weihnachtabend 49
(Kinderfreund Nr. 1.)
4) Ausruf der Angſt und des Schreckens:
Das Gewitter. 53
Materialien zu einer Katechiſation über Gewitterfurcht . 55
(Kinderfreund Nr. 137.)
5) Wehklagender Ausruf: Die beſtrafte Sorgloſigkeit . 56
Materialien zu einer Katechiſation über Sorgſamkeit und Sorgloſigkeit 58
(Kinderfreund Nr. 81.)
6) Zürnender Ausruf: Die Helden im Wirthshauſe . 62
Materialien zu einer Katechiſation über Unfug und Gewaltthätigkeit des Militärs 63
(Kinderfreund Nr. 65 u. 154.)

III. Der ſchmeichelnde und bittende Ton.

7) Die Entdeckung 67
Materialien zu ein Paar Katechiſationen über Ehrlichkeit . 71
(Kinderfreund Nr. 32. 35—40.)

8) Das Frühſtück . . . . S. 82
Materialien zu einer Katechiſation über das Mitleid . . 84
(Kinderfreund Nr. 26, 27, 28.)

IV. Der ſtrafende und drohende Ton.

9) Was hab' ich geſagt? 90
Materialien zu vier Katechiſationen:
über das Beobachten, ... 91
(Kinderfreund Nr. 16, 21, 138.)
über das Aufmerken, ... 95
(Kinderfreund Nr. 66, 72.)
über das Nachdenken 96
(Kinderfreund Nr. 95—98.)
und über das Behalten 100
(Kinderfreund Nr. 94, S. 102 der 3ten Aufl.)
10) Der ſteinerne Wecker 108
Materialien zu einer Katechiſation über den Schlaf . 110
(Kinderfreund Nr. 73.)
11) Ludewigs Tafelobſt 119
Materialien zu einer Katechiſation über Selbſtbeherrſchung 120
(Kinderfreund Nr. 51. 52.)

V. Der Ton des Muthes und der Entſchloſſenheit.

12) Der freiwillige Soldat 128
Materialien zu einigen Katechiſationen über Beſchaffenheit und Werth des echten Muthes 130
13a) Bonifaz 144
13b) Luther 147
(Kinderfreund Nr. 64. 65.)

VI. Der ſpottende Ton.

14) Die Schadenfreude 155
Materialien zu einer Katechiſation über Spottſucht . 156
(Kinderfreund Nr. 102.)

VII. Der gebrochne Ton.

15) Aengſtlich gebrochner Ton: Der Waumann . . . 167
Materialien zu ein Paar Katechiſationen über Geſpenſterfurcht 170
(Kinderfreund Nr. 63. 136.)
16) Sterbend gebrochner Ton: Väterlicher Abſchied . . 184
Materialien zu drei Katechiſationen:
a) über Jachzorn, ... 186
(Kinderfreund Nr. 50.)
b) Leichtſinn 193
(Kinderfreund Nr. 17—19.)
c) und Unzufriedenheit mit ſeinen Schickſalen 196
(Kinderfreund Nr. 71. 77.)

VIII. Vermiſchter Ton.

17) Die alte Ziege und ihre Böckchen . . . S. 221
Materialien zu einer Belehrung über Weſen und Abſicht der Fabel 223
(Kinderfreund Nr. 24.)

IX. Vom Nachdrucke, der auf manche Wörter gelegt werden muß.

18) Beiſpiele von der Nothwendigkeit, auf einzelne Wörter einen beſondern Nachdruck zu legen . 235

X. Drei Erzählungen ohne beſondere Rückſicht auf einen eigenthümlichen Redeton.

19) Meiſter Hämmerlein, oder: Niemand ſuche, was ſein iſt, ſondern ein Jeglicher, was des Andern iſt . . . 239
Materialien zu einer Katechiſation über den Geiſt der Gemeinnützigkeit 249
(Kinderfreund Nr. 133.)

20) Vater Gerhard, oder: was Gott thut, das iſt wohlgethan 263
Materialien zu einer Katechiſation über den Geiſt der Gottſeligkeit 275
(Kinderfreund Nr. 9, 21, 51, 71, 77, 78 u. 80.)

21) Gebückt! Gebückt! oder: mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land 284
Materialien zu ein Paar Katechiſationen über Höflichkeit und Unhöflichkeit 293
(Kinderfreund Nr. 22.) *).

Inhalt der zweiten Abtheilung,

enthaltend

die Lehre vom menſchlichen Körper, oder Somatologie.

Einleitung . . . S. 311
Namen der äuſſern Körpertheile 313
Ueber Verſchiedenheit der Größe und des Gewichtes des menſchlichen Körpers . . . 318
Knochenbau (Oſteologie) . 320
Namentlich von den Zähnen . 327
Von den Muskeln (Myologie) 331
Beiſpiele von auſſerordentlicher Muskelkraft . . . 333
Vom Blut-Umlaufe (Hämatologie) namentlich vom Herzen 337
Von den Adern . . . 341
Von Saugadern, beſonders von der Wuth . . . 344
Vom Blutlaſſen . . . 350
Von den Reſpirations-Werkzeugen, beſonders von der Lunge 352
Von geſunder und ungeſunder Luft 358

*) Anmerkung. Unter dem Kinderfreunde iſt durchgängig die bei Heyer in Gießen erſchienene ganz umgearbeitete Aufl. des Rochow'ſchen bekannten Schulbuches zu verſtehn.

Von den Verdauungswerkzeugen, namentlich vom Magen und den Gedärmen . . S. 364
Von der Verdauung ſelbſt . 367
Von Vielfreſſern . . 373
Von Ausleerungen des Magens und der Gedärme . . 375
Vom Urine . . . 377
Vom Urinſchauen . . 378
Von der äuſſeren Körperdecke, namentlich von der Haut 380
Vom Bade und der Reinhaltung der Haut . . 383
Von Hautkrankheiten . . 386
Haare und Nägel . . 394
Empfindungswerkzeuge, und zwar vom Empfindungsvermögen überhaupt . . 395
Von d. Nerven (Nevrologie) S. 397
Vom Gehirne und Rückenmarke —
Sinn des Gefühls . . 400
Beiſpiele von Bekämpfung des Schmerzgefühls . . 402
Sinn des Geſchmacks . . 403
Sinn des Geruchs . . 406
Einleitung in die Betrachtung der höhern und edlern Sinnwerkzeuge . . . 410
Sinn des Gehörs . . 411
Vom Schalle . . . 416
Sinn des Geſichts . . 425
Vom Sehen überhaupt . 433
Von weit- u. kurzſichtigen Augen 436
Vom Schlafe . . . 441
Vom Tode . . . 443

Inhalt der dritten Abtheilung,

nämlich

der Lehre von der menſchlichen Seele (Pſychologie).

Einleitung, von den Vorzügen des menſchlichen Körpers vor dem thieriſchen . . 447
Erkenntnißvermögen überhaupt . . . 452
Das Bewußtſeyn . . 453
Die Einbildungskraft 454
Hoher Nutzen derſelben . 455
Zufällige Nachtheile . . 460
Das Gedächtniß . . 470
Ueber Gedächtnißkunſt . . 471
Vom Aufmerken und Darandenken 474
Der Verſtand . . 475
Vom Begreifen . . . —
Vom Vergleichen und Unterſcheiden, vom Weſentlichen und Zufälligen . . . 479
Vom Urtheilen . . . 482
Von der Sprache . . 483
Hoher Werth des Nachdenkens 486
Ueber Mittel und Zweck, Urſache und Wirkung . . 489
Vom Schließen . . . 493
Von der Form des Schließens 495
Die Vernunft . . 498
Vom Recht und Unrecht . 499
Gefühlsvermögen überhaupt 503
Verſchiedne Arten der Gefühle 504
Hoher Werth der Gefühle . 507
Zufällige Nachtheile . . 510
Sorge für d. Gefühlsvermögen 511
Allgemeine Bemerkung darüber —
Abſtumpfung der Gefühle . 513
Empfindlichkeit u. Empfindelei 514
Loblied auf d. echte Empfindſamk. 515
Begehrungsvermögen überhaupt . . . 516
Von der Beherrſchung desſelben 517
Von Trieben, Neigungen und Leidenſchaften . . . 519
Vom freien Willen . . 521
Vom guten Willen . . 522
Anhang von den Temperamenten 526

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schlez, Johann Ferdinand,

Handbuch für Volksschullehrer enthaltend den Denkfreund mit einem reichen Vorrathe von Zugaben für den Schulgebrauch

Bd.: 1. Die 3 ersten Abschnitte des Denkfreundes: Die Tonlesekunst, mit Ent würfen zu Lehrgesprächen, die

Gießen 1830

Paed.th. 5039-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10764130-3